

SCHRIFTEN
DES VEREINS FÜR
GESCHICHTE
DES BODENSEES
UND SEINER
UMGEBUNG

SCHRIFTEN
DES VEREINS FÜR
GESCHICHTE
DES BODENSEES
UND SEINER
UMGEBUNG



114. HEFT 1996

SELBSTVERLAG DES BODENSEEGESCHICHTSVEREINS, FRIEDRICHSHAFEN

SCHRIFTEN
DES VEREINS FÜR
GESCHICHTE
DES BODENSEES
UND SEINER
UMGEBUNG



Internationale Abkürzung: Schr VG Bodensee
ISSN 0342-2070

Gesamtherstellung: Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen
Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

Jahresbericht des Vizepräsidenten für 1994/95	V
Bericht über die 108. Hauptversammlung	X
Wolfgang Scheffknecht, Nachruf Dr. Eberhard Tiefenthaler	1
Karl Heinz Burmeister, »Ohne Bregenz kein St. Gallen«, Der Weg des hl. Gallus von Bregenz nach St. Gallen	5
Peter Steuer, Der Oberamtsbezirk Altdorf: Territorial- und Verwaltungsgeschichte	17
Werner Dobras, Der Amateurbotaniker und Schulmeister Hieronymus Harder. Sein Leben, seine Pflanzensammlungen	49
Stephanie Haberer, Andreas Hyrus von Homburg. Ein Ravensburger Bürgermeister als Fuggerfaktor in Spanien	61
Michael Brunner, Anmerkungen zur Konstanzer Rheinbrücke im 17. Jahrhundert	65
Hubert Hosch, Zur Botschaft des Weihnachtsbildes von Franz Anton Maulbertsch (1724–1796) in der Pfarrkirche Sümeg/Ungarn. Einige Gedanken zum 200. Todesjahr des von Langenargen gebürtigen Barockmalers	73
Georg Wieland, Die Anfänge des Christlichen Metallarbeiterverbands in Friedrichshafen (1912/14). Aus den Erinnerungen des LZ-Arbeiters August Maier	81
Ulrich Einsle, Ruderfußkrebse (Crustacea, Copepoda) aus temporären Kleingewässern des westlichen Bodenseegebietes (<i>Cyclops stagnalis</i> n. sp.)	101
Edgar Krayss und Oskar Keller, Hydrographie des Bodenseeraums während der letzten Vorlandvereisung	111
Buchbesprechungen	145

Inhaltsverzeichnis

V	Abkürzungen
VI	Abkürzungen
VII	Abkürzungen
VIII	Abkürzungen
IX	Abkürzungen
X	Abkürzungen
XI	Abkürzungen
XII	Abkürzungen
XIII	Abkürzungen
XIV	Abkürzungen
XV	Abkürzungen
XVI	Abkürzungen
XVII	Abkürzungen
XVIII	Abkürzungen
XIX	Abkürzungen
XX	Abkürzungen
XXI	Abkürzungen
XXII	Abkürzungen
XXIII	Abkürzungen
XXIV	Abkürzungen
XXV	Abkürzungen
XXVI	Abkürzungen
XXVII	Abkürzungen
XXVIII	Abkürzungen
XXIX	Abkürzungen
XXX	Abkürzungen
XXXI	Abkürzungen
XXXII	Abkürzungen
XXXIII	Abkürzungen
XXXIV	Abkürzungen
XXXV	Abkürzungen
XXXVI	Abkürzungen
XXXVII	Abkürzungen
XXXVIII	Abkürzungen
XXXIX	Abkürzungen
XL	Abkürzungen
XLI	Abkürzungen
XLII	Abkürzungen
XLIII	Abkürzungen
XLIV	Abkürzungen
XLV	Abkürzungen
XLVI	Abkürzungen
XLVII	Abkürzungen
XLVIII	Abkürzungen
XLIX	Abkürzungen
L	Abkürzungen

Schriftleitung:
URSULA RECK, Friedrichshafen
DR. PETER EITEL, Ravensburg

*Für den Inhalt ihrer Beiträge
sind die Verfasser verantwortlich*

Jahresbericht des Vizepräsidenten für 1994/95

Vorstand und Präsident

Im abgelaufenen Geschäftsjahr 1994/95 hielt der Vereinsvorstand unter der Leitung des Vizepräsidenten vier halbtägige Sitzungen ab, die erste im Hotel »Waldhorn« in Ravensburg am 16. November 1994 verbunden mit einem Stadtrundgang, geführt von Vorstandsmitglied Peter Eitel. Die zweite Sitzung versammelte den Vorstand auf Einladung von Vorstandsmitglied Hans-Ulrich Wepfer am 22. März 1994 im »Rote Oepfel« in Sonnenberg bei Amriswil/TG und in der »Linde« in Rächlisberg; besucht wurde aus diesem Anlaß das Kutschenmuseum in Amriswil, wo uns dessen Besitzer Robert Sallmann persönlich führte. Die dritte Sitzung am 14. Juni 1995 in St. Gallen leitete wiederum der Vizepräsident. Nach der Sitzung führte Maria Hufenus den Vorstand durch die Stiftsbibliothek und wurden die Vorstandsmitglieder Karl Heinz Burmeister, Emmerich Gmeiner (entschuldigt) und Hubert Lehn offiziell aus dem Vorstand verabschiedet. Die vierte und letzte Vorstandssitzung fand schließlich am 16. September 1995 in Kreuzlingen statt.

An allen Sitzungen wurden Fragen des Vereinslebens (Statuten, Vereinsschriften, Finanzen, Mitgliederbewegung usw.) behandelt und vor allem die zahlreichen Aktivitäten vorbereitet. Darüber hinaus vertraten Vorstandsmitglieder den Bodensee-Geschichtsverein bei verschiedensten Anlässen. Die gesamte Präsidialkorrespondenz sowie Rundschreiben und Einladungen an die Mitglieder wurden vom Präsidenten bzw. Vizepräsidenten in Zusammenarbeit mit den drei Geschäftsstellen abgewickelt. Es sei wieder einmal ausdrücklich erwähnt, daß sowohl durch die ehrenamtliche Tätigkeit der Vorstandsmitglieder als auch durch manche Dienstleistungen der Geschäftsstellen unserem Verein erkleckliche – wenn man so sagen darf – indirekte Subventionen zufließen.

Die Vorbereitung der vielseitigen Hauptversammlung in Kreuzlingen erstreckte sich über das ganze Jahr und lag hauptsächlich in den Händen unseres Vorstandsmitglieds Hans-Ulrich Wepfer und des Schatzmeisters Eduard Hindelang. Ihnen sei für die Organisation dieser Veranstaltung herzlich gedankt.

Mitglieder

Die Mitgliederbewegung des vergangenen Jahres verzeichnet nebst zahlreichen Neueintritten mehrere Abgänge durch Austritte oder Todesfälle. Ich bitte Sie, sich zum Gedenken an die Verstorbenen von Ihren Sitzen zu erheben; namentlich sind dies:

Christian Balzer, Mariabrunn
Werner Bechinger, Konstanz
Dr. Erich Bloch, Konstanz
Hellmut Götzger, Lindau-Aeschach
Dr. Hermann Grosser, Appenzell

Dr. William Hess, Ravensburg
 Kurt Lienhard, Schaffhausen
 Prof. Dr. Herbert Nesselhauf, Freiburg
 Dr. Rudolf Schmäh, Friedrichshafen
 Willy Sprenger, Frauenfeld
 Walter Triofini, Altnau.

Der Mitgliederstand unseres Vereins beläuft sich auf 1230 Einzelpersonen und Kollektiv-Mitglieder (Deutschland 779, Österreich 125, Schweiz und Liechtenstein 326). Ich ersuche Sie, alle Interessierten auf unseren Verein aufmerksam zu machen und darauf hinzuweisen, daß der Bodensee-Geschichtsverein viel zu bieten hat: die Jahreshefte, die Bodenseebibliographie und die Veranstaltungen sowie die Pflege der Freundschaft und des kollegialen Gedankenaustauschs rund um unseren Bodensee. Bitte werben Sie unter Ihren Freunden und Bekannten für unseren Verein und damit für unsere Kulturlandschaft Bodensee!

Informationstagungen und Exkursionen

Informationstagungen und Exkursionen fanden 1994/95 folgende statt:

Auf den 15. Oktober 1994 hatte Hans-Ulrich Wepfer zur Informationstagung nach Stein am Rhein eingeladen. Nach Begrüßung und Kurzorientierung über die eben abgeschlossene Gesamtrestaurierung der Stadtkirche sprach Stadtarchivar Dr. Peter Scheck über »Die Bündnispolitik Schaffhausens mit den Bodenseestädten im späteren Mittelalter«. Für das Nachmittagsprogramm versammelten sich zwei Gruppen zur Stadtführung mit Dr. med. Hanspeter Böhni und Dr. Peter Scheck; eine dritte Gruppe besichtigte die weil das Wohnkulturmuseum »Lindwurm«. Nach einer Pause mit »individueller Erquickung und Ergötzung« wurden die Gruppen gewechselt. Die »Schaffhauser Nachrichten« (22. Oktober 1994, Nr. 247) berichteten über diese Tagung unter anderem: »Auch die weit über 100 Teilnehmer an der Veranstaltung in Stein am Rhein bereuten ihr Kommen nicht. Nach einer kurzen Begrüßung durch Stadtpräsident Franz Hostettmann und einer Orientierung über die Gesamtrenovation der Stadtkirche durch Architekt Peter Hartung fand Stadtarchivar Peter Scheck mit seinem Vortrag über die Bündnispolitik Schaffhausens mit den Bodenseestädten im späteren Mittelalter ausgesprochen interessierte Zuhörer. – Dem ebenfalls sehr wichtigen kulinarischen Teil, für Fischliebhaber im »Rheinfels«, für Fleischliebhaber in der »Badstube«, folgten am Nachmittag Stadtführungen durch Hanspeter Böhni und Peter Scheck sowie Führungen durch das Wohnmuseum Lindwurm, wobei die Gäste nicht nur das hervorragend eingerichtete Museum selbst, sondern vor allem auch die sachkundigen und sehr herzlichen Erläuterungen durch August Scherrer, Peter Bretscher und Bea Leuthold lobten«.

Eine weitere Informationstagung hatte Vorstandsmittglied Wolfgang Scheffknecht auf den 11. März 1995 in der Vorarlberger Landesbibliothek in Bregenz organisiert. Das Thema lautete: »Bader, Huren, Gauner und Henker, Randgruppen im Bodenseeraum«. Nach der Begrüßung durch den Vizepräsidenten führte Karl Heinz Burmeister mit seinem Referat »Gesellschaftliche Randgruppen im Mittelalter« in das Thema ein. Es sprachen anschließend Birgit Tuchen über »Die Bader und das Badhaus von Wangen« und Ernst Ziegler über »Prostituierte im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen St. Gallen«. Nach der Mittagspause referierten Marcel Mayer über »Delinquenten, Die Insassen des St. Galler Zuchthauses in der Frühen Neuzeit« und Wolfgang Scheffknecht über »Die Scharfrichter von Lindau, Bregenz und Hohenems in der Frühen Neuzeit«. Es war dann vor allem der letzte Vortrag, der in der Presse Beachtung fand – unter grausligen Titeln wie »Vom Hängen, Rädern, Köpfen und Vierteilen«. Das etwas marktschreierische Thema, das gegenwärtig sehr »in« ist, mit den abwechslungsreichen Vorträgen vermochte rund

200 Personen nach Bregenz zu locken. Viele Teilnehmer waren auch ganz besonders vom außerordentlichen Bau der Vorarlberger Landesbibliothek – einem Werk unseres Präsidenten Eberhard Tiefenthaler – angetan und des Lobes voll. Leider war es dem Präsidenten wegen seiner schweren Krankheit nicht vergönnt, diese Tagung in seinem Hause mitzumachen und zu leiten.

Über die naturkundliche Exkursion berichtet die Organisatorin, Vorstandsmitglied Reinhild Kappes folgendes: »Bei herrlichem Sommerwetter konnte am 6. Mai die naturwissenschaftliche Exkursion zum Hohentwiel und dem Aachried durchgeführt werden. Über 100 Interessierte hatten sich am Singener Rathaus eingestellt, um an den von Stadtarchivarin Reinhild Kappes organisierten Führungen teilzunehmen. Durch das große Interesse mußte die Exkursion morgens und mittags, in jeweils zwei Gruppen aufgeteilt, durchgeführt werden. Die wissenschaftlichen Führungen übernahmen Albert Classen und Rainer Leiders vom Institut für Landschaftsökologie und Naturschutz in Singen. – Unter den Titeln ›Geschichtlicher Einfluß auf die naturkundliche Bedeutung des Hohentwiel‹ stellte Albert Classen seinen Exkursionsbeitrag, der die Teilnehmer von der Hohentwielgaststätte zunächst um den Berg herum bis zur unteren Hohentwiefestung führte. An exponierten Geröllhalden wies er unter anderem auf verschiedene in Deutschland beinahe ausgestorbene mediterrane Insektenarten hin, die sich Dank der besonderen Bedingungen an der Burgruine halten können. – Den zweiten Teil der Exkursion hatte Rainer Leiders übernommen. Er zeigte die ›Geschichte und Zukunft eines Flusses und seiner Landschaft‹ am Beispiel der Hegauer Aach auf. Während eines wunderschönen Spaziergangs machte er auf die Probleme des kanalisierten Flusses aufmerksam und auf die zu erwartende Verbesserung durch eine natürliche Remäanderisierung. Abschließend ging die Busfahrt über Volkertshausen zur Aachquelle, der größten Karstquelle Deutschlands. Hier tritt ein Teil der jungen Donau, die zwischen Immendingen und Tuttlingen versickert, wieder ans Tageslicht. Nach der Rückkehr nach Singen begaben sich die Exkursionsteilnehmer am Spätnachmittag hochzufrieden auf den Heimweg«.

Zum Stadtjubiläum Schaffhausen lud der designierte Präsident Markus Huber auf den 17. Juni 1995 nach Schaffhausen ein. Die Vormittagsveranstaltungen fanden im Kreuzsaal des Museums Allerheiligen statt. Nach Begrüßungen durch den Vizepräsidenten Ernst Ziegler und durch Stadtrat Marcel Wenger sprach Ernst A. Rubli, Zunftsreiber der Zunft zum Schneidern, über »Zünfte – früher und heute«. Anschließend referierte Kurt Wyprächtiger über »Diebe, Gauner, Lumpenpack, Aspekte der Schaffhauser Münzgeschichte«, wobei er, »da Schaffhausen in dieser Hinsicht offenbar zuwenig hergab, alle Varianten von Münzfälschungen in aller Welt erwähnte«. (Schaffhauser Nachrichten, 21. Juni 1995, Nr. 144). Über das Vormittagsprogramm stand am 21. Juni 1995 in den »Schaffhauser Nachrichten«: »Historiker sind nicht in jedem Falle trockene, verstaubte Menschen. An der Tagung des Bodensee-Geschichtsvereins herrschte jedenfalls nebst schönstem Wetter auch beste Stimmung. So bedankte sich etwa Vizepräsident Ernst Ziegler, Stadtarchivar von St. Gallen, beim ›Enten-Huber‹ für die gelungene Organisation und Baureferent Marcel Wenger bezeichnete sich hierauf spontan als ›Insel-Wenger‹ (wegen der Verkehrsinseln), lieferte danach aber, und das war natürlich wichtiger, einen vorzüglichen Abriss der Schaffhauser Stadtentwicklung. Museumsdirektor Gérard Seiterle führte die aufmerksamen Gäste durch die verschiedenen aktuellen Ausstellungen im Museum zu Allerheiligen«. Nach dem Mittagessen standen Führungen zum Thema »Zunfthäuser, Münster, Kreuzgang, Kräutergarten, St. Johann, Munot« auf dem Programm, ehe man sich zum Abschluß auf dem Munot zu einem von der Stadt Schaffhausen gespendeten Apéro traf. Pio Dalla Valle, Rixa Müller und Erika Jacquemai führten ihre Gruppen engagiert durch die Stadt und vermittelten kenntnisreich die lokale Geschichte, während Gérard Seiterle auf einem Rundgang für besonders Interessierte die Schätze des Museums Allerheiligen erklärte.

In den »Schaffhauser Nachrichten« stand am 22. Oktober 1995: »Dies stellt natürlich eine weit überproportionale Berücksichtigung unserer Region dar, die wir uns aber gerne gefallen

lassen«. Gemeint waren die Veranstaltungen Stein am Rhein, Hohentwiel/Aachried und Schaffhausen. Wenn immer möglich versuchen wir, die verschiedenen Veranstaltungen regional zu verteilen. Da diese jedoch in der Regel von den Vorstandsmitgliedern vorgeschlagen werden, hängt eine gerechte Streuung von der Aktivität derselbigen ab. In der Gegend Schaffhausen, Singen, Kreuzlingen scheint es nun ein eigentliches Nest von besonders eifrigen Vorstandsmitgliedern zu haben. . . . Wir hoffen natürlich, daß die genannte »überproportionale Berücksichtigung« gelegentlich wieder einmal andernorts statthaben wird!

Vereinschriften

Die beiden neuen Redaktoren Ursula Reck und Peter Eitel konnten aus verschiedenen Gründen auch dieses Jahr Heft und Bibliographie nicht vor der Hauptversammlung herausbringen; sie sind jedoch bestrebt, von 1996 an unsere jährlichen Veröffentlichungen jeweils wieder vor der Hauptversammlung verschicken zu können. Das bei Thorbecke in Sigmaringen hergestellte Buch im Umfang von mehr als 250 Seiten mit vielen Abbildungen hat heuer den thematischen Schwerpunkt »Kriegsende 1945 und erste Nachkriegsjahre« und wird sicher Ihr Interesse finden. Der Band wird im Oktober oder November allen Mitgliedern zugesandt werden. Unserer Schriftleitung spreche ich für die hervorragende und mühevollte Arbeit den besten Dank aus. Zugleich mit dem Jahresheft erhalten die Mitglieder die Bodenseebibliographie, die vom Bodensee-Geschichtsverein gemeinsam mit der Universität Konstanz herausgegeben wird. Sie wurde wiederum von Werner Allweis und Günther Rau bearbeitet, denen ich dafür herzlich danke. Das Schriftenlager des Vereins in Friedrichshafen, wo ältere Hefte gekauft werden können und gerne auch zurückgenommen werden, betreut seit vielen Jahren – jetzt als Doppelbelastung – dankenswerterweise unser Vorstandsmitglied Ursula Reck.

Bodenseebibliothek

Über die Tätigkeit der Bodenseebibliothek Friedrichshafen legte Georg Wieland einen rund acht Seiten umfassenden Jahresbericht (Juli 1994–Juni 1995) vor; wir entnehmen daraus folgende wichtige Punkte: Die Bibliotheksarbeit wurde wie bisher von Andrea Bach mit Unterstützung durch Angelika Ahlfänger bewältigt. Die im Jahresbericht 1993/94 in Aussicht gestellte Lösung der Raumnot von Stadtarchiv und Bodenseebibliothek wird sich auf 1996 verschieben, weil im Haushaltsjahr 1995 keine Mittel zur Verfügung standen. Im Haushaltsjahr 1994 wurden insgesamt 38 510 DM in Neuerwerbungen (Monographien und Periodica) investiert. Im Haushaltsjahr 1995 steht für Erwerbungen der Bodenseebibliothek aufgrund einer linearen Kürzung der meisten Haushaltsstellen um zehn Prozent nur noch der Betrag von 31 500 DM (1991–1994: 35 000 DM) zur Verfügung. Diese Kürzung wird sich im Bestandszuwachs deutlich niederschlagen. Wie sich aus der Statistik ergibt, ist die Zahl der laufend gehaltenen Zeitschriftentitel 1993 durch neue Tauschverhältnisse, neue Abonnements und Gratisabgaben um 13 Titel angewachsen; sie umfaßte am Jahresende 290 Titel. Im laufenden Jahr 1995 sind weitere neue Zeitschriften hinzugekommen. Als herausragende antiquarische Erwerbungen werden für das Berichtsjahr 1994/95 fünf Titel des 18. und 19. Jahrhunderts genannt. Aufgrund eines von Eberhard Tiefenthaler wiederholt ausgesprochenen Angebots zur kostenlosen Bestandsergänzung aus dem Dublettenbestand der Vorarlberger Landesbibliothek kam bald nach der letzten Sitzung des Betreuungsausschusses eine Sichtung durch Andrea Bach und Ursula Reck zustande. Am 14. Oktober 1994 konnten dann 66 Dubletten übernommen werden. Für dieses großzügige Entgegenkommen ist dem verstorbenen Vereinspräsidenten und Mitglied des Betreuungsaus-

schusses herzlich zu danken. Die Katalogisierungsarbeiten konzentrieren sich wie bisher auf die laufend eingehenden Monographien und Serien. Im Berichtsjahr konnte die Verzeichnung des Kartenbestandes der Bodenseebibliothek als altes Desiderat in Angriff genommen werden. Im Kalenderjahr 1994 konnten 320 Bände (vorwiegend Zeitschriften) mit einem Kostenaufwand von rund 10 550 DM gebunden werden. Für die Restaurierung stark beschädigter wertvoller Werke wurden 1994 über 13 600 DM ausgegeben. Nachdem der Verein für Geschichte des Bodensees in den Jahren 1989 bis 1992 die Restaurierungsmaßnahmen jeweils durch einen Zuschuß von rund 3000 DM unterstützt hat, ist die Weiterleitung geeigneter Restauratorenrechnungen in den Jahren 1993 und 1994 leider aus verschiedenen Gründen seitens der Bibliothek versäumt worden. Ein entsprechender Zuschuß des Vereins kann daher erst wieder im laufenden Jahr 1995 in Anspruch genommen werden. Seit 1991 ist gegenüber den früheren Jahren eine steigende Tendenz in der Bibliotheksausleihe und seit 1994 eine deutliche Zunahme der Fernleihbestellungen an die Bodenseebibliothek zu beobachten. Im September 1994 erschien das »Handbuch der historischen Buchbestände in der Bundesrepublik Deutschland«; Band 7 (Baden-Württemberg und Saarland, A–H) enthält einen fünf Spalten umfassenden Beitrag über die Bodenseebibliothek von Georg Wieland. Ich möchte meinem Kollegen Georg Wieland für seine Arbeit und seinen Einsatz für unsere Vereinsbibliothek ganz herzlich danken.

Finanzielles

Die Zuschüsse, die wir von Regierungen, Kultusministerien, Landkreisen, Kantonen, Gemeinden, Städten usw. rund um den Bodensee immer empfangen, werden für den Druck unserer Verzeichnisse und für unsere zahlreichen Aktivitäten verwendet. Für Beiträge und finanzielle Zuwendungen danken wir aber vor allem auch unseren Förderern, Kollektivmitgliedern und Mitgliedern. Für die finanziellen Belange des Vereins ist Schatzmeister Eduard Hindelang verantwortlich; ihm stehen zur Seite die Revisoren Alfons Brenner und Hubertus Bürgel. Die Geschäftsstellen des Vereins werden geführt von Dr. Helmut Maurer und Michael Kuthe (Konstanz) für Deutschland, von Dr. Hans-Ulrich Wepfer (Kreuzlingen) für die Schweiz und Liechtenstein und von Dr. Alois Niederstätter (Bregenz) für Österreich. Ihnen allen möchte ich für die oft mühselige Arbeit herzlich danken.

ERNST ZIEGLER
Vizepräsident

Bericht über die 108. Hauptversammlung am 16./17. September 1995 in Kreuzlingen

Anders als im vergangenen Jahr konnte die 108. Hauptversammlung unseres Vereins in Kreuzlingen bei herrlichem Spätsommerwetter stattfinden. Über 200 Vereinsmitglieder waren angereist, um sich über Kultur und Geschichte des meist nur als Durchfahrtsort bekannten Städtchens zu informieren. Die Organisation der Jahreshauptversammlung lag in den Händen unseres Vorstandsmitgliedes Hans-Ulrich Wepfer, Leiter des Kreuzlinger Seemuseums.

Führungen, Vortrag und Empfang am Samstag

Versammlungsort für die Stadtführungen war am Samstagnachmittag die ehemalige Klosterkirche St. Ulrich. Nach festlichen Orgelklängen und einer kurzen Begrüßung gab Hans-Ulrich Wepfer einige organisatorische Hinweise für die angebotenen Führungen.

Die erste Gruppe blieb am Ort und besichtigte unter Führung von Altpfarrer Anton Hopp die 1650 erbaute ehemalige Klosterkirche St. Ulrich und Afra, die um 1760 in eine Rokoko-Kirche umgestaltet wurde. Die berühmte Ölbergkapelle mit 400 Figuren eines Tiroler Schnitzers entstand etwa 1720. Die 1963 durch einen Brand schwer beschädigte Stiftskirche wurde stilgetreu wieder hergestellt. Anschließend besuchte die Gruppe das Museum St. Ulrich und die Bauten des Konvents. Weiter ging es zur »Römerburg«, deren Name sich vom »Remisberg« (Berg des Remigius) ableitet. Es handelt sich hierbei um ein Privathaus mit bemerkenswerter Ausstattung, das die schweizerische Wohnkultur des 16. bis 19. Jahrhunderts zeigt.

Die zweite Gruppe fuhr unter Leitung von Annemarie Strasser mit dem Bus bis Irsee (früher Absteige des Klosters Irsee). Man wanderte zum Gut Untere Hochstraße, einer ehemaligen Wasserburg. Dann ging es über das Gut und Schloß Brunegg zum Schloß Girsberg, dem früheren Sitz der Familie Zeppelin. Hier lud Alexa Baronin Koenig-Warthausen zum Most ein und berichtete über die Beziehung ihrer Vorfahren zum Schloß. Anschließend besichtigte die Gruppe das Puppenmuseum.

Die dritte Führung konzentrierte sich ganz auf die bedeutende Kunstsammlung Kisters. Der Deutsche Heinz Kisters, ein großer Kunstfreund und Vertrauter Adenauers, begann 1932 mit dem Aufbau dieser Privatsammlung, welche Ausschnitte der abendländischen Malerei vom 13. bis ins 17. Jahrhundert umfaßt. Die Besucher, die von der Familie empfangen wurden, waren begeistert, Werke so namhafter Künstler wie Botticelli, Cranach, van Dyck, Rubens, Tizian u. v. a. betrachten zu können.

Die vierte Gruppe wurde von Georg Strasser zu den bemerkenswerten Bauten im Zentrum von Kreuzlingen geführt. Besichtigt wurde unter anderem das Heimatmuseum in der Rosenegg. In dem stattlichen Bürgerhaus, das 1740 erbaut wurde, sind eine lokalgeschichtliche Sammlung von alten Katasterplänen des früheren Augustinerstiftes Kreuzlingen, antike Möbelstücke, Handwerksutensilien sowie Waffen und Bilder aus Kreuzlingen zu sehen. Über die von 1900 bis 1903 erbaute neubarocke Kirche, St. Stefan in Kreuzlingen-Emmishofen, ging es mit dem Bus zurück.

Die fünfte Gruppe wurde von Veranstalter Hans-Ulrich Wepfer persönlich geleitet. Nach einer kurzen Führung durch das Augustiner-Chorherrenstift, heute thurgauisches Lehrerseminar, ging es vorbei an der 1911 vom Stuttgarter Architekten Ph. J. Manz erbauten, von außen noch original erhaltenen Schuhfabrik (heute Fahrradfabrik), in den zum See führenden Park. Nach einem kurzen Verweilen im Schloß Seeburg ging man zunächst hinunter zum See, von wo der Betrachter einen herrlichen Blick auf den Konstanzer Hafen mit Konzil und Münster hat. Anschließend wurde das Seemuseum besichtigt. Nach kurzem Apéro führte Wepfer die Gäste durch sein eigenes Reich. Das Haus wurde 1717 als Kornhaus, Weinkeller und Trotte des Augustiner-Chorherrenstifts Kreuzlingen erbaut. Seit 1894 nutzten die Besitzer der »Seeburg« die Kornschütte als Landwirtschaftsbetrieb. Das 1958 von der Stadt Kreuzlingen mit Schloß Seeburg und Park gekaufte Gebäude wurde 1990 bis 1993 durch eine von Gemeinde, Kanton, Bund, Firmen, Heimatschutz und Privaten unterstützte Stiftung saniert und restauriert. Neben der Dauerausstellung zu den Themen Schifffahrt sowie Handel und Fischerei, war die Sonderausstellung »Krieg und Kriegsende, zum Gedenken an das Ende des 2. Weltkriegs vor 50 Jahren« zu sehen. Nebenbei genossen die Teilnehmer die wunderschöne Aussicht auf den Bodensee und das gegenüberliegende Ufer.

Die letzte Gruppe besichtigte die Sammlung mechanischer Musikinstrumente des Fabrikanten Hans Wenzler in Bottighofen, der auch selber führte.

Rechtzeitig trafen sich die Vereinsmitglieder gegen Abend im Klosterkreuzgang (Lehrerseminar), um im dortigen Garten einen von der Stadt offerierten Apéro einzunehmen. Anschließend saß man im ehemaligen Klosterrefektorium beim guten, von den Seminarschülern zubereiteten und servierten Abendessen zusammen. Von hier aus war es kein weiter Weg in die Aula des Lehrerseminars, wo Hans-Ulrich Wepfer unter dem Titel »Zur Geschichte von Kreuzlingen« einen Dia-Vortrag hielt. Anhand schöner und interessanter Lichtbilder führte er seine Zuhörer durch das den meisten unbekannte Kreuzlingen und zeigte manch schönen Winkel, den man gerne in natura und auf eigene Faust zu besichtigen wünschte. Besonderes Interesse fanden bei vielen Vereinsmitgliedern die Aufnahmen vom Kriegsende 1945, die der Vortragende kenntnisreich zu interpretieren verstand.

Mitgliederversammlung

Zur Mitgliederversammlung trafen sich die Teilnehmer am Sonntag um 9 Uhr im evangelischen Kirchengemeindehaus an der Bärenstraße. Vizepräsident Ernst Ziegler sprach Gedenkworte auf Präsident Eberhard Tiefenthaler, der am 4. Mai 1995 verstorben ist (vgl. Band 113, S. V–VII dieser Zeitschrift). Zu Ehren Eberhard Tiefenthalers erhoben sich die Anwesenden von ihren Sitzen.

Nach dem Tätigkeitsbericht des Vizepräsidenten gab Schatzmeister Eduard Hindelang Aufschluß über die Rechnung und die Rechnungsprüfung. Als positiv konnte er berichten, daß der Jahreshaushalt im Gegensatz zum vergangenen Jahr ausgeglichen sei. Die größten Kosten wurden wie gewöhnlich vom Jahrbuch verursacht. Eduard Hindelang führte aus, daß nur durch die öffentlichen Zuschüsse die Preise für das Jahrbuch konstant gehalten werden konnten. Er äußerte die vorsichtige Hoffnung, daß diese Zuschüsse auch weiterhin so hoch bleiben mögen. Zum Jahresabschluß konnte der Schatzmeister berichten, daß dieser von den beiden Prüfern Alfons Brenner und Hubertus Bürgel für korrekt befunden wurde. Die Versammlung erteilte im Anschluß einstimmig Entlastung für das Geschäftsjahr 1994/95.

Als dritter Tagesordnungspunkt standen Wahlen auf dem Programm. Zwei neue Vorstandmitglieder mußten für die zurückgetretenen Paul Vogt aus Vaduz und Prof. Dr. Peter Faessler, St. Gallen gewählt werden. Für Paul Vogt wurde lic. phil. Arthur Brunhart gewählt. Der Histori-

ker aus Balzers ist Chefredakteur des Historischen Lexikons für das Fürstentum Liechtenstein. Für Peter Faessler kam der Historiker Dr. Stefan Sonderegger aus Heiden in den Vorstand. Er wird den Kanton Appenzell im Verein vertreten. Die wichtigste Wahl war die Wahl des Vereinspräsidenten. Der Vizepräsident, der sein Amt zur Verfügung stellte, präsentierte in Markus Huber aus Schaffhausen einen engagierten Nachfolger für den verstorbenen Präsidenten. Markus Huber ist Lehrer für Biologie, Chemie und Physik in Schaffhausen und Konservator der naturkundlichen Abteilung des Museums zu Allerheiligen. Er wurde einstimmig gewählt. In seinen Dankesworten führte er aus, daß er das Amt mit Freude annehme. Wir wünschen Markus Huber Glück und Erfolg als Präsident des Bodensee-Geschichtsvereins. Als Vizepräsidentin rückte für den zurückgetretenen Ernst Ziegler die Singener Stadtarchivarin Reinhild Kappes nach. Sie mußte nach den Satzungen des Vereins nicht gewählt werden, sondern wurde vom Vorstand bestimmt.

Als vierter Tagesordnungspunkt wurde über die Mitgliederbeiträge informiert. Der Vizepräsident berichtete, man sei seitens des Vorstands der Meinung, daß auch dieses Jahr die Beiträge nicht erhöht werden sollten. Da man etwaige Austritte befürchte, wolle man trotz beispielsweise vierzigprozentiger Erhöhung der Papierpreise bei den alten Beitragskosten bleiben. Man wolle aber an dieser Stelle an die Großzügigkeit der Mitglieder appellieren, denn jede Spende bringe den Verein weiter.

Zum Schluß informierte Vizepräsident Ernst Ziegler über den Ort der nächsten Hauptversammlung. Diese wird 1996 in Langenargen stattfinden.

Öffentliche Versammlung der Mitglieder und Gäste

Sehr gut besucht war die anschließende öffentliche Versammlung. Vizepräsident Ziegler eröffnete sie mit folgenden Worten:

Sehr geehrte Damen und Herren,

der stadsantkallische Reformator, Stadtarzt und Bürgermeister Joachim von Watt, der sich mit seinem Humanistennamen Vadianus nannte und 1551 starb, beschrieb in seiner Arbeit »Von dem Oberbodensee, von seiner Art und Gelegenheit, Länge und Größe« die Orte um den Bodensee; im Kapitel »Von den Städten und Flecken am Obern Bodensee, so auf Helvetier Erdreich gelegen, die jetzmal der löblichen Eidgenossenschaft verwandt sind« heißt es über unseren heutigen Tagungsort: »Nach Kesswil volgt das wolhabend frouwenkloster Münsterlingen, etwas bei einer halben meil ob der fürstlichen stat Costenz. Zunächst aber bei der stat ligt das closter Creuzlingen noch auf der Eidnoßen boden, und ist alda mans ordens der geregulierten chorherrn. Ist nit alt, hat einen abt, ward gestift von bischof Uolrichen, einem gebornen grafen von Kiburg, ongefarilych im jar Christi gezelt 1120 jar. Anno Dom. 1414 jar, als papst Johannes der driundzwentzigist in das concilium zû Costanz für am 28 tag ander herbst, nam er sein nachtherberg zû Creuzlingen, damit er mornendes mit fürgenommem und verordntem pracht in die stat Costanz reiten und von derselben nach ordentlicher gebür und gewonlicher pomp empfangen werden möchte; dan das wörtlin volo videri, das ist: ich wil gesechen sein, bein päpsten, cardinälen, bischofen und äbten gar anenem und für eerentreich ghalten was. Und ward domalen ein abt zû Creuzlingen von obgenantem Johansen mit der infel begabt, daß er darunder singen möcht. Diss closter ward im Schwabenkrieg geschediget und zerrüüt, aber darnach im 1506 jar widerum erbauwen [...]«.

Etwa 250 Jahre später schrieb ein Vorgänger von mir – Georg Leonhard Hartmann, Maler, Geschichtsschreiber und Stadtarchivar in St. Gallen – ein kleines Büchlein über den Bodensee,

das 1795 und 1808 herauskam; Hartmann beschrieb Kreuzlingen 1795 folgendermaßen: »Kreuzlingen, ein Stift regulierter Chorherren, stand bis zum Jahr 1633 dichte an der Stadt Konstanz: ward aber damals von den Schweden rein ausgeplündert und samt der Kirche und allen Gebäuden verbrannt. Es war ehedessen ein Reichsstift und Mitglied des schwäbischen Kreises; nun aber stehet es unter dem Schutze der Landgrafschaft Thurgöw. Seine erste Stiftung ist nicht bekannt, weil die ältesten Dokumente durch Brand und andere Zufälle verlohren gegangen; doch weißt man ziemlich zuverlässig, daß das Stift Crutzelin schon zu Anfange des X. Jahrhunderts gestanden hat, und seinen Namen habe es von dem daselbst sich befindlichen, kostbar in's Kreutze eingefassten, Partikelholze des Kreutzes Christi.«

Soweit ich herausgefunden habe, wurde dieses Kreuzlingen vom Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung ziemlich stiefmütterlich behandelt; zwar fanden hier 1987 eine Informationstagung und 1994 eine Vorstandssitzung statt, eine Hauptversammlung jedoch noch nie (dagegen seit 1868 schon zehn Hauptversammlungen in Konstanz). (Eine auf den 4. September 1922 geplante Tagung Konstanz-Kreuzlingen mußte seinerzeit ausfallen.)

Ich bin darum sehr glücklich, daß wir heuer hier unsere Hauptversammlung durchführen können. Es ist dies nicht zuletzt das Verdienst unseres aktiven Vorstandsmitgliedes Hans-Ulrich Wepfer, der auch die Geschäftsstelle unseres Vereins für die Schweiz und das Fürstentum Liechtenstein führt. Er hat ein abwechslungsreiches Programm zusammengestellt und die zwei Tage fast im Alleingang organisiert; ich danke ihm für seine Arbeit ganz herzlich – sicher auch in Ihrem Namen und möchte nun mit der öffentlichen Versammlung beginnen.

Stadtammann Josef Bieri brachte seine Freude darüber zum Ausdruck, daß der Verein für Geschichte des Bodensees der Einladung nach Kreuzlingen gefolgt sei. Kreuzlingen habe zwar keinen Stadtarchivar, daher sei er um so erfreuter, die Stadt durch Herrn Wepfer historisch so gut vertreten zu sehen. Wie die Vereinsmitglieder bei den jeweiligen Führungen sehen konnten, habe Kreuzlingen viel zu bieten, nicht zuletzt das von Wepfer eingerichtete Seemuseum. Durch das Interesse des Bodensee-Geschichtsvereins werde der Bekanntheitsgrad Kreuzlingens gesteigert. Der Verein bewaise, wie die Bodenseeregion auch kulturell zusammenwachse. Stadtammann Bieri wünschte der Tagung einen weiteren guten Verlauf und hoffte, daß Kreuzlingen zur Rückkehr einladen möge.

Nach der Begrüßung folgte der interessante Dia-Vortrag von Hans Peter Mathis, Konservator des Napoleon-Museums Arenenberg, mit dem Titel »Neues vom Napoleon-Museum Arenenberg«. Zunächst stellte er das über Mannenbach befindliche Schloß vor, in welchem sich heute das Museum befindet. Es wurde 1550 von Sebastian Gaisberger erbaut, war von Umfassungsmauern und Rundercktürmen umgeben und mit Zinnen bewehrt. 1817 erwarb Hortense de Beauharnais, Adoptivtochter Napoleons I. und Exkönigin von Holland, das Schloßchen als Exilsitz. Mit ihr kam ihr Sohn Louis Napoleon, der spätere Napoleon III. Er wurde hier erzogen und erhielt 1832 das thurgauische Ehrenbürgerrecht. Königin Hortense baute das Schloßchen im französischen Empirestil um und stellte Mobiliar aus Schloß Malmaison und Paris auf. Arenenberg wurde damals zu einer Insel französischer Kultur inmitten des biedermeierlichen Bodenseeraums. Bis zu 50 Gäste kamen täglich hierher. Später gestaltete die Gemahlin Napoleons III., Kaiserin Eugenie, das Schloß im festlichen Neubarock des zweiten Kaiserreiches um. Immer wieder besuchte sie Arenenberg, mit ihr der kaiserliche Prinz. 1906 ging Schloß Arenenberg in den Besitz des Kantons Thurgau über. Es erfolgte die Gründung des Museums unter Schloßverwalter Isaak Walser. 1924 wurde Jakob Huggentobler Schloßverwalter. Ihn löste 1957 sein Sohn Willi ab. Unter Willi Huggentobler erhielt das Schloß durch den im schweizerischen Prangins lebenden Prinzen Napoleon einiges seines Mobiliars zurück. 1958 wurde Bruno Mayer, Staatsarchivar des Kantons Thurgau, Direktor des Museums. Er bearbeitete Schloß und Museum erstmals wissenschaftlich. 1989 übernahm Konservator Hans Peter Mathis dieses Amt mit

der Aufgabe, das Schloß zu restaurieren und seine Sammlungen aufzuarbeiten. Dafür wurden umfangreiche Untersuchungen angestellt und ein Restaurierungskonzept erarbeitet. Hierin ist festgehalten, daß das Schloß viermal umgebaut wurde: 1817 und 1832 renovierte Königin Hortense Arenenberg im Stil des ersten Empire, 1854 und 1873 erfolgten die Umbaumaßnahmen durch Kaiserin Eugenie im Stil des Historismus. Fazit des Restaurierungskonzepts ist, daß man das Rad der Zeit nicht zurückdrehen kann, ohne eine der beiden Epochen zu zerstören. Um die Epochen zu erhalten, wird das Bestehende vorsichtig restauriert. Tapeten werden mit Wasserdampf gereinigt. Bei Fehlstellen müssen neue im früheren Stil gedruckte Tapeten über die alten gespannt werden. Originaldecken werden erhalten, Polstermöbel geflickt und Möbel sowie Schösser gereinigt und vorsichtig restauriert. Konservator Mathis ging im Folgenden auf die Sammlungen des Museums ein. Es verfügt unter anderem über die historische Bibliothek der Königin Hortense, illustrierte Bücher aus dem zweiten Kaiserreich (14 000 Bände), eine Autographensammlung (ca. 4000 Stück), eine Graphiksammlung (ca. 40 000 Blätter), hierin integriert 800 seltene Karikaturen aus dem ersten Kaiserreich sowie eine Münz- und Miniatursammlung. Für sämtliche Aufgaben stehen dem Museum jährlich 500 000 SFr. zur Verfügung. Das vierzehnköpfige Team betreut jährlich 30–40 000 Besucher.

Der zweite Vortrag, traditionell über ein naturkundliches Thema, wurde von Vorstandsmitglied August Schläfli, Leiter des Naturmuseums Frauenfeld, gehalten. Er hatte sich »Sümpfe und Moore im Thurgau« zum Thema gemacht. Für sein besonderes Interesse nannte er drei Gründe: 1. Die stark eiszeitlich geprägte Thurgaulandschaft, die als eine Art Modellandschaft für den ganzen Bodenseeraum betrachtet werden kann. 2. Die Tatsache, daß Sümpfe und Moore selten gewordene Ökosysteme sind (in den letzten zwei Jahrhunderten verschwanden 90% der Feuchtgebiete) und daher besonderer wissenschaftlicher Aufmerksamkeit bedürfen. 3. Die Faszination für den Referenten selbst, der viel Engagement zum Schutz dieser Ökosysteme aufwendet. Zunächst stellte Dr. Schläfli einen Hang- oder Quellsumpf von nationaler Bedeutung vor. Er liegt im Espi bei Mettschlatt im Bezirk Diessenhofen. Dem interessierten Zuhörer wurde die Vegetation anhand von Dias nähergebracht. Sie zeigten, daß im Espi relativ großflächige, einheitliche Pflanzengesellschaften wachsen, nur differenziert durch nutzungsbedingte Unterschiede und Randwirkungen. Als Beispiel für ein Niedermoor stellte der Referent das Etwilerried in der Gemeinde Kaltenbach/Wagenhausen vor. Mit 17 Hektaren ist es das größte Flachmoor im Thurgau. Niedermoor entstehen meist durch Verlandung eines stehenden Gewässers. Im Gegensatz zum wellenreichen Bodenseeufer konnte sich das absterbende Material in Torf umwandeln, es entwickelte sich ein Moor. Seltene Pflanzen wie die Zwiebelorchis und der Schweizer Alant sind hier noch zu finden. Beim nächsten Moor, das Schläfli vorstellte, handelte es sich um das Hochmoor Hudelmoos auf der thurgauisch-st. gallischen Kantons-grenze zwischen Zihlschlacht/Hagenwil und Muolen. Es gilt als der beste Hochmoorrest des ganzen Schweizerischen Mittellandes. Entstanden ist es als Versumpfungsmoor auf einer undurchlässigen Grundmoräne des Rheingletschers auf einer flachen Wasserscheide im Bereich der Rückzugsstufen des Konstanzer Stadiums. Die Eingriffe des Menschen, besonders durch zu tiefen Torfabbau, aber auch durch Pflanzung von Nutzpflanzen wie Kartoffeln sind, obwohl erst etwa 50 Jahre vergangen sind, zu großen Teilen nicht mehr sichtbar. Heute wächst im Frühling wieder ein blauer Teppich von kleinem Knabenkraut. Weiter stellte Schläfli den Barchetsee, ein Zwischenmoor, vor. Es liegt zwischen Etwilerried und Hudelmoos. Es handelt sich um einen Söllsee oder Toteissee ohne oberirdischen Zufluß, früher auch ohne oberirdischen Abfluß.

Hierdurch entstand eine spezielle Art von Verlandung mit schwimmenden Vegetationsdecken, die über das tiefe, nährstoffarme Wasser hinwegwachsen. Aus diesem sogenannten Schwingrasen stachen die Bauern einst Löcher aus, um ihren Hanf darin zu roosen. Die entstandenen Inseln schwimmen zum Teil noch immer auf dem See. Der Referent forderte am Schluß

seines Vortrags einen sensibleren Umgang des Menschen mit der Natur, da deren Reaktion meist unerwartet und oft schmerzlich sei.

Beide Vorträge wurden mit großem Beifall bedacht. Pünktlich ging es dann hinüber in das Gasthaus »Bären«, wo gemeinsam das Mittagessen eingenommen wurde. Anschließend trennte man sich wieder zu den fünf nachmittäglichen Exkursionen.

Exkursionen am Sonntagnachmittag

Am stärksten besucht wurde die von Heinz Grob geführte Fahrt über den Seerücken. An Schloß Castel vorbei, wo man den Park besuchte und die Aussicht auf Konstanz und den Bodensee genoss, ging es zum Schloß Wolfsberg (Kernbau von 1571). Auch dieses Schloß kann nur von außen besichtigt werden, da es sich im Besitz einer Schweizer Bank befindet. Heute dient das Schloß als Ausbildungszentrum. Besonders die Managementkurse sind sehr gefragt. Außerdem bietet es zahlreiche hochklassige kulturelle Veranstaltungen. Im Schloßpark waren Skulpturen von Moore und Lenk zu bewundern. Eine Überraschung erwartete die Teilnehmer in Schloß Gündelhart, wo sie von den Besitzern selbst empfangen und geführt wurden. Herr Engeler hat mit seiner Frau in langjähriger Arbeit, neben seinem Beruf als Bauer, das Renaissance-Gebäude detailliert restauriert. Zum Abschied wurden die Besucher noch mit Most und selbstgebackenen Brötchen verwöhnt. Vorbei an der Hochwacht, einem der schönsten Aussichtspunkte über dem See, ging es über Schloß Liebenfels an den Bodensee zurück nach Kreuzlingen.

Die Exkursion »Obersee«, geführt von Wolf-Dieter-Burkhard, ging zur Kapelle St. Leonhard in Landschlacht, wo die gotischen Freskenzyklen besichtigt wurden. Die in der Nähe von Altnau gelegene Kapelle wurde anstelle eines Baues aus dem ersten Jahrhundert am alten Pilgerweg Konstanz-St. Gallen errichtet. Weiter ging es nach Altnau zur reformierten Kirche (1810/12) von J. J. Moosbrugger und über Schloß Uttwil, wo Nikolaus Schubert über die interessanten Persönlichkeiten, die in Uttwil zeitweise ansässig waren (besonders über den Architekten Henri van de Velde) referierte, zurück nach Kreuzlingen.

Die von Hans-Ulrich Wepfer geleitete Exkursion führte über die Obermühle Tägerwilen, wo eine Sägerei mit Wasserrad besichtigt werden konnte, nach Ermatingen. Neben der Kirche St. Albin wurde hier ein 1694 erbauter reichenauischer Kelhof besucht. Im Innern des Riegelbaus befindet sich ein Gerichtssaal mit volkstümlicher Ausmalung aus dem dritten Viertel des 18. Jahrhunderts. Als nächstes wurde die eben restaurierte Kapelle St. Aloysius in Mannenbach besichtigt. Dann ging es weiter nach Berlingen. Dieser Ort besitzt eine reformierte Kirche, die 1842 von Johann Nepomuk Keller als einer der ersten neugotischen Bauten der Schweiz unter Beimischung klassizistischer Bauelemente errichtet wurde. Als letzte Station wurde hier noch die Wohnstube des bedeutenden Thurgauer Malers Adolf Dietrich besichtigt.

Eine hauskundliche Exkursion führte die Teilnehmer unter der Leitung von Bauernhausforscherin Erika Tanner unter anderem in das Bohlenständerhaus Schrofen, ein Wohnmuseum bei Amriswil.

Die naturkundliche Exkursion fand leider nicht den erhofften Zuspruch. Geleitet von Guido Leutenegger führte sie zu den Naturschutzgebieten rund um Kreuzlingen.

Den Veranstaltern der Hauptversammlung 1995 sei an dieser Stelle unser herzlicher Dank für die hervorragende Organisation und Durchführung aller Veranstaltungen ausgesprochen.

Eberhard Tiefenthaler †

VON WOLFGANG SCHEFFKNECHT

Eberhard Tiefenthaler wurde am 19. April 1933 als ältester Sohn des Landesarchivars Dr. Meinrad Tiefenthaler geboren. Nach dem Besuch der Volksschule und des humanistischen Gymnasiums, an welchem er 1952 die Reifeprüfung mit ausgezeichnetem Erfolg ablegte, immatrikulierte er sich an der Universität Innsbruck. Er belegte die Fächer Romanistik, Geschichte und Klassische Philologie. Nach einem einjährigen Studienaufenthalt an der Sorbonne in Paris, im Studienjahr 1953/54, promovierte er 1958 an der Universität Innsbruck mit einer Dissertation zum Thema »Die rätoromanischen Flurnamen der Gemeinden Frastanz und Nenzing (Samina- und Gamperdonatal). Ein Beitrag zur Raetoromania Alemanica« zum Doktor der Philosophie. Seine berufliche Laufbahn führte ihn zunächst für ein Semester als Stipendiat an die Universität Salamanca in Spanien; danach erhielt er eine Anstellung als wissenschaftliche Hilfskraft und Lektor am Institut für Romanistik der Alma Mater Oenipontana (1958 bis 1960). Gemeinsam mit seinem Studienkollegen, dem späteren Ordinarius für Romanistik in Innsbruck, Guntram A. Plangg, vertrat er ein Semester lang die vakante Lehrkanzel. 1960 wechselte Eberhard Tiefenthaler nach Basel, wo er Mitarbeiter Walthers von Wartburg beim 1922 begründeten »Französischen Etymologischen Wörterbuch« wurde. Zwei Jahre später führte ihn sein Lebensweg schließlich wieder nach Vorarlberg zurück. Von 1962 bis 1973 unterrichtete Eberhard Tiefenthaler an den Gymnasien in Bludenz und Bregenz die Fächer Französisch, Latein, Deutsch und Geschichte. 1973 schied Eberhard Tiefenthaler auf eigenen Wunsch aus dem Schuldienst aus. Er wechselte nun nach Liechtenstein; hier war er in den folgenden vier Jahren, bei der Kraus-Thomson-Organization in Nendeln, in leitender Funktion im wissenschaftlichen Verlagswesen tätig. Als sich das Land Vorarlberg 1977 zum Aufbau einer Landesbibliothek entschloß, betraute es Eberhard Tiefenthaler mit dieser Aufgabe. Unter seiner Leitung entstand aus bescheidenen Anfängen in wenigen Jahren eine weit über die Landesgrenzen hinaus bekannte und geschätzte wissenschaftliche Universalbibliothek.

Wie schon die kurze Schilderung seines Lebenswegs zeigt, läßt sich – in Bezug auf sein wissenschaftliches Wirken – die Person Eberhard Tiefenthaler keineswegs auf einen kurzen Nenner bringen. Er hat in den verschiedensten Bereichen gewirkt und wahrhaft Großes geleistet:

Der Romanist: Das erste Jahrzehnt beruflicher Tätigkeit Eberhard Tiefenthalers stand im Zeichen der Romanistik. Als Romanist galt sein Interesse – wie in seiner Dissertation bereits angedeutet – der Romanisierung und späteren Eindeutschung der südlichen Teile Vorarlbergs: Den rätoromanischen Flurnamen der Gemeinden Frastanz und Nenzing, den Namen der südvorarlbergischen Burgen und Wehranlagen, der Urkundensprache des 8. und 9. Jahrhunderts sowie dem Suffix –ANU– in Zusammenhang mit der Besiedelung des Montafons galten seine in der Tradition Karl Finsterwalders betriebenen Forschungen. Weit über den Bereich der Rätoromanistik hinaus weist seine Mitarbeit an zwei fundamentalen Werken der romanistischen Sprachwissenschaften: Gemeinsam mit dem derzeitigen Lehrkanzelinhaber für Romanistik an der Universität Innsbruck, Guntram A. Plangg, arbeitete er an der mittlerweile als Beiheft der Zeitschrift für Romanische Philologie erscheinenden »Bibliographie der romanischen Sprachen und Literaturen«, der ersten kontinuierlich erscheinenden romanischen Bibliographie des deut-

schen Sprachraumes, die von seinem akademischen Lehrer Alwin Kuhn begründet worden war. Eberhard Tiefenthaler war es darüber hinaus vergönnt, an einer weiteren Pionierleistung der romanischen Sprachwissenschaften mitwirken zu dürfen. Von 1960 bis 1962 war er Mitarbeiter am Französischen Etymologischen Wörterbuch bei Walther von Wartburg in Basel, jenem erst vor wenigen Jahren abgeschlossenen Monumentalwerk, durch welches nicht nur die Etymologien der französischen Hochsprache, sondern aller französischen Dialekte erfaßt wurden.

Der Bibliothekar: Nach der Ernennung zum Direktor der Vorarlberger Landesbibliothek trat der Romanist in Eberhard Tiefenthaler naturgemäß etwas in den Hintergrund; seine Energie galt nun in erster Linie dem Aufbau der Bibliothek, seinem eigentlichen Lebenswerk. Unvergessen bleibt die unermüdliche Überzeugungsarbeit, die er bei den politischen Entscheidungsträgern leistete, um den Stellenwert einer wissenschaftlichen Bibliothek für das Land Vorarlberg zu verdeutlichen und die für den Aufbau einer Institution dieser Größenordnung notwendigen Geldmittel locker zu machen. Er vollbrachte damit wahrlich eine kulturelle Pionierleistung. Was von 1977 bis heute aus kleinen Wurzeln gewachsen ist, trägt unverwechselbar seine persönliche Handschrift. Als 1990 der Österreichische Bibliothekartag, organisiert und veranstaltet von der Vorarlberger Landesbibliothek, in Bregenz stattfand, hielt der bekannte amerikanische Informationswissenschaftler Joseph Weizenbaum das Eröffnungsreferat mit dem für viele provozierenden Titel »Wollen wir noch Menschen in der Bibliothek haben?«, in welchem er vor einer einseitigen Technisierung der Bibliotheken und einer Reduzierung der Bibliothekare zu reinen »Informationsmanagern« warnte. Obwohl Weizenbaum aus einer ganz anderen Fachrichtung kam, hätten viele seiner Gedanken auch von Eberhard Tiefenthaler stammen können. Er wollte – um es mit den Worten Weizenbaums zu sagen – Menschen in seiner Bibliothek haben, ohne sich jedoch dem technischen Fortschritt zu verschließen. Sein Ziel war es, dem Benutzer die bestmöglichen technischen Hilfsmittel zur Seite zu stellen und gleichzeitig eine angenehme und anregende Atmosphäre zu schaffen – er suchte die Verbindung von Funktionalität mit kulturellem Ambiente. Wer die Vorarlberger Landesbibliothek kennt, wer jemals in ihr gearbeitet hat, weiß, daß Eberhard Tiefenthaler dieses Ziel erreicht hat. Unter seiner Leitung wurde sie zur ersten voll automatisierten wissenschaftlichen Bibliothek Österreichs ausgebaut, die den modernsten Benutzeransprüchen Rechnung trägt. Wenngleich andere Büchereien mittlerweile in technischer Hinsicht nachgezogen haben mögen, so ist die Bibliothek Eberhard Tiefenthalers doch in einem Punkt unverwechselbar: In ihr blieb der »genius loci« einer klassischen, einer traditionellen Büchersammlung erhalten. Man kann sich kaum einen Ort vorstellen, der zum Studium und zur wissenschaftlichen Betätigung anregender wirkt, als den 1993 eröffneten Kuppelsaal der Landesbibliothek. In ihm kommt symbolhaft zum Ausdruck, welches Bild Eberhard Tiefenthaler von der Aufgabe einer Bibliothek hatte. Sie war für ihn ein kultureller Mittelpunkt sowie ein Hort der Bildung und Forschung.

Unter der Leitung Eberhard Tiefenthalers wurde die Vorarlberger Landesbibliothek darüber hinaus auch zu einem Kristallisationspunkt des bibliothekarischen Meinungsaustauschs; mehrfach organisierte er bibliothekswissenschaftliche Seminare, Symposien, Tagungen usw. – beispielsweise den DOBIS/LIBIS-Weltkongreß 1983, das Seminar der Vereinigung der österreichischen Bibliothekare zum Einsatz der EDV in österreichischen Bibliotheken oder den Österreichischen Bibliothekartag 1990 –, die oft international besucht waren und deren Ergebnisse meist in gedruckter Form vorgelegt wurden. Auf diese Weise erfuhr die Vorarlberger Landesbibliothek eine internationale Wertschätzung, die weit über ihre eigentliche Größe hinausging.

Der Forscher: Eberhard Tiefenthaler ist auch als Bibliotheksdirektor stets ein Lehrender und ein Forschender geblieben. In führender Funktion wirkte er an Planung und Durchführung vieler Ausstellungen mit – hier sei lediglich an jene zum 450. Geburtstag des Heiligen Karl Borromäus erinnert –, er leitete zahllose landeskundliche und historische Exkursionen, wobei er es

in einzigartiger Weise verstand, seine Begleiter zu fesseln und zu begeistern, und er veröffentlichte zahlreiche wissenschaftliche Aufsätze und Untersuchungen zu verschiedenen landeskundlichen Themenkreisen. Seine Interessen waren dabei äußerst breit gefächert; die Geschichte des Vorarlberger Buchdrucks erheischte ebenso sein Interesse wie jene der lokalen tagespolitischen Publizistik in Napoleonischer Zeit, jene der Reitenauer und der Hohenemser oder jene der spätmittelalterlichen Klostermedizin in Thalbach bei Bregenz. Zu Beginn der neunziger Jahre kam die Beschäftigung mit der Studenten- und Bildungsgeschichte hinzu; im ersten Band der *Alemannia Studens*, dem Periodicum des von ihm mitbegründeten Vereins zur Erforschung der Vorarlberger Bildungs- und Studentengeschichte veröffentlichte er 1991 einen beachtenswerten Aufsatz über graphische Thesenblätter Vorarlberger Studenten im Barock. Zwei Bereiche weckten allerdings in besonderer Weise immer wieder sein Interesse: die Geschichte der Religiosität sowie die Kunstgeschichte. Dabei waren es jeweils nicht die »großen«, spektakulären Manifestationen, denen er seine Aufmerksamkeit schenkte, sondern die bescheidenen, alltäglichen, von der Forschung oft übersehenen Äußerungen von Religiosität und Kunst, die normalerweise – nicht selten in abwertender Weise – mit dem Präfix »Volks-« versehen werden. In mehreren Aufsätzen zur volkstümlichen Kalligraphie präsentierte er bisher fast unbeachtete spätbarocke Schulzeugnisse, Vor- und Probeschriften sowie Gebetbuchhandschriften, vor allem aus dem Bregenzerwald und dem Montafon. Zu den besonderen, von Eberhard Tiefenthaler schlüssig dargestellten Facetten dieser Form der Volkskultur, zählt vor allem die von der Forschung bis dahin übersehene Bindung an die sogenannte hohe Kultur. So konnte er zeigen, daß beispielsweise eine Verbindung zwischen der bekannten Bregenzerwälder Barockbaukunst und der dortigen Kalligraphie des ausgehenden 18. Jahrhunderts bestand: Letztere fand ihren Höhepunkt in der Person des Lehrers Thomas von der Tannen, der sich in den Sommermonaten jeweils als Steinhauer und Stukkateur im Schwarzwald und im Elsaß verdingt hatte.

Selbst ein passionierter Sammler von Heiligen- und Andachtsbildchen, hatte er auch einen besonderen Zugang zu anderen religionsgeschichtlichen Themen, besonders zur Auseinandersetzung des Menschen mit dem Tod. Beredten Ausdruck fand dies in seiner einfühlsamen Studie zu einem um 1860 entstandenen lithographischen Memento-mori-Faltbrief aus dem Bregenzerwald, die er für die Festschrift Elmar Vonbanks verfaßte.

Eberhard Tiefenthaler hatte eine besonders tiefe Beziehung zum Bodenseeraum; für ihn, dem kleinräumigen, nationalstaatliches Grenzpfadenden stets fremd geblieben ist, stand hier – wie er es auf der Hauptversammlung des Bodenseegesichtsvereins in Konstanz 1991 ausdrückte – »mehr als in Wien oder Paris zusammengekommenen, die Wiege der abendländischen Kultur«, und so zitierte er, wenn er vom Bodensee sprach, gerne den Mönch Ermanrich, der im 9. Jahrhundert den See als das Herz Europas bezeichnet hatte, dessen Pulsschläge »bis ins neblige Land der Britannier« zu spüren seien. Die Ziele des Vereins waren somit in gewissem Sinne mit seinen eigenen Anschauungen identisch. Der Beitritt zum Verein dürfte für ihn somit folgerichtig und natürlich gewesen sein. Als er 1980 auf Vorschlag Karl Heinz Burmeisters in den Vorstand und 1987 einstimmig zum Präsidenten gewählt wurde, trat er damit auch in die Fußstapfen seines Vaters, des 1986 verstorbenen Landesarchivars Dr. Meinrad Tiefenthaler, der dem Verein jahrzehntelang angehört und seine Geschicke von 1956 bis 1959 als Präsident geleitet hatte. Eberhard Tiefenthaler gehörte vielen historischen und kulturellen Vereinen an, aber keiner davon war ihm, wie er gelegentlich nachdrücklich betonte, so sehr ans Herz gewachsen wie er Bodenseegesichtsverein. Er hat ihm mit Hingabe gedient, auch als er von seiner schweren Krankheit bereits gezeichnet war. Welch wichtige Aufgabe unserem Verein in seinen Augen zukam, legte er in seiner Ansprache auf der Jahreshauptversammlung 1991 in Konstanz dar:

»Wir müssen also – als Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung – bei allen Bewohnern unserer Landschaft den Sinn für die historische Dimension unserer Existenz wecken. Dabei wird es in Zukunft vor allem darum gehen, das geschichtliche Gewissen dort zu

schärfen, wo in die kulturelle Substanz unserer Landschaft eingegriffen wird, und dies ist leider allzu oft der Fall. Tagtäglich erleben wir es, daß Erhaltenes – ich denke nicht nur an bisher unberührte Naturlandschaften, sondern vielmehr an noch erhaltene Bausubstanz, sogar in ihren kleinsten Ausdrucksformen – Bauernhäuser, Stadthäuser, Gassen, Plätze, ländliche und städtische Ensembles – dem Pseudo-Fortschrittsdenken und unsinnigem Verkehr geopfert werden. Die Abreißer und sich zukunftsorientiert gebenden (und sich damit rechtfertigenden aber auch disqualifizierenden) Neuerer, seien sie Architekten, Sozialplaner oder auch hohe Politiker, werden sich, was unsere Landschaft betrifft, mehr mit dem Bodenseegesellschaftsverein auseinandersetzen müssen. So einfach wie bisher wird Abreißen, Demolieren und Umwidmen, überhaupt der zerstörerische Umgang mit Natur und Baukultur nicht mehr gehen!«

Er selbst ist diesen, 1991 in Worte gefaßten Zielen, stets treu geblieben. Mehrfach hat er durch seinen persönlichen Einsatz kulturelles Erbe seiner Heimat vor dem Untergang bewahrt. Seinem unermüdlichen Engagement ist es zu danken, daß die historischen Bibliotheken der Stella Matutina sowie der Kapuzinerklöster Bezaun und Bregenz im Land Vorarlberg verblieben und manche bibliophile Kostbarkeit den Weg »nach Hause« zurückfand. Als Eberhard Tiefenthaler am 4. Mai 1995 verstarb, hinterließ er ein eindrucksvolles Lebenswerk, das durch Ehrungen wie die Aufnahme in das Alemannische Institut in Freiburg/Br., durch die Verleihung des Österreichischen Ehrenkreuzes für Wissenschaft und Kunst I. Klasse sowie der Dr.-Josef-Bick-Ehrenmedaille nur ungenügend gewürdigt werden konnte.

Anschrift des Verfassers:
Dr. Wolfgang Scheffknecht, Jahnstr. 3,
A-6890 Lustenau

»Ohne Bregenz kein St. Gallen«

Der Weg des hl. Gallus von Bregenz nach St. Gallen¹

VON KARL HEINZ BURMEISTER

Eberhard Tiefenthaler zum Gedenken

Der Titel dieses Vortrages »Ohne Bregenz kein St. Gallen« geht auf einen Artikel zurück, den Johannes Duft unlängst im St. Galler Tagblatt veröffentlicht hat². Wie im Untertitel angezeigt, geht es hier vor allem darum, die Position von Bregenz im Werdegang des hl. Gallus³ neu zu bestimmen.

Der irische Name Callech oder Gallech bedeutet »der Gallier« oder »der Kelte«, genauer wohl der »Gäle«, was mit der Aussage in seiner Vita übereinstimmt⁴, daß Gallus seine Jugend auf der Insel Irland verbracht hat. Er widmete sich früh dem Studium und wurde in dem nordirischen Kloster Bangor dem hl. Kolumban anvertraut. Von Bangor aus unternahmen die Mönche ihre Reise ins Frankenreich, wo sie Klöster wie das berühmte Luxeuil in den Vogesen gründeten. Ziel der Reise war es denn auch in erster Linie gewesen, neue Klöster zu gründen, nicht aber zu missionieren. Dieser Aspekt trat erst nachträglich hinzu: Der in Metz residierende König Theudebert II. von Ausrilien, den Kolumban um Geleit durch Alemannen nach Italien gebeten hatte, beschwor die irischen Mönche, missionarisch zu wirken und die noch heidnischen Alemannen zum Christentum zu bekehren. Kolumban war von dieser Idee nicht besonders begeistert; er faßte aber noch am Hofe Theudeberts den Plan, in der alten Römerstadt Bregenz ein Kloster zu begründen und von dort, wenigstens zeitweise, zu missionieren.

Das keltische Brigantium, seit Beginn unserer Zeitrechnung romanisiert⁵ und zu einem kleinen Rom mit Forum, Tempeln und Thermen umgestaltet, durch die Pax Romana, den Frieden des römischen Reiches, auf eine hohe Kulturstufe geführt, wo schon im 1./2. Jahrhundert Inschriften aus der »Aeneis« des Vergil⁶ aufscheinen, dieses Bregenz war ein Spiegelbild einer aufgeklärten, rechtsstaatlichen und toleranten Zivilisation. Diese Qualifizierung mit modernen Begriffen mag etwas über das Ziel hinausschießen. Aber die römische Kultur ließ eine Vielzahl von Göttern, Religionen und Denkweisen zu. Wie der Weihstein mit der Inschrift *Deo ignoto*, dem unbekanntem Gotte, zeigt, verehrte man lieber einen Gott zu viel als einen zu wenig. Und so erhielt auch das Christentum eine Chance, sich auszuweiten und durchzusetzen. Das aus dem Judentum weiterentwickelte Christentum konkurrierte, sieht man einmal von der heidnischen

1 Umgearbeitete Fassung eines Vortrages anlässlich der Gallusfeier am 16. Oktober 1995 in St. Gallen.

2 St. Galler Tagblatt vom 15. Oktober 1994.

3 Zusammenfassende Darstellungen siehe etwa L. KILGER, Gallus, in: Lexikon für Theologie und Kirche, 2. Aufl., Bd.4, Freiburg i. Br. 1960, Sp.507f.; Johannes DUFT, Gallus, in: Neue Deutsche Biographie, Bd.6, Berlin 1964, S.54; Th. ZOTZ, Artikel »Gallus«, in: Lexikon des Mittelalters, Bd.4, München/Zürich 1989, Sp.1098; Johannes DUFT, Gallus, in: Lexikon der christlichen Ikonographie, Sonderausgabe, Bd.6, Rom/Freiburg/Basel/Wien 1990, Sp.345–348.

4 MGH, Scriptores rer. Merov., Bd.4, S.229–337.

5 Vgl. dazu u.a. Das römische Brigantium (Ausstellungskatalog des Vorarlberger Landesmuseums, 124), Bregenz 1985.

6 Helmut HÄUSLE, Vergilii versus: vitae imago, Kritische Beiträge zum inschriftlichen Vergilzitat von Bregenz, in: Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 1990, S.87–104.

keltischen und römischen Götterwelt ab, mit anderen Religionen, die wir alle als orientalisch einzustufen gewohnt sind, nämlich mit dem Kult der ägyptischen Gottheiten Isis und Osiris⁷ und der Verehrung des persischen Lichtgottes Mithras⁸. Im Vorarlberger Landesmuseum in Bregenz findet man archäologische Zeugnisse sowohl für den Mithras- als auch für den Isis- und Osiriskult, nicht aber für das Christentum oder das Judentum. Mit Sicherheit hat es aber auch Anhänger dieser beiden Religionen gegeben. Die Gallusvita erzählt von einer ehemaligen christlichen Kirche, die sich 610 als heidnischer Tempel darstellte. Und die Kolumbanvita spricht sogar von Christen, die Heiden geworden waren, unter dem Eindruck der irischen Missionare aber wieder zum Christentum zurückkehrten⁹.

Der Untergang des weströmischen Reiches und der Einfall der heidnischen Alemannen bewirkte jedoch seit der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts, daß die römische Kultur in Verfall geriet, auch bei der romanischen Bevölkerung. Heidnische Kulte setzten sich wieder durch. Die lateinische Sprache kam außer Gebrauch und mit ihr die Schriftlichkeit der Kultur; vulgärlateinische Dialekte setzten sich statt dessen durch. Und ebenso ging es mit dem hochstehenden römischen Recht, das durch ein gewohnheitsrechtliches Vulgarrecht abgelöst wurde. Das Gesetzeswerk Justinians hat Brigantium nicht mehr erreicht. Hier hat es irgendwann einmal eine Stunde Null gegeben, mit der die bisherige Kontinuität in Sprache, Kultur und Religion abbrach. Keine der orientalischen Religionen hat diesen Bruch überlebt oder überdauert¹⁰.

So in etwa war die Situation, als die Iren Kolumban und Gallus um 610 nach Bregenz kamen und mit ihrer Missionstätigkeit begannen¹¹. Das Christentum war von Grund auf zu erneuern. Im äußersten Westen Europas hatte sich in Irland ein starkes Christentum behauptet. Wir stehen mit unserem heutigen Christentum ganz in jener von Gallus aufgebauten Tradition, nicht aber in der römischen, wie sie vor dem Alemanneneinfall bestanden hat.

Im Jahre 610 kam Kolumban in Begleitung von 12 Mönchen – Gallus war einer dieser Begleiter – an den Bodensee in die ehemaligen Römerstädte Arbon und Bregenz, deren heidnisches Profil wir bereits kennen; das gilt jedenfalls für Bregenz, während sich in Arbon Reste der christlichen Religion erhalten konnten. Mission ist damals wie heute eine sehr heikle Angelegenheit, denn sie erhebt den Anspruch, im Besitz höherer Werte zu sein, die man einem inferioreren Gegenüber aufzwingen will. Und dieses Vorhaben wird noch sehr viel fragwürdiger, wenn sich darin geistliche und weltliche Ziele, religiöse und politische Anliegen vermischen. Kolumbans Streben war es, dem Rufe Christi zu folgen, das Irdische zu verschmähen und das Himmlische zu suchen; dagegen hatte sein Auftraggeber Theudebert handfeste politische Gründe, die jüngst seinem Königreich angegliederten alemannischen Gebiete im Thurgau zu christianisieren, um sie besser in sein Reich integrieren zu können.

Auf dem Weg nach Bregenz kamen die Iren zunächst nach Tuggen¹², damals noch durch den inzwischen verlandeten Tuggenersee mit dem Zürichsee verbunden. Hier nahmen sie, dem Willen Theudeberts entsprechend, erstmals ihren königlichen Missionsauftrag wahr. Inmitten einer heidnischen, abergläubischen Bevölkerung mit einem bössartigen Charakter (das ist jedenfalls

7 Zahlreiche Belege für die Schweiz bei Felix STAEHELIN, *Die Schweiz in römischer Zeit*, Basel 1947, S.548 ff.

8 Norbert HEGER, *Die Skulpturen der Stadtgebiete von Aguntum und von Brigantium*, Wien 1987, S.63 f., Nr.15 (mit Abb. Taf.7).

9 Walter BERSCHIN, *Columban und Gallus in Bregenz*, in: *Montfort* 38 (1986), S.160–164 (hier S.160).

10 Über das Christentum vgl. Johannes DUFT, *Frühes Christentum in Brigantium*, in: *Das römische Brigantium* (vgl. oben Anm.5), S.101–126, besonders S.104–106.

11 Vgl. dazu Fritz BLANKE, *Columban und Gallus, Urgeschichte des schweizerischen Christentums*, Zürich 1940, hier besonders S.64 ff.; DUFT, *Frühes Christentum* (wie Anm.10), besonders S.106 ff.; BERSCHIN, *Columban und Gallus* (wie Anm.9).

12 Vgl. dazu insbesondere Gerold HILTY, *Gallus in Tuggen*, in: *Vox Romanica* 44 (1985), S.125–155 (mit Hinweisen auf die ältere Literatur).

die Sicht der Iren)¹³ schlugen sie ihre Wohnungen auf. Die Methode der Missionare war einmal die Belehrung durch die Predigt, zum andern die Beweisführung, daß der christliche Gott den heidnischen Göttern überlegen sei; und das suchte man durch die Zerstörung der heidnischen Heiligtümer zu erreichen. Mit der Mission war zweifellos ein Moment der Gewalt verbunden.

Es hat nun den Anschein, daß Kolumban die Ausführung des Missionswerkes seinem Schüler Gallus überlassen hat¹⁴. Denn was das Predigen betrifft, so hören wir später aus Bregenz, daß Kolumban Gallus befahl, eine Rede an das Volk zu halten; denn – so heißt es in der Gallusvita – *dieser übertraf die andern nicht nur in der Feinheit des Lateins, sondern sogar in der Sprache jenes Volksstammes*¹⁵. Was für Bregenz galt, muß wohl auch für Tuggen gelten. Kolumban selbst war wegen seiner Unkenntnis des Alemannischen gar nicht in der Lage, dem Volk zu predigen; Gallus aber brachte die sprachlichen Voraussetzungen dafür mit.

Und Gallus war es auch, der die Heiligtümer der Heiden – wahrscheinlich einen hölzernen Tempel – in Brand steckte und die ihren Götzen dargebrachten Opfer in den See versenkte. Gallus also profilierte sich in Tuggen als der eigentliche Missionar. Und daher beschlossen auch die Bewohner von Tuggen, Gallus zu töten, und Kolumban lediglich zu vertreiben.

Man darf vermuten, daß Kolumban sich mehr der Errichtung seines Klosters gewidmet hat, das vermutlich auf der Egg, auf einer Anhöhe in der Nähe von Tuggen errichtet wurde¹⁶.

Der Missionsversuch in Tuggen scheiterte. Die Mönche mußten ihr Kloster aufgeben und fliehen. Und so griff Kolumban zur »ultima ratio« der Missionsmethoden: er schleuderte nach alttestamentlichem Vorbild einen Fluch gegen die Bewohner von Tuggen: *Die Kinder sollen dem Untergang geweiht sein*¹⁷.

Wenn Kolumban schon in Metz, wie die Kolumbanvita des Mönches Jonas berichtet, die alte Römerstadt Bregenz als Ort für eine Klostergründung ausersehen hatte¹⁸, so schwebte ihm dabei möglicherweise vor, hier die Hilfe christlicher Romanen oder christianisierter Alemannen erwarten zu dürfen, so wie er diese auf seiner Weiterreise denn auch in der alten Römersiedlung Arbon antraf. In Arbon stießen Kolumban und seine Gefährten auf den Priester Willimar. Nach einem gemeinsamen Gebet setzte man sich zum Mahle nieder. Der redegewandte Gallus hielt eine Ansprache, die große Freude auslöste.

Wir erfahren nichts über die Sprache, in der diese Rede gehalten war – wahrscheinlich deshalb nicht, weil es unter Klerikern üblich war, sich des Lateinischen zu bedienen. Man hat früher in Willimar und seinen drei Diakonen Theodor, Maginald und Hiltibod Romanen sehen wollen¹⁹; mit Iso Müller²⁰ möchte ich jedoch alle vier für Alemannen halten. Denn zum einen tragen sie – sieht man von Theodor ab – germanische Namen. Die Priesterschaft eines romanischen Ortes heißt aber nicht Willimar, Maginald oder Hiltibod. Und selbst wenn man zugesteht, daß auch Romanen germanische Namen tragen können, wie sie damals in Mode waren, dann muß man doch den Einwand gelten lassen, daß solche Namen als Bekenntnis zu einer neuen alemannischen Kultur zu werten sind. Und vor allem darf man auch nicht übersehen, daß bereits um 590 das alemannische Bistum Konstanz gegründet wurde. Das Christentum war unter den Alemannen auf dem Vormarsch.

13 Johannes DUFT, Die Lebensgeschichten der Heiligen Gallus und Otmar, St.Gallen/Sigmaringen 1988, S.20.

14 Zu Columbans Haltung gegenüber dem Missionieren vgl. BLANKE (wie Anm.11), S.56.

15 DUFT, Lebensgeschichten (wie Anm.13), S.22.

16 BLANKE (wie Anm.11), S.53.

17 BLANKE (wie Anm.11), S.57 f.

18 BLANKE (wie Anm.11), S.66.

19 BLANKE (wie Anm.11), S.63 f.

20 ISO MÜLLER, Zum rätischen Pfarrei-System im Vorarlberger Gebiet, in: Montfort 14 (1962), S.3–23 (hier S.21).

Während in Arbon eine organisierte christliche Gemeinde vorhanden war, gilt das für Bregenz nicht. Und Kolumban erfuhr nun wohl auch zum ersten Mal von Willimar, daß der von ihm ausgewählte Ort Bregenz keine christliche Gemeinde mehr hatte. Willimar erzählte ihm, Bregenz sei eine zerstörte Stadt²¹: Das ist nicht so zu verstehen, als wäre Bregenz damals nur ein Trümmerhaufen gewesen; es gab eine sehr lebendige alemannische Siedlung in Bregenz. Das Wort *zerstört* bezieht sich allein auf die römische Zivilisation und die christliche Gemeinde. Die Arboner Christen um Willimar haben keine Kontakte zu Bregenz; Kolumban mußte hinüberfahren, um die Stadt erst einmal auszukundschaften.

Die Mönche gehen nach ihrer Ankunft in Bregenz zuerst daran, *in brüderlicher Handarbeit Wohnstätten zu errichten*. Das geplante Kloster entsteht, ähnlich wie in Tuggen auf einer Anhöhe über der Stadt auf dem sogenannten Gallenstein, da wo heute die Vorarlberger Landesbibliothek ihren Standort hat: kein einheitlicher Klosterbau, sondern Zellen aus Holz, ein Kirchlein aus Holz, so wie später die Galluszelle und Galluskapelle in St.Gallen auch. Gärten werden angelegt, Obstbäume werden kultiviert, Viehzucht und Fischfang werden betrieben.

Eine Besonderheit dieses Klosters verdient noch hervorgehoben zu werden. Kolumban rief die Mönche *signo pulsato* zum Gebet in die Kirche, mit einem geschlagenen Zeichen, d.h. mit einer Glocke²². Das deutsche Wort Glocke ist ein irisches Lehnwort, das latinisiert in Wendungen wie *cloccam pulsa* oder *personnante clocca* in der Kolumbanvita enthalten und aus dem Lateinischen ins Althochdeutsche übernommen worden ist. Die Bregenzer Glocke ist die erste, die nördlich der Alpen auf dem europäischen Festland erwähnt wird. Diese Glocke befindet sich heute noch in der Kathedrale in St. Gallen, die sogenannte Gallusglocke, die 1786 aus der Bregenzer St.Galluskirche in die St.Galler Stiftskirche geschenkt wurde. Die erst in der Barockzeit bemalte Eisenblechglocke geht mit hoher Wahrscheinlichkeit in die Zeit des frühen 7. Jahrhunderts zurück; Johannes Duft hat die in großer Zahl überlieferten literarischen Zeugnisse aus früheren Jahrhunderten zur Geschichte dieser Glocke zusammengestellt und damit den Beweis für ihr hohes Alter erbracht. Die Glocke hatte durch viele Jahrhunderte ihren Standort an der Gallenstein-Kirche, wo Kolumban 610 sein Kloster errichtet hatte.

Die Glocke trug später dazu bei, das Verhältnis zwischen den Mönchen und der Bregenzer Bevölkerung zu belasten²³. Denn Bregenz liegt an einer wichtigen Durchzugsstraße der Zugvögel, entsprechend groß war die Bedeutung der Vogeljagd. Die Glockentöne aber vertrieben die Vögel und störten damit die Jagd. Wenn die Bregenzer die irischen Glaubensboten beim Herzog wegen Störung der freien Jagd verklagten, so mag die Glocke dafür eine Ursache gewesen sein.

Man sieht dieses Bregenzer Kloster gerne als das älteste christliche Kloster im deutschsprachigen Raum an²⁴. So ganz trifft das wohl nicht zu; denn immerhin hatte ja schon in Tuggen ein ähnliches – wenn auch nur sehr kurzlebiges – Kloster bestanden. Auch das Bregenzer Kloster behauptete sich nicht viel länger als drei Jahre. Was aber dennoch hier unterstrichen werden muß, ist die Bedeutung dieses Klosters oder genauer gesagt dieser beiden Klöster für das Kloster St. Gallen. Tuggen mit seinem Gallusbrunnen²⁵ und Bregenz mit seiner Gallusglocke waren Keimzellen auf dem Weg zu einem Galluskloster: Gallus hatte in beiden Klöstern gelebt. In beiden Fällen wäre es eigentlich zutreffender, von einem Kolumbanbrunnen und von einer

21 BLANKE (wie Anm.11), S.62; DUFT, Lebensgeschichten (wie Anm.13), S.22.

22 Johannes DUFT, Die Bregenzer St. Gallus-Glocke in St. Gallen, in: Montfort 18 (1966), S.425–435.

23 Vgl. dazu OTTO FEGER, Geschichte des Bodenseeraumes, Bd.1, Lindau/Konstanz 1956, S.84; Benedikt BILGERI, Geschichte Vorarlbergs, Bd.1, Wien/Köln/Graz 1971, S.238, Anm.57.

24 BLANKE, S.68; P. Kolumban SPAHR, Sakrale Bauten im ersten Jahrtausend, in: Montfort 38 (1986), S.152.

25 BLANKE (wie Anm.11), S.53.

Kolumbanglocke²⁶ zu sprechen; aber die Persönlichkeit des Gallus hat doch größeres Gewicht erhalten; er blieb vor allem für die Region der bedeutendere Mann. In jedem Falle bleibt das Bregenzer Kloster ein wesentlicher Schritt auf dem Wege zur Gründung des Klosters St. Gallen; in diesem Kloster bestätigt sich die These »Ohne Bregenz kein St. Gallen«.

Die Missionsmethoden der irischen Mönche in Bregenz glichen weitgehend dem Tuggener Modell: Predigt, Kräfteressen der christlichen und heidnischen Gottheiten durch Zerstörung der Religionseinrichtungen und schließlich wieder die Verfluchung. Wiederum ist es Gallus, wie schon zitiert, der wegen seiner sprachlichen Begabung das Predigen übernimmt. In welcher Sprache er gepredigt hat, lassen die Viten offen. Es wurde vermutet, in Keltisch, was aber kaum glaubhaft ist. Ebenso wenig wurde aber auch Latein gesprochen; denn sowohl die Alemannen als auch die Romanen waren Heiden ohne jede Bildung. Gallus kann also nur in einer Volkssprache, Romanisch oder Alemannisch, geredet haben. Man hat dabei wohl eher an das Alemannische zu denken. Denn einmal ist in der Kolumbanvita die Rede von den Svaeven, d. h. den Schwaben, die in Bregenz wohnen. Auch waren die Romanen in Bregenz nur eine Minderheit, von der man annehmen darf, daß sie auch das Alemannische verstand, wenn sie schon alemannische Tempel aufsuchte und germanischem Götzenkult frönte. Schließlich lautete auch der königliche Missionsauftrag, die Alemannen für das Christentum zu gewinnen. Gallus hatte ja auch schon in Tuggen das Predigen übernehmen müssen, wo es die Iren nur mit Alemannen zu tun hatten.

Gallus ist es auch wieder, der die Zerstörung der Götzenbilder in die Hand nahm. Walahfrid Strabo berichtet von drei vergoldeten Bildwerken, die an der Wand befestigt waren. Gallus *zerschmetterte vor aller Augen die Götterbilder und schleuderte sie ins Meer*. Die Formulierung, *dejecit in mare*, (er warf sie ins Meer), ist biblischer Herkunft (Exodus 15,1 u.21), gemeint ist natürlich der Bodensee. In Bregenz scheint ein archäologischer Fund die Gallusvita zu bestätigen: die vergoldete Hand einer etwa drei Meter hohen Bronzestatue wurde 1963 gefunden (heute im Vorarlberger Landesmuseum)²⁷.

In einem anderen Fall übernahm Kolumban selbst das Zerstörungswerk²⁸. Er kam zufällig hinzu, als die Alemannen ein heidnisches Opferfest feiern wollten. In ihrer Mitte war ein großes Gefäß voll Bier, etwa zwanzig Modien fassend, das sie ihrem Gott Wodan opfern wollten, der mit Mercurius gleichzusetzen ist²⁹. Im Gegensatz zu den antiken Gebräuchen, bei denen den Göttern tatsächlich Wein ausgeschüttet wurde, pflegten die Germanen das den Göttern geopfer- te Bier selbst zu trinken. Kolumban zerschlug das Faß, aber nicht – wie in seiner Vita steht – durch Anhauchen, sondern mit brutaler Gewalt, wie Gallus es mit den Opfergaben in Tuggen gemacht hatte.

Die Gleichsetzung von Wodan und Merkur ist uns allen geläufig: das englische Wednesday, der Wodanstag, entspricht dem französischen mercredi, dem Tag des Merkur. Merkur war schon im keltischen Brigantium der am meisten verehrte Gott; und auch archäologisch läßt sich für das römische Brigantium kein anderer Gott nachweisen, der stärker verehrt wurde als Merkur.

Und ich komme damit noch einmal auf die Zerstörung der drei Götterbilder zurück. Beide Handlungen fanden wohl an ein- und demselben Ort statt, nämlich in jener schon erwähnten ehemaligen Kirche, die in einen heidnischen Tempel umfunktioniert war. Von den drei beschriebenen Götterbildern pflegte die heimische Bevölkerung zu sagen: *Das sind die alten Götter und alten Beschützer dieses Ortes, durch deren Beistand wir und das Unsrige bis heute*

26 So auch Johannes DUFT, St. Gallus-Glocke (wie Anm.22), S.432.

27 Elmar VONBANK, Römische Großbronze aus Brigantium, in: Pro Austria Romana 16 (1966), S.13; Abbildung in: Das römische Brigantium (wie Anm.5), S.77.

28 BLANKE, S.80ff.; DUFT, Frühes Christentum (wie Anm.10), S.107.

29 Artikel »Mercurius«, in: Der kleine Pauly, Lexikon der Antike, Bd.3, Stuttgart 1969, Sp.1229f.

*bestehen*³⁰. Es ist bekannt, daß die im römischen Heer dienenden Germanen dem Merkur Votivtafeln und Gedenksteine gewidmet haben. Man darf daher wohl vermuten, daß zumindest eines der Götterbilder den Merkur darstellte, den die Alemannen ohne weiteres als ihren Wodan wiedererkannten und mit dem gewöhnlichen Bieropfer verehrt haben. Schon Tacitus schreibt in der *Germania*, Kapitel 9, Wodan (Merkur) sei der von den Germanen am meisten verehrte Gott.

Die Erfolge der Missionare waren unterschiedlich. Es gab Leute, die sich taufen ließen; aber es gab auch andere, die *voller Zorn und Empörung* waren und sich *in grimmiger Wut* zurückzogen; ja es gab auch solche – wie in Tuggen –, die die Mönche wegen der Zertrümmerung ihrer Götter zu vernichten trachteten. Und so sahen sich die irischen Mönche bald Verfolgungen ausgesetzt: sie wurden beim Herzog Gunzo angeklagt; zwei Mönche wurden ermordet und ausgeraubt, Vieh wurde gestohlen, es mußte eine Hungersnot überstanden werden, in der Hilfe nicht vom König, sondern von einem Bischof kam.

Als 612 König Theudebert gestürzt wurde, verloren die irischen Mönche nicht nur ihren Schutzherrn, sondern auch ihren Auftraggeber. Der Herzog verfügte ihre Ausweisung aus Bregenz. Kolumban zog seinem ursprünglichen Plan gemäß nach Italien, wo er durch den Langobardenkönig den Ort für eine friedlichere Entwicklung seines Klosters erhoffte und ihn in Bobbio fand. Das Kloster in Bregenz wurde aufgegeben. Und am Ende des Aufenthaltes steht ein dem Fluch von Tuggen vergleichbares böses Wort des Kolumban: *Wir haben hier zwar eine goldene Schale gefunden, sie ist aber voller Schlangen*³¹.

Dennoch waren die Glaubensboten in Bregenz sehr viel erfolgreicher als in Tuggen. Denn Kolumban konnte eine christliche Kirche und eine christliche Gemeinde wiedererrichten. Nach der Zerschlagung der Götzenbilder ging Kolumban sofort daran, die zum heidnischen Tempel entweihte Kirche wieder in eine christliche Kirche umzuwandeln. Er *segnete Wasser, weihte damit die entheiligten Stätten und gab so der Kirche der heiligen Aurelia ihre vormalige Würde zurück*.

Man hat oft den falschen Schluß gezogen, die Mönche hätten in Bregenz bereits vor ihrer Ankunft eine der heiligen Aurelia geweihte Kirche vorgefunden; tatsächlich ist aber nur eine Kirche gemeint, die erst Kolumban der hl. Aurelia weihte. Wir verdanken Iso Müller die Erkenntnis, daß es eine altchristliche Märtyrerin Aurelia nie gegeben hat³². Walahfrid Strabo führt auch an anderer Stelle aus, Kolumban habe den Altar gesalbt und in ihn Reliquien der heiligen Aurelia gelegt³³. Die hl. Aurelia galt im Mittelalter als eine der 11.000 Jungfrauen. Auf der Fahrt von Basel nach Köln mußte Aurelia wegen einer Krankheit in Straßburg zurückbleiben. Ihr Grab befand sich bis zur Reformation in der Mauritiuskirche in Straßburg. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Kolumban die Reliquien in Straßburg an sich gebracht und von dort nach Bregenz geführt hat. Diese Vermutung gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß Gallus im Besitz einer Mauritiusreliquie war³⁴. Der Besitzer einer Mauritiusreliquie konnte kaum an einer Kultstätte dieses Heiligen, wie sie in Straßburg bestand, vorbeiziehen³⁵; eben dort befand sich aber der Grab der hl. Aurelia.

30 BILGERI, Vorarlberg (wie Anm.23), Bd.1, S.238, Anm.54 (mit dem lateinischen Originaltext aus der Columbanvita des Jonas).

31 Vgl. BERSCHIN, Columban und Gallus (wie Anm.9), S.162.

32 MÜLLER, Pfarrei-System (wie Anm.20), S.20f.

33 DUFT, Frühes Christentum (wie Anm.10), S.112.

34 MGH, SRM, Bd.4, S.263 (Wetti); S.293 (Walahfrid). Vgl. DUFT, Lebensgeschichten (wie Anm.13), S.27.

35 Ich wäre sogar versucht, noch einen Schritt weiterzugehen: Gallus war nämlich noch im Besitz einer weiteren Reliquie, die Wetti als *sanctae virginis virginum* bestimmt, einer Jungfrau der Jungfrauen, also einer Marienreliquie. Zu gerne würde ich in den Text einen Überlieferungsfehler hineinlesen und die Reliquie einer Jungfrau der 11.000 Jungfrauen annehmen; doch dürfte eine solche Lesart wohl zu weit gehen.

Die Aureliakirche lag höchstwahrscheinlich an der Stelle der heutigen Pfarrkirche St. Gallus; mit ihrer Wiederbegründung beginnt eine Kontinuität der Pfarre Bregenz bis auf den heutigen Tag, nur wechselte aus naheliegenden Gründen ihr Name: war doch die Tätigkeit des hl. Gallus hier in Bregenz sehr viel wirksamer gewesen als jene der wenig bekannten Aurelia. Mit der Auffassung des Klosters erhielt die Pfarre auch einen neuen Patron, nämlich den merowingischen König.

Als Kolumban mit seinen Gefährten Bregenz verläßt, ist Gallus krank, er hat ein heftiges Fieber und kann Kolumban nicht nach Italien folgen. Die Krankheit war freilich nur ein Vorwand, denn nichts hätte Gallus hindern können, Kolumban später nachzureisen. Es geht vielmehr um eine endgültige Trennung des Schülers von seinem Meister. Dem Schüler geht es wohl darum, das in Bregenz begonnene missionarische Lebenswerk, bei dem er schon immer die Hauptrolle gespielt hatte, zu vollenden. So sieht es auch der Verfasser der Gallusvita; denn gerade die Trennung von Kolumban und der Verbleib des Gallus im Lande bringt den Alemannen einen unschätzbaren ewigen Gewinn. Kolumban wertet hingegen die Krankheit – wohl nicht zu unrecht – als einen Akt des Ungehorsams; zur Strafe soll Gallus keine Messe mehr feiern dürfen, solange Kolumban lebt. Auch Gallus mußte gemäß dem herzoglichen Ausweisungsbefehl Bregenz verlassen, Willimar nahm ihn in Arbon auf und beauftragte die beiden Kleriker Maginald und Theodor mit seiner Pflege. Es beginnt, nachdem das Kapitel in Bregenz abgeschlossen ist, die Geschichte des Gallusklosters.

Man möchte vermuten, daß Willimar nicht ohne Einfluß auf die Entscheidung des Gallus war, im Bodenseegebiet zu bleiben. Denn Willimar ersetzt jetzt gewissermaßen den Kolumban: er nimmt Gallus auf, läßt ihn gesund pflegen, stellt ihm seine Diakone zur Verfügung, Gallus fängt für ihn Fische als Gastgeschenk, er kehrt schließlich zu ihm zurück, Willimar stellt die Verbindungen zum Herzog her, Willimar besucht Gallus in seiner Zelle und bittet Gallus, nach Arbon zu kommen; Gallus begleitet Willimar zurück nach Arbon, wo er dem begeisterten Volk predigt, nach wenigen Tagen aber erkrankt und stirbt; und Willimar wirkt schließlich bei der Translation des Leichnams von Arbon nach St. Gallen mit. Willimar ist keine beherrschende Persönlichkeit wie Kolumban; er ist ein einfacher lokaler Priester, der die Fülle christlicher Tugenden in sich vereint. Er repräsentiert mit seiner Hilfsbereitschaft den um seine Pfarrgemeinde besorgten Hirten, er steht, wie es die Gallusvita ausdrückt, im Mittelpunkt der *heiligen und unserem Gott wohlgefälligen Gemeinschaft, in welcher nichts anderes als die vollkommene Liebe herrschte*³⁶.

Gallus bleibt weiterhin einem asketischen Leben verschrieben. Er lehnt die ihm angetragenen hohen geistlichen Ämter ab und versucht, das Leben der antiken Wüstenväter nachzuahmen. Die Einöde an der oberen Steinach suchte ihm der ortskundige Diakon Hiltibod aus: *...diese Einöde ist rauh und nass, hat hohe Berge und enge Täler und vielfaches Wildgetier, massenhaft Bären sowie Herden von Wölfen und Wildschweinen*³⁷. Gallus entschied sich mit dem Vers aus Psalm 132 *Haec requies mea*³⁸, hier ist meine Ruhe, für den wilden Ort. Die gefürchteten Bären erwiesen sich als nützliche Helfer. Bei der weiteren Erforschung der Gegend entdeckte Gallus zwischen zwei Bächen eine bewaldete, anmutige Höhe als einen zum Zellenbau des künftigen Gallusklosters einladenden Platz.

Nachdem Gallus die erkrankte Tochter des Herzogs Gunzo in Überlingen geheilt hatte, wies dieser die Bevölkerung von Arbon an, beim Bau der Zelle behilflich zu sein. Das von Gunzo für Gallus vorgesehene Amt eines Bischofs von Konstanz lehnt Gallus mit der Begründung ab, daß

36 DUFT, Lebensgeschichten (wie Anm. 13), S.47.

37 Ebd. S.26.

38 Ebd. S.27, Anm.24.

nach kirchlicher Vorschrift kein Fremdling Bischof werden könne³⁹. Johannes Duft⁴⁰ sieht darin mit Recht die Befürchtung des Gallus, durch dieses Amt in politische Verwicklungen hineingezogen zu werden, wie er es in Luxeuil und in Bregenz am Beispiel des Kolumban persönlich miterlebt hatte. Auch hier können wir wiederum Bregenz als eine Ursache dafür greifen, daß Gallus seiner Zelle in St. Gallen den Vorzug vor Amt und Würden in Konstanz gab.

Gallus bildete jedoch in St. Gallen einen Jünger für dieses Amt aus, den rätoromanischen Weltpriester Johannes, der zuerst in Grabs tätig war, sich dann aber, wie es wörtlich heißt, *der Lehre des Gallus überließ, mit dem er zu den Quellen der Mutter Philosophie vorstieß und tiefe Kenntnis des göttlichen Gesetzes erwarb*⁴¹. Und an anderer Stelle der Gallusvita klingt das noch einmal an: *Johannes...erlernte vielfältige Einsicht und Auslegung der göttlichen Bücher*⁴². Wir haben hier einen ersten Hinweis auf die Stiftsbibliothek und die später so bedeutend werdende Pflege der Wissenschaften im Galluskloster, das sozusagen die HSG (Hochschule St. Gallen) oder seit 1. Oktober 1995 Universität St. Gallen vorwegnimmt. Gallus bereitet seinen Schüler Johannes auf sein verantwortungsvolles öffentliches Amt vor.

Die Szene der Bischofswahl ist in dem Bilderzyklus in der Gallus-Kapelle hier in St. Gallen dargestellt und von Johannes Duft⁴³ eingehend beschrieben worden: in einer säulengeschmückten Kathedrale unter dem Vorsitz eines Bischofs und des Herzogs Gunzo sitzen die Kleriker und die weltlichen Würdenträger, vor denen der alte Gallus und sein junger Schüler Johannes als die beiden Kandidaten stehen. Bekanntlich verzichtete Gallus und setzte die Wahl seines widerstrebenden Schülers durch. Während des feierlichen Hochamtes in der Konstanzer Marienkirche nahm Gallus nach der Weihe Johannes bei der Hand und führte ihn auf eine Art Kanzel. Gallus hielt die Predigt, während Johannes die Worte seines Lehrers auslegte. Zur Sprache dieser Predigt gibt es zwei entgegengesetzte Meinungen: auf der einen Seite hat Fritz Blanke die Ansicht vertreten, Gallus habe Vulgärlatein oder Romanisch gesprochen, und seinem Schüler Johannes das Vorrecht überlassen, zu den alemannischen Edlen in ihrer Muttersprache zu reden⁴⁴. Die neuere Forschung geht dagegen davon aus, daß die Predigt des Gallus alemannisch war, der Rätoromane Johannes habe diese dann mit Rücksicht auf die damals noch in Konstanz lebenden Romanen ins Romanische übersetzt⁴⁵.

In Wirklichkeit dürften jedoch Gallus und Johannes in lateinischer Sprache gepredigt haben. Zunächst einmal ist mit Blanke festzustellen, daß die beiden Predigten des Gallus in Bregenz und in Konstanz sich grundsätzlich unterscheiden. In Bregenz war es eine Heidenpredigt, in Konstanz dagegen eine Christenpredigt⁴⁶. In Bregenz war die alemannische Sprache im Hinblick auf das Missionsziel notwendig; und die Gallusvita hebt das ja auch hervor. Ich darf den Text noch einmal in Erinnerung rufen: Gallus übertraf die andern nicht nur in der Feinheit des Lateins, sondern sogar in der Sprache jenes Volksstammes, d.h. der Alemannen. Für Bregenz steht also die Verwendung des Alemannischen in der Heidenpredigt völlig außer Frage.

39 Ebd. S.39f.

40 Ebd. S.38, Anm.34.

41 Ebd. S.35.

42 Ebd. S.38.

43 Johannes DUFT, Die Gallus-Kapelle zu St. Gallen und ihr Bilderzyklus (= 117. Neujahrsblatt 1977), S.45 f.

44 BLANKE (wie Anm.11), S.159.

45 Arno BORST, Mönche am Bodensee 610–1525, Sigmaringen 1978, S.26; Hermann KNITTEL, Ex historia Constantiae, Ein lateinisches Quellenbuch zur Geschichte der Stadt Konstanz, Konstanz 1979, S.126; Gerold HILTY, Gallus am Bodensee, in: Vox Romanica 45 (1986), S.83–115; Gerold HILTY, Die Konstanzer Predigt des heiligen Gallus und das Fortleben des Romanischen am Südufer des Bodensees bis ins 7. Jahrhundert, in: Achim MASSER und Alois Wolf (Hgg.), Geistesleben um den Bodensee im frühen Mittelalter, Freiburg i. Br. 1989, S.57–63; Helmut MAURER, Geschichte der Stadt Konstanz, Bd.1, Konstanz 1989, S.23; Helmut MAURER, in: Helvetia sacra, 1/2, 1. Teil, Basel/Frankfurt/Main 1993, S.239.

46 BLANKE (wie Anm.11), S.158.

Aber die Gallusvita hebt auf der anderen Seite nicht nur seine Lateinkentnisse hervor; sie betont sogar die Feinheit seines Lateins: *eminebat lepore Latinitatis*. Gewiß wäre es anachronistisch, an ein klassisches Latein zu denken; aber es geht um eine lateinische Sprache, die auf einer ganz bestimmten Bildungsgrundlage steht, nicht um das Vulgärlateinische oder Romanische. Wenn Gallus nun für sein Predigen in lateinischer Sprache besonders herausgehoben wird, so muß man sich doch fragen: Wo und bei welcher Gelegenheit konnte er diese Fertigkeit zur Geltung bringen? Ganz allgemein gesprochen, bei der Christenpredigt: sei es unter seinen Mitbrüdern im Kloster (in Bangor, Luxeuil oder in Bregenz), sei es bei der Priesterschaft in Arbon. Und wo wäre wohl eine solche lateinische Predigt angebrachter gewesen als bei einer Bischofswahl und Bischofsweihe im Rahmen eines feierlichen Hochamtes im Marienmünster in Konstanz?

Wir müssen davon ausgehen, daß die Kirche lateinisch war und an der lateinischen Sprache festgehalten hat, weil dem Übergewicht der lateinischen Bildung nichts entgegenzusetzen war⁴⁷. Man verwies dabei meist auf die lateinisch-griechisch-hebräische Inschrift auf dem Kreuz Christi, die nur diese drei Sprachen für den Kultus geheiligt hatte. Eine Liturgie in der Volkssprache stand für die Kirche außerhalb jeder Diskussion⁴⁸.

Der Klerus erlernte die lateinische Sprache zunächst nicht, um ein Wort des Augustinus zu verwenden, *ab docentibus* (von den Lehrenden), sondern *ab dicentibus* (von den Sprechenden). Der wichtigste Zugang war die lateinische Liturgie, das über den ganzen Tag verteilte Offizium: durch Hören und Mitsprechen der liturgischen Texte wuchsen die Kleriker, besser als durch jeden Unterricht, in die lateinische Sprache hinein: die Psalmen, die Lesungen aus dem Alten und Neuen Testament, die Kirchenväter. Oft werden sie die Texte erst sehr viel später verstanden haben, nachdem sie diese längst auswendig hersagen konnten⁴⁹. Jedenfalls war ihnen der Umgang mit lateinischen Texten im hohen Maße vertraut, und zwar gerade der geformten Texte aus der hl. Schrift und den Kirchenvätern, die ja vielfach auch den Predigten zugrundelagen.

Die irischen Glaubensboten mußten, wenn ihrer Missionstätigkeit ein dauerhafter Erfolg beschieden sein sollte, eine einheimische Geistlichkeit heranbilden⁵⁰. So gelang es ihnen etwa in England, im späten 6. Jahrhundert in der Geistlichkeit ein reines Spätlatein durchzusetzen, ohne daß auch nur eine Spur vulgärlateinischen Substrats in der Bevölkerung vorhanden gewesen wäre⁵¹. Die Tätigkeit des hl. Gallus in Alemannien liegt ganz in derselben Richtung: so ist die Ansprache an Willimar und seine Diakone zu verstehen; und so ist auch die dreijährige Unterweisung des Schülers und späteren Konstanzer Bischofs Johannes zu verstehen: er lehrt ihn vielseitiges Wissen und die Auslegung der heiligen Schriften⁵². Auch das ist in dem schon erwähnten Bilderzyklus in der Gallus-Kapelle bildlich dargestellt: Gallus und Johannes diskutieren gemeinsam über einem aufgeschlagenen Buch, ohne sich von der herrlichen Aussicht auf die Natur ablenken zu lassen, weder durch den See noch durch das Alpsteingebirge⁵³. Auch in Alemannien gelangte das Latein zum Durchbruch. Ich denke dabei auch an die rechtlichen Aufzeichnungen in lateinischer Sprache, den *Pactus Alemannorum* aus dem Jahre 613⁵⁴ und die

47 Franz BRUNHÖLZL, Artikel »Lateinische Sprache und Literatur«, in: Lexikon des Mittelalters, Bd.5, München/Zürich 1991, Sp.1722–1735 (hier Sp.1723).

48 Joseph Andreas JUNGEMANN, Kirchenverfassung, Kultus, Seelsorge und Frömmigkeit vom 8. Jahrhundert bis zur gregorianischen Reform, in: Hubert JEDIN (Hg.), Handbuch der Kirchengeschichte, Bd.3/1, Freiburg/Basel/Wien 1966, S.341–364 (hier S.347).

49 BRUNHÖLZL (wie Anm.47), Sp.1723.

50 Ebd. Sp.1723.

51 Ebd. Sp.1724.

52 DUFT, Lebensgeschichten (wie Anm.13), S.38.

53 DUFT, Bilderzyklus (wie Anm.43), S.42f.

54 Clausdieter SCHOTT, Lex Alemannorum, in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, Bd.2, Berlin 1978, Sp.1879–1886 (hier Sp.1881).

spätere Lex Alemannorum, von der bekanntlich auch eine Handschrift in der Stiftsbibliothek liegt⁵⁵. Eine alemannische Schriftsprache gibt es eben nicht.

Henri Irénée Maurrou schreibt in seiner berühmten *Geschichte der Erziehung in klassischen Altertum*, die Iren kämen seit dem 6. Jahrhundert nach England, – um die Ruinen, welche die Germaneneinfälle angehäuft haben, wieder aufzubauen⁵⁶. Ich erinnere noch einmal an Willimars Worte, Bregenz sei eine zerstörte Stadt; Kolumban und Gallus errichten die christliche Kirche in Bregenz wieder auf, ganz so, wie ihre Landsleute in England. Wiederaufbau der Kirche heißt aber auch immer Wiederaufbau der lateinischen Sprache und der lateinischen Bildung.

Es gab für Gallus in Konstanz überhaupt keine Alternative zur lateinischen Predigt. Denn in der Kirche saß der gesamte Klerus Oberdeutschlands⁵⁷. Aber nicht nur das: die Bischöfe von Autun, Verdun und Speyer waren angereist. Es wäre unmöglich gewesen, vor den von weit hergereisten Prälaten anders als lateinisch zu predigen. Die Viten nehmen zwar auf die *multitudo populi* Bezug, die Menge des Volkes. Aber das Volk dürfte in der Kirche kaum Platz gefunden haben; es bestand überhaupt keine Notwendigkeit für eine Übersetzung in eine Volkssprache, sei es nun Alemannisch, sei es Romanisch. Die Weitergabe der Predigt an das Volk war ein erst später zu vollziehender Auftrag an die Kleriker, die sich dann wieder in der Form der »Heidenpredigt« des Alemannischen oder Romanischen zu bedienen hatten.

Angesichts einer so erlauchten Zuhörerschaft konnte es sich Gallus wohl auch gar nicht leisten, die Predigt zu extemporieren. Er kam vielmehr mit einem vorbereiteten Manuskript. Denn die Viten teilen uns den Inhalt der Predigt mit, die später von Notker zu dem berühmten *sermo sancti Galli* ausgebaut wurde. Die Überlieferung des Predigtinhaltes setzt eine schriftliche Fassung voraus. Es läßt sich nachweisen, daß der Predigttext sich auf eine alte homiletische Tradition in lateinischer Sprache stützt⁵⁸. Diese beginnt mit Augustinus, *De catechizandis rudibus* (Wie man Ungebildete in den christlichen Lehren unterrichtet). Martinus de Braga († 579) verfaßte nach diesem Vorbild eine Predigt *De correctione rusticorum* (Über die Besserung von Ungebildeten). Gallus greift auf diese und andere lateinische Vorbilder zurück, die sich damals wohl kaum ins Alemannische übersetzen ließen. Er steht in einer lateinischen Predigt-Tradition. Ziel dieser Predigt war nicht die Besserung des Klerus; vielmehr sollte der Klerus instruiert werden, was er dem Volk predigen sollte. In ähnlicher Weise ist auch die Predigt des Martinus de Braga *Über die Besserung der Ungebildeten* an einen Bischof von Astorga in Spanien gerichtet, der damit ebensowenig persönlich angesprochen werden sollte wie der in Konstanz versammelte Klerus. Wie der spanische Bischof, so sollte auch der alemannische Klerus diese Gedanken an das Volk weitergeben. Die Predigt des Gallus war in diesem Sinne, überspitzt formuliert, eine Dienstanweisung an den Klerus. Und es kam daher auch gar nicht darauf an, daß die wenigen anwesenden alemannischen Adligen die Worte verstanden.

Wenn Walahfrid bemerkt, Johannes habe das, was Gallus zum Nutzen der Barbaren gut vortragen habe, *ad utilitatem barbarorum bene prolata*, interpretiert, so möchte ich das frei mit den Worten wiedergeben: Johannes legte diesen guten Vortrag mit dem Titel *zum Nutzen der Barbaren* aus: er hätte genauso gut formulieren mit Augustinus können *De catechizandis rudibus* oder mit Martinus von Braga *De correctione rusticorum*. Etwas gut vortragen konnte man überhaupt nur in lateinischer Sprache, nicht in einem barbarischen Gestammel, wie es das Alemannische gewesen wäre. Und diesen guten Vortrag des Gallus legte Johannes aus: Es geht um

55 Vgl. dazu die Facsimile-Ausgabe von Clausdieter SCHOTT, *Lex Alemannorum, Das Gesetz der Alemannen, Codex Sangallensis 731*, Augsburg 1993.

56 MARROU, a.a.O., S.496.

57 DUFT, *Lebensgeschichten* (wie Anm.13), S.39.

58 Manlio SIMONETTI, *Longus per divinas scripturas ordo dirigitur. Variazioni altomedievali su una tema catechetico agostiniano*, in: *Romanobarbarica* 6 (1981/82), S.311–339.

eine Auslegung der Predigt mit diesem Thema einer Besserung der Barbaren; auch Johannes sprach also zum Klerus, nicht zum Volk.

Johannes als der neuerwählte Bischof mußte zwangsläufig zu Wort kommen, aber wohl kaum als untergeordneter Übersetzer. Von Johannes erwartete jeder eine eigenständige Leistung, nicht eine Übersetzung. Und da das Volk so gut wie nicht anwesend war, erübrigte sich auch eine Übersetzung. Der Einwand, daß sich die Kirche durch die lateinische Liturgie und die lateinische Predigt dem Volk entfremdete, wurde bis in unser Jahrhundert diskutiert. Daß aber lateinisch zu predigen üblich war, läßt sich aus den Beschlüssen der Synoden von Tours⁵⁹, Reims⁶⁰ und Mainz⁶¹, alle vom Jahre 813 entnehmen: die Bischöfe sollen sich bemühen, bei der Predigt auf die Fassungskraft des Volkes Rücksicht zu nehmen. Und 847 beschloß die Synode von Mainz, daß die homiletischen Vorlagen *in rusticam Romanam linguam aut Theotiscam* (in das dem Volk verständliche Romanisch oder Deutsch) zu übertragen seien⁶². Die lateinische Predigt war also vor diesen Synodalbeschlüssen durchaus üblich.

Gallus und Johannes, Meister und Schüler, waren ein eingespieltes Team. Johannes greift die Worte des Gallus auf und vertieft sie durch Auslegung und Interpretation, nicht durch Übersetzung. Notker hat die Konstanzer Predigt des Gallus in seinem *Metrum de vita sancti Galli*⁶³ wieder aufgegriffen; dieser *sermo sancti Galli* läßt in dem mit antiken Formen spielenden Duett von Meister und Jünger, wie es Hans Haefele⁶⁴ formuliert hat, deutlich erkennen, wie wir uns das gemeinsame Auftreten von Gallus und Johannes zu erklären haben. Auch Karl Suso Frank hat die Ansicht vertreten, daß es bei der Konstanzer Predigt nicht um ein Übersetzungsproblem⁶⁵ geht, vielmehr stellt die gemeinsame Predigt eine Demonstration des Lehrer-Schüler-Verhältnisses dar⁶⁶.

Johannes dankte seinem Lehrer damit, daß er auch seine Leute aufforderte, mit dem Volk um die Wette am Bau der Zelle des Gallus teilzunehmen. Wie Kolumban seinerzeit bei der Errichtung des Klosters in Bregenz, so suchte sich auch Gallus zwölf Gefährten aus, die seine Zelle besiedeln sollten. Er begann damit, ein »*oratorium*«, d. h. eine Kirche, eine Gebetsstätte zu errichten und für die Brüder geeignete Werkstätten zu erbauen. Auch eine Glocke gehört wieder dazu, die zum Gebet rief. An den Bauarbeiten waren nicht nur die Brüder, sondern auch das Volk beteiligt.

59 MGH, Concilia, 2/1, 1906, S.288: *Et ut easdem omelias quisque aperte transferre studeat in rusticam Romanam linguam aut Thiotiscam, quo facilius cuncti possint intellegere quae dicuntur.*

60 MGH, Concilia, 2/1, 1906, S.255, c.15: *ut episcopi sermones et omelias sanctorum patrum, pro ut intellegere possent, secundum proprietatem linguae praedicare studeant.*

61 MGH, Concilia, 2/1, c.25: *Qui verbum Dei praedicet iuxta quod intellegere vulgus possit.*

62 JUNGSMANN (wie Anm.48), S.355.

63 Hg. von Walter BERSCHIN, Notkers Metrum de vita S. Galli, in: Florilegium Sangallense, Festschrift für Johannes Duft, 1980, S.91–118.

64 Hans F. HAEFELE, Notker I. von St. Gallen, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters, Verfasserlexikon, Bd.6, Sp.1187–1210 (hier Sp.1194).

65 Im Gegensatz dazu vertritt HILTY, Bodensee (wie Anm.45), S.113, die Meinung Walahfrids *interpretando transfundere* könne nur übersetzen heißen. HILTYs (Bodensee, S.108) weitergehenden Schlüssen, Gallus sei möglicherweise Alemanne gewesen, vermag ich ebenfalls nicht zu folgen. Dagegen spricht nicht nur der Einwand des Gallus gegen seine Wahl zum Bischof von Konstanz, er könne dieses Amt als Fremder gar nicht bekleiden, sondern auch Walahfrids Bemerkung, Gallus habe nicht geringe Kenntnisse des Alemannischen gehabt (*barbaricae locutionis cognitionem non parvam haberet*); die Aussage paßt nicht zu einer Person alemannischer Muttersprache. Schließlich bleibt auch der Hinweis von HILTY (Bodensee, S.114) zurückzuweisen, Johannes habe während seiner dreijährigen Lehrzeit gut alemannisch gelernt: ganz abgesehen davon, daß der Unterricht des Gallus in der Auslegung der heiligen Schrift nur auf der lateinischen Textgrundlage und daher nur in Latein vorstellbar ist, bestand für den Iren Gallus und den Romanen Johannes überhaupt kein Anlaß, sich der alemannischen Sprache zu bedienen.

66 Karl Suso FRANK, zitiert nach HILTY, Bodensee (wie Anm.45), S.112.

Die Einöde war kein Hindernis, daß die Gallus-Zelle durch Briefe und Boten Verbindungen zu den großen Klöstern Bobbio oder Luxeuil unterhielt. Der Diakon Maginald überbrachte nach dem Tode Kolumbans im Jahre 615 dessen Wanderstab als Zeichen der Absolution, so daß Gallus wieder die Messe feiern konnte. Luxeuil entsandte 629 nach dem Tode des Eustatius, dem Nachfolger Kolumbans, sogar sechs irische Mönche, um Gallus für die dortige Nachfolge zu gewinnen. Die Iren schwelgten in nostalgischen Erinnerungen an den hl. Kolumban, die Gallus zu berichten wußte. Er folgte jedoch nicht ihrem Ruf, sondern blieb bei seinem asketischen Leben.

Der hl. Gallus ist am 16. Oktober um das Jahr 650 in Arbon gestorben. Durch die Beisetzung seines Leichnams im Oratorium zwischen Altar und Wand erhielt die Galluszelle eine besondere Weihe. Zahlreiche Wunder an seinem Grab ließen einen lokalen Gallus-Kult mit einer Wallfahrt entstehen, so daß sich seine Verehrung in Alemannen rasch ausbreitete. Zahlreiche Galluspatrozinien legen dafür Zeugnis ab. 719 trat der hl. Otmar an die Spitze der Galluszelle: ihm blieb es vorbehalten, dort mit Zustimmung des Königs ein klösterliches Leben nach der Regel des hl. Benedikt einzuführen und damit die Zelle in ein Kloster umzuwandeln.

Die Antithese Bregenz – St. Gallen, wie wir sie für die Lebzeiten des hl. Gallus ins Blickfeld gerückt haben, blieb auch in der Folgezeit bis in die Gegenwart ein historisch-politisch wirksamer Faktor. Beide Orte haben die Geschichte unserer Region entscheidend bestimmt und geprägt. Bregenz entwickelte sich als Sitz der Grafen zum späteren Land Vorarlberg. St. Gallen wurde über das geistliche Fürstentum und die Reichsstadt zum Kanton St. Gallen. Das Land Vorarlberg und der Kanton St. Gallen behaupteten sich seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts als moderne Flächenstaaten, während zahlreiche andere kleine und kleinste Herrschaften auf der Strecke blieben. Die Grafen von Bregenz und die Äbte von St. Gallen standen im Ringen um die Herrschaft nicht selten gegeneinander, besonders in den langwierigen Kämpfen zwischen Kaiser und Papst, in denen Bregenz meist auf päpstlicher, St. Gallen dagegen auf kaiserlicher Seite zu finden war. Wenn Bregenz einmal für den Kaiser Partei nahm, stand St. Gallen auf päpstlicher Seite. Es gab auch Bregenzer Grafen, die als Äbte dem Galluskloster vorstanden. Eine Verpfändung und ein Verkauf Vorarlbergs an den st.gallischen Fürstenstaat stand im 18. Jh. ebenso zur Debatte wie 1918/19 ein Anschluß Vorarlbergs an die Schweiz. Es gibt also bis heute eine jahrhundertelange gemeinsame Geschichte, die Bregenz und St. Gallen verbindet. Es besteht daher immer wieder ein Anlaß, sich gemeinsamer Wurzeln zu erinnern, die niemand besser repräsentiert als der hl. Gallus. Sein Wirken hat überdies eine wahrhaft europäische Dimension: die Iren Kolumban und Gallus, beide auf dem Weg nach Italien, gewinnen im Auftrag eines fränkischen Königs das ins Heidentum zurückgefallene Bregenz für den christlichen Glauben zurück. Gallus trennt sich von seinem Meister, um durch seine in St. Gallen errichtete Zelle das erst junge alemannische Christentum in der Bodenseeregion zu festigen, durch sein Beispiel, durch seine Predigt, durch seine Lehre, die eine tiefgehende lateinische Bildung einem noch als barbarisch geltenden Volk weitervermittelt.

Anschrift des Verfassers:
Prof. DDr. Karl Heinz Burmeister, Belruptstr. 41,
A-6900 Bregenz

Der Oberamtsbezirk Altdorf: Territorial- und Verwaltungsgeschichte

VON PETER STEUER

Der 1750 durch Resolution Kaiserin Maria Theresias geschaffene Oberamtsbezirk Altdorf vereinigte die aus der Revindikationspolitik König Rudolfs I. hervorgegangene und von den Habsburgern seit 1541 in ununterbrochener Folge besessene Reichslandvogtei im Oberen und Niederen Schwaben mit zahlreichen mediaten Gebieten, in denen Österreich meist die Lehenshoheit, einzelne Regalien und sonstige Hoheitsrechte innehatte bzw. beanspruchte. Das dem in Altdorf (heute Weingarten) installierten Oberamt unterstellte Gebiet erhielt damals seine größte Ausdehnung. Von allen vorderösterreichischen Oberamtsbezirken war aber der Altdorfer Distrikt am wenigsten ein landesfürstliches Territorium. Vielmehr könnte man ihn als ein zwischen Bodensee und oberer Donau gelegenes Sammelsurium unterschiedlichster Hoheitsrechte und Besitztümer charakterisieren; lediglich in der weiteren Umgebung des Amtssitzes Altdorf war Österreich auf der Grundlage welfisch-staufischen Hausgutes der weitgehende Ausbau der Jurisdiktionsbefugnisse und Steuerhoheit und somit eine gewisse territoriale Verdichtung gelungen.

Die folgende Darstellung versucht, die Entstehungsgeschichte, die Funktion und das weitere Schicksal der Landvogtei in groben Umrissen zu zeichnen. Sie entstand im Zusammenhang mit der von der DFG geförderten Erstellung eines Gesamtinventars der Akten- und Amtsbuchüberlieferung der für Vorderösterreich zuständigen österreichischen Zentralbehörden in Innsbruck, Wien, Freiburg, Konstanz und Günzburg in den Archiven der Bundesrepublik, dessen erster, unmittelbar vor der Veröffentlichung stehender Teilband die das Oberamt Altdorf betreffenden Akten der vorderösterreichischen Regierung ab 1753 enthalten wird. Da die im Rahmen des Gesamtinventars erfaßte Aktenüberlieferung der vorderösterreichischen Zentralbehörden erst im ausgehenden 15. Jahrhundert einsetzt, wird die Entwicklung bis zur Erwerbung der Landvogtei durch Erzherzog Sigmund den Münzreichen (1486) relativ knapp dargestellt. Die Schilderung der von den Habsburgern bis dahin betriebenen Territorialpolitik beschränkt sich auf die knappe Darstellung der Entwicklung im Distrikt des nachmaligen Oberamts Altdorf, dem »Torso eines habsburgisch-schwäbischen Fürstentums« (Hofacker).

1. Der Aufbau der habsburgischen Macht in Innerschwaben

Als der ehemalige staufische Parteigänger Rudolf von Habsburg 1273 das deutsche Königtum erlangte, gehörte er zwar zu den mächtigsten und reichsten schwäbischen Grafen, entbehrte aber weitgehend der ausgedehnten Besitztümer, die die Grundlage des staufischen König- und Kaisertums gewesen waren. Das schwäbische Herzogtum war zerfallen, das Reichsgut in Schwaben von zahlreichen Nutznießern des staufischen Untergangs, unter denen Rudolf selbst einer der bedeutendsten war, selbstherrlich angeeignet worden. Wohl hatten die Habsburger bis 1273 an der Peripherie des Herzogtums Schwaben, vor allem in Aarburgund, südlich des Hochrheins und Bodensees sowie im Elsaß, umfangreiche Hausgutkomplexe angehäuft, doch als Grundlage für ein machtvolles Königtum erschienen diese Besitzungen zu gering. Sicherlich

hätte sich Rudolf nach 1283 mit den neu gewonnenen österreichisch-schwäbischen Herzogtümern als Machtbasis seines Königtums zufrieden geben können. Viele Gründe bewogen ihn indessen zu einem planmäßigen Ausbau der schwäbischen Besitzungen: Die Herkunft aus Schwaben, die Möglichkeit, die neugewonnene königliche Macht zu planmäßigen Erwerbungen einzusetzen und diese mit dem alten habsburgischen Hausbesitz zu einem großen und weitgehend geschlossenen Territorium zu verknüpfen, der dynastische Ehrgeiz, auch den jüngeren Sohn Rudolf mit einem Fürstentum auszustatten, das hinsichtlich Umfang und Bedeutung an das dem älteren Sohn Albrecht abgetretene österreichische heranreichte, wohl auch die Anknüpfung an staufische Traditionen, nach denen Schwaben eine der Kernlandschaften des Reiches, »das Land des staufischen Hausgutes, das Land der staufischen Städte und der staufischen Kolonisation und die natürliche Basis des Königtums einer schwäbischen Adelssippe« war¹. Hinter dem Streben nach Vergrößerung der schwäbischen Machtbasis ist klar das Ziel zu erkennen, dem Hause Habsburg das Königtum langfristig zu sichern.

Rudolf von Habsburg und seine Nachkommen verfolgten die skizzierten schwäbischen Ambitionen nach 1273 auf drei weitgehend parallel laufenden Wegen. Mit der Revindikation des Reichsgutes sollte dem Königtum eine tragfähige Grundlage geschaffen und gleichzeitig der Auftrag der Kurfürsten und des Reichstages erfüllt werden. Zudem sollte, zweitens, im inneren Schwaben durch planvolle Erwerbungen ein ausgedehnter und möglichst geschlossener Hausgutkomplex entstehen, um »das Haus Habsburg auch in den alten Kernlandschaften Schwabens an Donau und Neckar heimisch zu machen«². Schließlich strebten Rudolf und seine Nachkommen die Wiederherstellung des schwäbischen Herzogtums und die Gewinnung der herzoglichen Würde für ihr eigenes Haus an, mit deren Hilfe sie das Königtum auf lange Sicht würden behaupten können.

1.1. Die Reorganisation des Reichsgutes seit Rudolf von Habsburg

Der Untergang der Hohenstaufen (1268) bedeutete in Schwaben vor allem de facto das Ende des Herzogtums, das sich seit 1098 unangefochten im Besitz dieses Geschlechts befunden hatte und seit Friedrich Barbarossa zu einer Art Sekundogenitur für die Angehörigen des staufischen Hauses ausgebaut worden war. Ein unmittelbares Ergebnis des Erlöschens dieser Zwischengewalt war die Usurpation umfangreichen Reichsgutes (liegende Güter, Territorien, Hoheitsrechte, Gefälle) durch die aufstrebenden schwäbischen Grafenhäuser, kleineren Dynastenfamilien, Reichsstädte und Reichsklöster. Während des Interregnums zerfielen die einst mächtigen Grundlagen des staufischen Königtums in Schwaben weitgehend. Da nach Ansicht der Kurfürsten Schwaben auch weiterhin Kernraum und Machtgrundlage des deutschen regnum sein und bleiben sollte³, wurde Rudolf von Habsburg wohl schon im Sommer 1273, während der seiner Königswahl vorausgehenden Verhandlungen, auf die Revindikation und Reorganisation des Reichsgutes vor allem in Schwaben verpflichtet. Noch im Herbst desselben Jahres nahm der am 1. Oktober gewählte neue König sich dieser zentralen Aufgabe an⁴.

1 Karl Siegfried BADER, *Der deutsche Südwesten in seiner territorialstaatlichen Entwicklung*, Stuttgart 1950, S. 68.

2 Hans Erich FEINE, *Die Territorialbildung der Habsburger im deutschen Südwesten, vornehmlich im späten Mittelalter*, in: ZRG GA 67, 1959, S. 194.

3 BADER (wie Anm. 1), S. 67; FEINE (wie Anm. 2), S. 192f.

4 Hierzu und zum Folgenden: Hans-Georg HOFACKER, *Die schwäbischen Reichslandvogteien im späten Mittelalter (Spätmittelalter und frühe Neuzeit. Tübinger Beiträge zur Geschichtsforschung 8)*, Stuttgart 1980, S. 105ff.; FEINE (wie Anm. 2), S. 189ff. Vgl. auch HRG 4, Art. »Revindikation« (A. Gerlich), Sp. 956–958.

Auf dem Hoftag in Speyer im Dezember 1273 und vollends auf dem Nürnberger Reichstag von 1274, der sich ausdrücklich der »reformatio imperii« widmete, wurden die Prinzipien der Revindikation festgelegt. Man einigte sich auf das Stichjahr 1245, d. h. alles Reichsgut, das Friedrich II. vor seiner Absetzung besessen hatte und das in den vorangegangenen knappen 30 Jahren dem Königtum widerrechtlich entzogen worden war, sollte – notfalls mit Gewalt – restituiert werden. Allerdings mußte die Reichsversammlung notgedrungen akzeptieren, daß umfangreiche Güter und Rechte des Reiches sowie ehemaliges staufisches Hausgut unwiederbringlich verloren waren. So wurden den Wittelsbachern beispielsweise die bedeutenden Konradinischen Schenkungen in Ostschwaben bestätigt.

Noch 1274 begann Rudolf von Habsburg mit der Umsetzung der Reichstagsbeschlüsse und leitete im Süden und in der Mitte des Reiches den Aufbau von Reichslandvogteien auf der Basis der spätaufischen Prokurationen⁵ ein, wobei ihm vermutlich die habsburgische Territorialverwaltung im Elsaß als Muster diente⁶. Mit dieser schwierigen Aufgabe betraute der König einige seiner nächsten Verwandten und Vertrauten, etwa Graf Albrecht von Hohenberg und Hugo von Werdenberg⁷. In Schwaben waren die größten und wichtigsten dieser Landvogteien diejenigen um Esslingen und Wimpfen, in Ostschwaben (um Augsburg), in Oberschwaben und Niederschwaben und, wenn die oberrheinischen Lande zu diesem Zeitpunkt noch zu Schwaben gerechnet werden sollen, diejenige in Elsaß und Breisgau. In ihnen sollte ein jederzeit absetzbarer Beamter, der Landvogt (auch: »advocatus terrae«, »advocatus provincialis«, »judex provincialis«), das entfremdete Reichsgut feststellen und dessen Revindikation betreiben sowie generell die Rechte des Reiches wahrnehmen. Diese bestanden im wesentlichen in der Ausübung der hohen und niederen Jurisdiktion, in der Vergabe und Kontrolle der Reichslehen, in der Aufsicht über die Amtswaltung der lokalen Ammänner und Vögte in den Burgen, Städten, Marktflücken, Dörfern und Ämtern, in der Einziehung der Steuern, Zinsen, Gülten und Gerichtsgefälle, in der Verwaltung der ländlichen Grundherrschaften sowie in der Ausübung bzw. Handhabung der klassischen Regalien Zoll, Münze, Markt, Bergbau, Geleit und Forst. Darüber hinaus übten die Landvögte in ihren Amtsdistrikten die Kontrolle über die verpfändeten und damit dem Reich zeitweilig entzogenen Güter und Rechte⁸ sowie ferner die Schirmvogtei über die Reichsklöster und -stifter aus⁹, eine Befugnis, die in den späteren territorialstaatlichen Bestrebungen Österreichs noch eine wichtige Rolle spielen sollte. Schließlich waren die Landvögte der Sicherung des Landfriedens verpflichtet¹⁰. Die Reichslandvogteien waren also – und blieben dies auch später – weder Territorien des Reiches noch eines Landesfürsten, sondern vielmehr Regalienbezirke, »Zuständigkeitsbereiche für die Ausübung von Hoheitsrechten«¹¹.

Die geographische Ausdehnung der Reichslandvogteien änderte sich seit dem ausgehenden 13. Jahrhundert laufend. In Oberschwaben konnte der erste bezeugte Landvogt Hugo I. von

5 HOFACKER (wie Anm. 4), S. 106, 129. Vgl. auch HRG 4, Art. »Reichslandvogt, Reichslandvogteien« (F. Schwind), Sp. 699–703. Eine Karte der staufischen Prokuration Oberschwaben um 1240 bei Günther BRADLER, Oberschwaben - ein politischer Raum im Hochmittelalter? in: Peter BLICKLE (Hrsg.), Politische Kultur in Oberschwaben, Tübingen 1993, S. 93. Zur Revindikation und Bildung der Reichslandvogteien vgl. auch Oswald REDLICH, Rudolf von Habsburg, Innsbruck 1903, S. 208 ff. und 451 ff.

6 BADER (wie Anm. 1), S. 71.

7 FEINE (wie Anm. 2), S. 204. Hier sind noch einige weitere habsburgische Verwandte und Konfidenten unter den Reichslandvögten aufgezählt.

8 Hermann Frh. v. REITZENSTEIN, Die Reichslandvogteien im Ausgange des 13. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf Schwaben, in: ZHVSN 12, 1885, S. 66.

9 DERS., S. 64 ff.; Eberhard GÖNNER/Max MILLER, Die Landvogtei Schwaben, in: Friedrich METZ, (Hrsg.), Vorderösterreich. Eine geschichtliche Landeskunde, 2. Aufl. Freiburg 1967, S. 683; HOFACKER (wie Anm. 4), S. 115–120.

10 FEINE (wie Anm. 2), S. 202.

11 Franz QUARTHAL, Landstände und landständisches Steuerwesen in Schwäbisch-Österreich (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde 16), Stuttgart 1980, S. 38.

Werdenberg (seit Ende 1273 oder Anfang 1274) an die Restbestände der Ravensburger Prokuration anknüpfen. Gleichzeitig erhielt er aber auch noch die Kontrolle über die Reichsrechte in Churwalchen. Sein Amtssprengel erstreckte sich somit, wenn auch mit zahlreichen und großflächigen Lücken, von den Bündnerpässen bis zur oberen Donau¹². Seine Nachfolger Marquard und Ulrich von Schellenberg waren wiederum auf Oberschwaben vom Bodensee bis zur Donau beschränkt¹³. Insbesondere die anfänglich tatkräftige Mitwirkung der ehemals staufischen und nunmehrigen Reichsstädte an Rudolfs I. Revindikationspolitik veranlaßte diesen zu umfangreichen Privilegierungen, die insgesamt auf eine Verringerung der Reichsrechte in Schwaben und damit auch auf die Schrumpfung der Landvogteidistrikte hinausliefen. Umgekehrt führte der Schutz und Schirm für die Klöster zur Wiederherstellung, teilweise auch erst Begründung zahlreicher Reichsrechte, da deren während des Interregnums von verschiedenen Seiten angefochtene oder entfremdete Güter und Rechte jetzt unter den Schutz der Landvögte und damit des Reiches gestellt wurden. Überhaupt wurde die Vogtei über zahlreiche ober-schwäbische Klöster erst durch die Landvögte ans Reich gezogen¹⁴. Die Reichslandvogtei in Niederschwaben knüpfte ebenfalls an einen spätaufischen Prokurationsbezirk an und umfaßte zunächst noch annähernd den in der Steuerliste von 1241 beschriebenen Besitzkomplex zwischen Esslingen und Donauwörth zuzüglich Weil der Stadt, jedoch ohne die Reichsvogtei Ulm¹⁵. Mit dem Erstarken der Partikulargewalten, insbesondere des Hauses Württemberg, verlor die niederschwäbische Landvogtei aber bereits im 14. Jahrhundert einen großen Teil ihrer Bedeutung. 1378 wurden die beiden Landvogteien in Ober- und Niederschwaben in einer Hand vereinigt¹⁶. Bei dieser Zusammenfassung sollte es bis zum Ende des Heiligen Römischen Reiches (1806) bleiben.

Obwohl die Landvogteien für die Wahrung der Reichsrechte konzipiert worden waren, verlor Rudolf von Habsburg bei der Durchsetzung der Revindikationen sein eigenes Hausmachtstreben nie aus den Augen. Deutlich wird dies beispielsweise in der Art, wie die Grafen von Montfort 1289 unter dem Vorwand der Reichsgutwahrung gezwungen wurden, den Habsburgern die Grafschaft Sigmaringen und die Herrschaft Scheer zu verkaufen, wofür ihnen der vergleichsweise wertlose Bregenzer Wald als Reichspfand überlassen wurde. Es ließen sich noch weitere Beispiele dafür anführen, daß die königliche Macht bedenkenlos in den Dienst der habsburgischen territorialen Hausinteressen gestellt wurde. Umgekehrt vermochten Rücksichtnahmen auf das Reich das habsburgische Hausmachtstreben aber auch zu dämpfen, legten die Reichsbelange mitunter »dem König Verpflichtungen auf, die dem Grafen und Territorialherren gewiß nicht willkommen waren«¹⁷. So scheint es sich bei der durch König Rudolf erzwungenen Erwerbung der im Besitz des Grafen Rudolf von Montfort befindlichen Gebiete vor der Bregenzer Klause, darunter die Grafschaft Zeil mit der 1239 von den Montfortern gegründeten Stadt Leutkirch und dem Gebiet der Freien auf Leutkircher Heide, um eine echte Revindikationsmaßnahme gehandelt zu haben (1291), wurden diese Gebiete doch anschließend der Landvogtei unterstellt¹⁸.

12 HOFACKER (wie Anm. 4), S. 111.

13 DERS., S. 119 f.

14 DERS., S. 107–115.

15 DERS., S. 129 ff.

16 GÖNNER/MILLER (wie Anm. 9), S. 684; HOFACKER (wie Anm. 4), S. 275; Theodor SCHÖN, Die Landvögte des Reiches in Ober- und Niederschwaben bis 1486, in: MIOG, 6. Ergänzungsband, Innsbruck 1901, S. 291 f.

17 FEINE (wie Anm. 2), S. 191.

18 HOFACKER (wie Anm. 4), S. 121.

1.2. Der Aufbau der habsburgischen Hausmacht zwischen oberer Donau und Bodensee

In den ersten Jahren der Regierung Rudolfs von Habsburg wurden die Gütererwerbungen, zumindest im schwäbischen Donauebiet, noch mit einer gewissen Zurückhaltung betrieben. Östlich des Schwarzwaldes hatten die Habsburger wohl schon vor 1273 mit den von den verarmten Grafen von Krenkingen erworbenen Gütern im Wutachgebiet nahe der Donauquelle Fuß zu fassen vermocht¹⁹. Wohl vor 1291 kamen Gebiete im Hegau, vor allem »Gau und Stadt« Engen, hinzu²⁰. Zu einem frühen Besitzschwerpunkt an der oberen Donau wurden die im Eritgau gelegenen Güter um den Bussen ausgebaut²¹, die Erwerbung Mengens dürfte ebenfalls in die ersten Regierungsjahre Rudolfs fallen. 1276 wurde der Ort zur Stadt erhoben (»Freimengen«) und durch den Königssohn Albrecht mit Freiburger Stadtrecht ausgestattet²². 1282 erwarb Rudolf die Grafenrechte im Dien- und Eritgau von Graf Manegold von Nellenburg-Veringen, Kern der neuzeitlichen Grafschaft Friedberg-Scheer.

Nachdem 1283 der Besitz der österreichischen Länder für Habsburg gesichert war, wurde die Hausmachtspolitik im schwäbischen Donauebiet durch Rudolf und seine Söhne merklich forciert. Die Grafschaft Sigmaringen und die Herrschaft Scheer wurden von den Grafen von Montfort (1287–1290) erworben. 1291 kamen die Grafschaft Veringen und die Stadt Riedlingen mit reichem Grundbesitz und der hohen Jurisdiktion durch Kauf von den Veringer Grafen in habsburgisches Eigentum, abgesehen von Veringen die erste im Sprengel des nachmaligen Oberamtes Altdorf gelegene Erwerbung. Ebenfalls in das Jahr 1291 dürfte die habsburgische Erwerbung der Herrschaften Gutenstein und Hohengundelfingen fallen²³.

Unter Albrecht I. erfuhren die habsburgischen Besitzungen im nachmaligen Altdorfer Oberamtsbezirk nur geringen Zuwachs. 1297 wurde die Stadt Munderkingen von den Herren von Emerkingen erworben²⁴, ebenfalls in den neunziger Jahren ging die Grafschaft Wartstein mit Gütern in Berg, Ehingen und Untermarchtal an Habsburg²⁵. Die bedeutendsten Zuwächse des frühen 14. Jahrhunderts an der Donau, die nach dem Aussterben der Markgrafen von Burgau 1301 erworbene Markgrafschaft Burgau²⁶ und die zwei Jahre später von den Grafen von Berg-

19 Zu den frühen habsburgischen Erwerbungen in Donauschwaben: FEINE (wie Anm. 2), bes. S. 196 ff.; DERS., Entstehung und Schicksal der vorderösterreichischen Lande, in: METZ (wie Anm. 9), S. 53 ff.; BADER (wie Anm. 1), S. 74 ff.; OTTO STOLZ, Geschichtliche Beschreibung der ober- und vorderösterreichischen Lande, Karlsruhe 1943, S. 4; HABW, Karte VI,4 mit Beiwort (J. Kerkhoff).

20 Rudolf MAAG, Das Habsburgische Urbar. Bd. I: Das eigentliche Urbar über die Einkünfte und Rechte (Quellen zur Schweizer Geschichte 14), Basel 1894, S. 447.

21 In der Gegend um den Bussen verlief in der frühen Neuzeit die selbst noch den österreichischen Beamten des 18. Jahrhunderts häufig unklare Grenze zwischen den Oberamtsbezirken Stockach und Altdorf. Der Bergkegel des Bussen mit seiner Kirche gehörte indessen eindeutig zum Bezirk Stockach. Nach FEINE (wie Anm. 2), S. 197, ist weder Alter noch Herkunft der habsburgischen Besitztümer um den Bussen eindeutig bestimmbar. Im Zusammenhang mit der Erwerbung des Bussen durch die Habsburger zitiert FEINE (ohne Band- und Seitenangabe) MAAG (wie Anm. 20), demzufolge »nach der Tradition der Bussen der Sitz des schwäbischen Herzogtums werden (sollte), das König Rudolf für seine Söhne zu errichten gedachte«.

22 FEINE (wie Anm. 2), S. 197 f.; Franz HERBERHOLD, Die österreichischen Donaustädte, in: METZ (wie Anm. 9), S. 707. Daß die Stadterhebung Mengens auf die Habsburger zurückgeht, wird bezweifelt von H.-M. MAURER, Die Habsburger und ihre Beamten im schwäbischen Donauebiet um 1300, in: Festschrift für Max Müller (Veröff. d. Kommission f. geschichtl. Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, 21), S. 36. Vielmehr hält Maurer die Gründung Freimengens und dessen Ausstattung mit städtischen Rechten für das Werk der Stauer.

23 KERKHOFF (wie Anm. 19), S. 3; MAAG (wie Anm. 20), S. 427 ff. und 463 ff.

24 FEINE (wie Anm. 2) S. 201; HERBERHOLD (wie Anm. 22), S. 684.

25 FEINE (wie Anm. 2), S. 201.

26 KERKHOFF (wie Anm. 19), S. 3; FEINE (wie Anm. 2), S. 225. Vgl. auch Luitpold BRUNNER, Beiträge zur Geschichte der Markgrafschaft Burgau, in: Jahresberichte des hist. Kreis-Vereins im Regierungsbez. von Schwaben und Neuburg 30, 1864, S. 14.

Schelklingen gekaufte benachbarte Grafschaft Holzheim, lagen außerhalb des neuzeitlichen Altdorfer Bezirks²⁷. Jedoch gelangen Herzog Albrecht II. 1331 im Sprengel der schwäbischen Landvogteien einige bedeutendere Erwerbungen, darunter die Vogtei über Kloster Urspring, die relativ geschlossene und große Herrschaft Warthausen, die Herrschaften Schweinhausen, Laupheim, Eberhardzell und Schwarzach sowie Stadt und Burg Waldsee samt umliegenden Gütern²⁸. Erst 1342 vermochten die Herzöge von Österreich, den Kern des Familienbesitzes der Grafen von Berg-Schelklingen, die Herrschaften um Ehingen, Schelklingen und Berg, zu erwerben²⁹, Gebiete, die teilweise in der Unteren Landvogtei gelegen waren. Alles in allem läßt sich aber feststellen, daß die frühen habsburgischen Erwerbungen nur zum kleineren Teil innerhalb der beiden Reichslandvogteien in Ober- und Niederschwaben gelegen waren³⁰.

Ihren donauschwäbischen Neuerwerbungen gaben die Habsburger schon unter Rudolf I. eine Verwaltungsorganisation, die derjenigen der Reichslandvogteien ähnelte, »obwohl das Hausgut administrativ streng vom Reichsgut getrennt blieb«³¹. Die Besitzungen von Sigmaringen bis zum Bussen unterstanden seit 1285 einem obersten und jederzeit absetzbaren Beamten, dem Vogt, der sowohl auf dem Bussen als auch in Mengen einen Amtssitz hatte. Als Vögte wählten die Habsburger stets landfremde Angehörige des Niederadels oder des Bürgertums, die zumeist aus dem Thurgau stammten, teilweise wohl auch der Umgebung der Bischöfe von Konstanz zuzuordnen sind. Den Vögten unterstanden die unteren Ämter und Städte, die von Ammännern und Schultheißen verwaltet wurden. Als Aufgaben und Befugnisse der Vögte lassen sich im wesentlichen Rechtspflege, Verwaltung der Domänen, militärische Befehlsgewalt und allgemein der Schutz und Schirm der Untertanen benennen, darüber hinaus dürften sie in erheblichem Maße die territorialen Erwerbungen ihrer Dienstherrn diplomatisch vorbereitet haben³². In Analogie zu den Reichslandvogteien richteten die Habsburger auch in ihren eigenen Besitzungen Landgerichte ein; um 1295/1296 schuf Herzog Albrecht für den donauschwäbischen Besitzkomplex das Amt des Landrichters, der, wie es scheint, in Riedlingen residierte. Seine Kompetenzen sind offenbar gegenüber denen des ebenfalls in der Rechtsprechung tätigen Vogtes nicht exakt abzugrenzen. Außerdem bauten die Habsburger ihre hoheitlichen Befugnisse über den in dieser Region gelegenen Waldbesitz aus und bildeten einen geographisch nicht genau faßbaren Forstbezirk, für dessen Versehung ein Forstmeister eingesetzt wurde. Ein Forstamt ist zumindest 1306 in Riedlingen nachweisbar³³. Bis zur Abfassung des berühmten Habsburger Urbars (1303) war die Organisation von Verwaltung und Gerichtswesen weitgehend ausgebildet.

Die habsburgischen Besitzungen im Donaugebiet mit den administrativen Schwerpunkten in Mengen, Riedlingen und auf dem Bussen blieben im geschilderten Umfang nur wenige Jahrzehnte bestehen. Nach der Ermordung Albrechts I. und dem Verlust der Königskrone waren die Bedingungen für weitere territoriale Erwerbungen ungünstig geworden. Die kriegerischen Aus-

27 Sie bildeten vielmehr den Kern des späteren Oberamtsbezirks Günzburg.

28 FEINE (wie Anm. 2), S. 248

29 FEINE (wie Anm. 2), S. 226.

30 Soweit dieselben überhaupt bekannt sind. Die erste, noch dazu sehr summarische Beschreibung des Landvogteidistrikts stammt aus dem ausgehenden 15. Jahrhundert (s. u.).

31 Hierzu MAURER (wie Anm. 22), S. 24–54. Zur Ämtereinteilung des donauschwäbischen Besitzkomplexes der Habsburger vgl. MAAG (wie Anm. 20), bes. S. 370 ff.; Karte hierzu im Anhang von P. SCHWEIZER./W. GLÄTTLI, Das Habsburgische Urbar. Bd. II, 2: Register, Glossar, Wertangaben, Beschreibung, Geschichte und Bedeutung des Urbars (Quellen zur Schweizer Geschichte 15,2), Basel 1904.

32 MAURER (wie Anm. 22), S. 34 f. Vgl. zur Verwaltung des habsburgischen Hausgutes im 14. Jh. ferner FRANZ QUARTHAL, Residenz, Verwaltung und Territorialbildung in den westlichen Herrschaftsgebieten der Habsburger während des Spätmittelalters, in: Peter RÜCK/Heinrich KOLLER, Die Eidgenossen und ihre Nachbarn im Deutschen Reich des Spätmittelalters, Marburg/Lahn 1991, S. 76 ff.

33 MAURER (wie Anm. 22), S. 41 ff.

einandersetzungen mit den Eidgenossen und der Kampf um die Königskrone nach der Doppelwahl von 1314 zwangen die Habsburger zudem schon bald zu umfangreichen Verpfändungen oder Verkäufen. Auch die für neue Erwerbungen notwendigen Mittel konnten meist nur noch durch die Verpfändung älterer Besitztümer beschafft werden. Schon 1314 wurden Burg und Stadt Scheer, 1315 der größte Teil der Grafschaft Veringen und der Grafschaft Friedberg, 1316–1320 Sigmaringen und die Burg Hohengundelfingen verpfändet³⁴. Von den oben aufgeführten Erwerbungen konnten die Habsburger auf längere Sicht im wesentlichen nur die Städte Ehingen, Mengen, Munderkingen, Riedlingen, Saulgau und Waldsee behaupten, bis sie sich 1384–1386 gezwungen sahen, auch diese (mit Ausnahme Ehingens) an die Truchsessens von Waldburg zu verpfänden. 1312 ist zum letzten Mal der für den donauschwäbischen Hausgutkomplex der Habsburger zuständige Vogt Konrad Schiltung urkundlich belegt, danach wird weder dieser noch ein Nachfolger mehr erwähnt³⁵. Die den Habsburgern nach 1320 in Schwaben verbliebenen Besitzungen waren fortan meist dem in Baden residierenden Landvogt im Aargau und Thurgau, gelegentlich auch dem für die oberrheinischen Gebiete zuständigen Vogt in Ensisheim unterstellt³⁶.

1.3. Bemühungen der Habsburger um die Wiederherstellung des schwäbischen Herzogtums

Zweifellos hätte die Gewinnung der erblichen schwäbischen Herzogswürde dem Hause Habsburg ein unschätzbares macht- und territorialpolitisches Instrumentarium verschafft. Seine Stellung im Südwesten des Reiches wäre nahezu unangreifbar geworden. In der Logik ihres dynastischen Denkens mußte den Habsburgern daher der Bemühung um diesen Titel oberste Priorität zukommen.

Neben Fritz Ernst³⁷ und Karl Siegfried Bader³⁸ war es vor allem Hans Erich Feine, der die Wiederherstellung des schwäbischen Herzogtums in der Hand der Habsburger als das zentrale Anliegen Rudolfs I. und vieler seiner Nachkommen bezeichnet hat³⁹. Ebenso wie den Staufern sollte dieses erneuerte Herzogtum auch Rudolf als Basis und Kraftquelle seines Königtums dienen und gleichzeitig seinen Beitrag dazu leisten, dieses den Habsburgern dauerhaft zu erhalten. Die gesamte, besonders seit 1283 einsetzende Erwerbspolitik sei vor allem ein Instrument für die als Fernziel anvisierte Erringung der herzoglichen Würde gewesen. Demselben dynastischen Ziel habe auch die effektive Organisation der Reichslandvogteien gedient. Wie Feine wohl etwas überinterpretiert, »konnte kaum ein Zweifel sein, daß bei einem Erblichwerden der Krone in der Habsburger Dynastie Reichsrechte und Hausmacht in Schwaben zusammenfließen und die Grundlage für einen Territorialstaat bilden würden, ähnlich wie ihn die Habsburger im Osten des Reiches schon damals errangen«⁴⁰. Auch Helmut Maurer⁴¹ hat darauf hin-

34 FEINE (wie Anm. 2), S. 242 ff.; KERKHOFF (wie Anm. 19), S. 4.

35 MAURER (wie Anm. 22), S. 32.

36 QUARTHAL (wie Anm. 11), S. 24.

37 FRITZ ERNST, Zur Geschichte Schwabens im späteren Mittelalter, in: Festgabe für Karl Bohnenberger, 1938, S. 76–81, hier S. 79.

38 BADER (wie Anm. 1), S. 72 ff. Daß der auf das schwäbische Herzogtum gerichtete Ehrgeiz der Habsburger früher zu wenig Aufmerksamkeit erfahren habe, lastet Bader vor allem dem Mißlingen ihrer Pläne an, die seiner Meinung nach schon mit dem ermordeten Albrecht I. endgültig zu Grabe getragen worden seien.

39 FEINE (wie Anm. 2), S. 192 ff.

40 DERS., S. 191 f. FEINE legt wohl die Interessen Rudolfs von Habsburg und seiner Söhne an der Herzogswürde überzeugend dar, konkrete Schritte auf dieses Ziel hin benennt er aber nicht.

41 Helmut MAURER, Der Herzog von Schwaben. Grundlagen, Wirkungen und Wesen seiner Herrschaft in ottonischer, salischer und staufischer Zeit, Sigmaringen 1978, S. 298 ff.; DERS., Karl IV. und die Erneuerung des Herzogtums Schwaben, in: Bll. f. deutsche Landesgesch. 114, 1978, S. 645–657.

gewiesen, daß nicht nur Rudolf I. und Albrecht I., sondern vor allem Herzog Rudolf IV. mehrere Anläufe unternommen haben, die Wiedererrichtung des schwäbischen Herzogtums in ihrer Hand zu erreichen. Ebenso haben Erzherzog Sigmund der Münzreiche von Tirol und Maximilian I. ernstgemeinte Ambitionen auf die schwäbische Herzogswürde erkennen lassen.

Zu den Plänen um die Erneuerung des schwäbischen Herzogtums hat neuerdings Franz Quarthal einschränkend angemerkt, daß König Rudolfs Erwerbspolitik keinerlei Verbindungen zu irgendwelchen schwäbischen Herzogstraditionen erkennen lasse, daß wohl eher die zeitgenössische Chronistik, auf die ja auch der Rudolfs gleichnamigem jüngeren Sohn zeitweilig zugeschriebene Titel »dux Sueviae« zurückgehe, für den entstandenen Eindruck verantwortlich zu machen sei, daß diese den Habsburgern ihre ambitiösen Absichten gleichsam unterstellt habe. »Ein Ziel der Politik Albrechts I., Friedrichs des Schönen oder Leopolds I. war die Erwerbung der Herzogswürde sicher nicht«⁴². Eine Perspektive sei die Wiedererrichtung des Herzogtums allenfalls für Rudolf I. »zu Ende des 13. Jahrhunderts« gewesen, »wirklich virulent« wurde sie für Herzog Rudolf IV. nur zu der Zeit, als er sich mit seinem Schwiegervater Kaiser Karl IV. noch nicht überworfen hatte⁴³.

In der Tat scheinen die Bemühungen König Rudolfs und seiner Söhne um die Herzogswürde – ungeachtet der objektiv gegebenen Interesselage – nicht allzu nachdrücklich gewesen zu sein. Zu stark war wohl auch die Opposition der schwäbischen Grafenhäuser, insbesondere Württembergs, gegen die Bestrebungen der Habsburger⁴⁴ und deren auch so schon bedrohliche Machtfülle. Herzog Rudolf IV., der 1358 die beiden schwäbischen Landvogteien vom Kaiser auf Widerruf übertragen bekommen hatte, nahm in den Jahren 1358–1361 das Ziel dennoch ernsthaft ins Visier und maßte sich unter anderem den Titel eines »Fürsten in Schwaben und im Elsaß« an, worüber es zum offenen Bruch mit seinem Schwiegervater Kaiser Karl IV. kam⁴⁵. Wenngleich in den folgenden Jahrzehnten kein Angehöriger des Hauses Habsburg mehr so ungeniert seine Ansprüche anzumelden wagte, so wurden doch die für alle Stände Schwabens beunruhigenden Bestrebungen selbst an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert nicht fallengelassen. Erzherzog Sigmund der Münzreiche forderte 1474 Kaiser Friedrich III., seinen Vetter, brieflich auf, ihn mit dem – neuzuschaffenden – Herzogtum Schwaben zu belehnen⁴⁶. Und Kaiser Maximilian I. nahm, sehr zum Befremden der schwäbischen Grafen, Herren und Prälaten, die Bezeichnung »Fürst in Schwaben« 1500 offiziell in seine Titulatur auf⁴⁷, Anspruch, Programm und Drohung zugleich.

Daß alle habsburgischen Bemühungen um die schwäbische Herzogswürde letztlich gescheitert sind, ist einerseits der Verkettung mehrerer unglücklicher Umstände, etwa dem frühen Tod Rudolfs II. (1290), der Ermordung Albrechts I. (1308), der verlorenen Königswahl von 1314,

42 QUARTHAL (wie Anm. 32), S. 69.

43 DERS., S. 81. Auch HOFACKER (wie Anm. 4), S. 155) bezweifelt, daß Rudolf I. Absichten auf die Wiedererrichtung des Herzogtums Schwaben habe erkennen lassen, nichts lasse darauf schließen, daß dieses Thema in den Wahlverhandlungen überhaupt zur Debatte gestanden habe. Vielmehr sei (durch Rudolf) »das alte Herzogtum als Rechtstitel zurückgehalten« worden.

44 FEINE (wie Anm. 2), S. 205; Wilhelm BAUM, Österreich und Württemberg im späten Mittelalter, in: »Hegau« 45, 1988, S. 26 ff.

45 MAURER, Karl IV. (wie Anm. 41), bes. S. 650 ff.; HOFACKER (wie Anm. 4), S. 249 ff.; BAUM (wie Anm. 44), S. 31.

46 MAURER, Herzog (wie Anm. 41), S. 300. Zu den Bestrebungen Erzherzog Sigmunds vgl. auch Hans-Georg HOFACKER, Die schwäbische Herzogswürde. Untersuchungen zur landesfürstlichen und kaiserlichen Politik im deutschen Südwesten im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit, in: ZWLG 47, 1988, S. 84 ff. und Wilhelm BAUM, Sigmund der Münzreiche. Zur Geschichte Tirols und der habsburgischen Länder im Spätmittelalter, Bozen 1987, S. 398 f.

47 Hans-Georg HOFACKER, Die Landvogtei Schwaben, in: Hans MAIER/Volker PRESS, Vorderösterreich in der frühen Neuzeit, Sigmaringen 1989, S. 58. Nach STOLZ (wie Anm. 19), S. 29 nahm Maximilian diesen Titel indessen bereits 1490 an.

den glücklosen Kriegen mit den Eidgenossen oder der Ächtung Herzog Friedrichs IV. («mit der leeren Tasche») durch König Sigismund (1415), zuzuschreiben. Wichtiger aber war wohl, daß die zahlreichen partikularen Gewalten Schwabens längst selbstbewußt und einflußreich genug geworden waren, um die Großmachtbildung eines einzelnen Geschlechts in ihrer Region zu verhindern. Auch die Kaiser hatten, unabhängig von der gerade herrschenden Dynastie, wenig oder kein Interesse an einer neu erstehenden Zwischengewalt in Schwaben, die die Machtbalance des Reiches oder innerhalb des gerade regierenden Hauses in nicht vorauszusehender Weise verändert haben würde⁴⁸. Die Tatsache, daß auch der Habsburger Kaiser Friedrich III. die diesbezüglichen Vorstöße seines Vetters Sigmund abgewehrt hat, belegt dies zur Genüge. Nur Maximilian I., der rückwärts gewandte Romantiker und »letzte Ritter«, schien im Aufbau eines schwäbischen Fürstentums auf der Basis der eben erst durch Habsburg erworbenen Landvogtei in Ober- und Niederschwaben, ungeachtet aller finanziellen Nöte und politischen Hindernisse, ein nicht nur lohnendes, sondern auch erreichbares Ziel zu sehen, zumal seit 1493 »der Gegensatz zwischen landesfürstlicher Territorialpolitik im Südwesten und habsburgischer Reichspolitik, an dem Erzherzog Sigmund letztlich gescheitert war«, für längere Zeit aufgehoben wurde⁴⁹. Wohl hat Maximilian in Abwägung der zu erwartenden Widerstände den argwohnweckenden Herzogstitel nicht wiederaufleben lassen, am Ziel änderte dies aber nichts. So war die Annahme des Titels »Fürst in Schwaben« sicherlich ernst gemeinter Anspruch, zugleich aber weiterer Ausdruck der diesem Herrscher auch bei vielen anderen Anlässen nachgesagten Realitätsferne. Die eigentliche Bedeutung dieser späten Versuche der Wiederbelebung des schwäbischen Herzogtums durch die Habsburger liegt hauptsächlich im Atmosphärischen. Die um ihre Reichsunmittelbarkeit besorgten Städte, Grafen, Herren und Prälaten Schwabens waren alarmiert und hatten, wie die ab den neunziger Jahren des 15. Jahrhunderts betriebene österreichische Politik erweisen sollte, auch allen Grund dazu⁵⁰.

2. Die Erwerbung der Landvogtei Schwaben durch Habsburg

War schon die Erneuerung des schwäbischen Herzogtums angesichts der vielfältigen Widerstände nicht zu erreichen, so blieb den Habsburgern ersatzweise immer noch der Versuch, die in den Landvogteien Ost-, Ober- und Niederschwaben zusammengefaßten Reichsrechte und -güter dauerhaft oder wenigstens auf Zeit für ihr Haus zu erwerben. Bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts kam aber diese Politik über erste Ansätze nicht hinaus. 1310 wird Graf Rudolf II. aus der Nebenlinie Habsburg-Laufenburg als Landvogt in Oberschwaben erwähnt⁵¹, über die Dauer

48 MAURER, Karl IV. (wie Anm. 41), S. 646: »Ging die Initiative (zur Erneuerung der Herzogswürde) von einem Herrscher aus, wehrte sich der schwäbische Adel gegen die Verwirklichung eines solchen Vorhabens, ging die Initiative von einem der schwäbischen Fürsten aus, so fand sie sogleich im König ihren entschiedensten Gegner«.

49 HOFACKER (wie Anm. 46), S. 114. 1490 hatte Maximilian von Sigmund Tirol und die Vorlande übernommen, 1493 die Nachfolge Friedrichs III. im Reich angetreten.

50 Einen Hinweis darauf, wie unpopulär beim schwäbischen Adel die habsburgischen Herzogspläne waren, gibt die im späten 15. Jahrhundert vielgelesene Schwäbische Chronik Thomas Lirers, die in ihrem 16. Abschnitt berichtet, vorzeiten hätten König und Fürsten gemeinsam beschlossen, daß es künftig keinen Herzog von Schwaben, sondern, an seiner Statt, einen Landvogt geben solle, den zu bestimmen den zwölf edelsten Geschlechtern Schwabens vorbehalten worden sei. Da Habsburg und seine Vormachtstellung im Bodenseeraum, wo die Chronik entstanden ist, in Lirers Text kaum eine Rolle spielen, ist diese Passage möglicherweise als ritterschaftlicher »Gegenentwurf zur politischen Wirklichkeit« zu verstehen. Hierzu Klaus GRAF, Exemplarische Geschichten. Thomas Lirers »Schwäbische Chronik« und die »Gmünder Kaiserchronik« (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur 7), München 1987, S. 109–115.

51 Johann Reinhard WEGELIN, Gründlich-Historischer Bericht von der Kayserlichen und Reichslandvogtei in Schwaben wie auch dem Frey Kayserlichen Landtgericht auf Leutkircher Haid und in der Pirß, 2 Teile, Lindau 1755, Bd. I, S. 71. Bei Schön (wie Anm. 16), nicht erwähnt.

seiner Amtswaltung scheint nichts bekannt zu sein. Herzog Rudolf IV. erreichte 1357/1358 von seinem kaiserlichen Schwiegervater, der offenbar anfänglich einer Widererrichtung des schwäbischen Herzogtums in der Hand Rudolfs nicht ablehnend gegenüberstand, auf Widerruf die Übertragung der Landvogteien Ober- und Niederschwaben, um Nördlingen und im Elsaß, die ihm jedoch im Gefolge seiner Auseinandersetzungen mit Karl IV. schon bald wieder entzogen wurden⁵².

Die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts war gekennzeichnet durch den wieder erstarkten und ungemein erfolgreichen habsburgischen Expansionismus, der erst mit der Katastrophe von Sempach (1386) einen merklichen Dämpfer erhielt. 1363 erwarb nach jahrzehntelangen Bemühungen Herzog Rudolf IV. die Grafschaft Tirol. Der Gedanke lag nahe, diese Neuerwerbung für den Brückenschlag zu den Stammländern in Schwaben zu nutzen⁵³. Folgerichtig konzentrierten die Habsburger ihr Erwerbsstreben nun auf die Gebiete westlich des Arlbergs. In den folgenden Jahrzehnten gingen die montfortischen und werdenbergischen Besitzungen im Alpenrheintal, Kern des späteren Vorarlberg, in habsburgisches Eigentum über⁵⁴. Am Oberrhein und im Schwarzwald verbuschte die Territorialpolitik der Habsburger mit der Erwerbung der Herrschaften Triberg, Kastel- und Schwarzenberg (1355), der Stadt Freiburg und der Landgrafschaft im Breisgau (jeweils 1368) glänzende Erfolge⁵⁵. Auch im Schwaben nördlich des Bodensees und Hochrheins gelangen den Habsburgern mehrere bedeutende Zukäufe, darunter 1381 die beiderseits des oberen Neckars gelegene Grafschaft Hohenberg mit der Herrschaft Haigerloch⁵⁶.

Bereits 1379 war Herzog Leopold III. auch in seinen Bemühungen um die seit dem Vorjahr vereinigte Landvogtei im Oberen und Niederen Schwaben erfolgreich, die er von König Wenzel für 40000 fl auf Wiederlösung verpfändet erhielt, ein Besitz, der allerdings durch Herzog Friedrich von Bayern, bis 1379 Landvogt, angefochten wurde⁵⁷. Über die wenigen Jahre der pfandschaftlichen Inhabung der Landvogtei durch Herzog Leopold III. ist wenig bekannt. Nach Schön wurde Leopold als Landvogt bereits 1385 von König Wenzel wieder abgesetzt⁵⁸, nach Gönner/Miller und Feine fiel das Pfand erst mit seinem Tod, also frühestens 1386, an das Reich zurück⁵⁹.

In den folgenden Jahrzehnten verloren die Habsburger das Ziel, die Landvogtei zurückzugewinnen, nicht aus den Augen. Als um 1400 Herzog Leopold IV., der gemäß Hausvertrag seinen jüngeren Bruder Friedrich IV. zu versorgen hatte, mit dem neuen König Ruprecht von der Pfalz Verhandlungen führte mit dem Ziel, dessen Tochter Elisabeth mit Friedrich zu verheiraten, verlangten die Habsburger anstelle der in Aussicht gestellten Mitgift von 40000 fl eine neuerliche Verpfändung der Landvogtei Schwaben⁶⁰.

52 HOFACKER (wie Anm. 4), S. 247 ff.; Maurer, Karl IV. (wie Anm. 41), S. 651 f.; WEGELIN (wie Anm. 51), Bd. I, S. 73. Nach Maurer war das Amt des Landvogtes seinerzeit aus kaiserlicher Sicht dasjenige des Statthalters eines noch zu ernennenden Herzogs.

53 FEINE (wie Anm. 2), S. 267.

54 DERS., S. 267 f.; STOLZ (wie Anm. 19), S. 6.

55 STOLZ (wie Anm. 19), S. 6; FEINE (wie Anm. 2), S. 257 ff.; Martin WELLMER, Der vorderösterreichische Breisgau, in: Metz (wie Anm. 9), S. 276 ff.

56 Eugen STEMLER, Die Grafschaft Hohenberg, in: METZ (wie Anm. 9), S. 580 f.; FEINE (wie Anm. 2), S. 253 ff. Die Grafschaft Hohenberg war der Kern des nachmaligen vorländischen Oberamtsbezirks Rottenburg.

57 SCHÖN (wie Anm. 16), S. 291. Zur Verpfändung vgl. auch WEGELIN (wie Anm. 51), Bd. I, S. 79, GÖNNER/MILLER (wie Anm. 9), S. 684.

58 SCHÖN (wie Anm. 16), S. 291 gibt hierfür keine Gründe an.

59 GÖNNER/MILLER (wie Anm. 9), S. 684.; FEINE (wie Anm. 2), S. 282.

60 BAUM (wie Anm. 44), S. 27.

Mit dem Regierungsantritt Kaiser Friedrichs III. (1440) rückte für die Habsburger die Wiedergewinnung der Landvogtei endlich in greifbare Nähe. 1448 und 1452 versuchte der Herrscher, die seit 1415 den Truchsess von Waldburg verpfändete Landvogtei seinem jüngeren Bruder Herzog Albrecht VI. zuzuschancen, indem er diesem die »Rücklösung« erlaubte. Dieser vom Kaiser ausgesprochenen Erlaubnis haftet allerdings der Geruch der Rechtsbeugung an, da Friedrich III. seine Position als Kaiser dazu mißbrauchte, willkürlich und im eigenen Familieninteresse über Reichsrechte und -güter zu verfügen. Die rechtmäßigen Pfandinhaber sollten genötigt werden, zugunsten des kaiserlichen Bruders von ihren Ansprüchen zurückzutreten. Die Rücklösung verpfändeten Reichsgutes hätte von Rechts wegen aber nur durch das Reich selbst erfolgen können und nicht durch einen engen Verwandten des regierenden Kaisers! Immerhin bewirkte der Widerstand der Waldburger, daß Friedrich III. dem seinem Bruder Albrecht VI. erteilten »Concessions- und Verwilligungsbrief« einen Passus einfügen ließ, der die Eigentumsrechte des Reiches an der Landvogtei sicherstellte⁶¹. Da es Albrecht indessen nicht gelang, die Lösungssumme aufzubringen, durften die Waldburger die Pfandschaft, nun allerdings bloß noch als Afterlandvögte, weiterhin behalten⁶².

In der Folgezeit war es Erzherzog Sigmund der Münzreiche, Landesfürst von Tirol, der dem Kaiser unentwegt die strategische Bedeutung der Landvogtei für die Position Österreichs in Schwaben vor Augen führte⁶³. Schon 1464 erwirkte er beim Kaiser, daß die »Rücklösungsoption« auf ihn übertragen wurde⁶⁴. Vor allem seit der Erwerbung der Landgrafschaft Nellenburg durch Sigmund (1465) war zusätzlich die Möglichkeit gegeben, den verstreuten habsburgischen Herrschaften nördlich des Bodensees und Hochrheins eine größere Geschlossenheit zu geben, zwischen den oberrheinischen Besitzungen in Elsaß, Sundgau und Breisgau, dem eigentlichen »Vorderösterreich«⁶⁵, und Tirol/Vorarlberg eine nahezu durchgehende Landbrücke zu errichten. Erzherzog Sigmund nahm die vom Kaiser gewährte Anwartschaft aber, vermutlich aus Geldmangel, zunächst nicht wahr.

1473 räumte Friedrich III. in merkwürdigem Gegensatz zu seiner bisher betriebenen Schwabenpolitik auch Herzog Albrecht IV. von Bayern-München die Möglichkeit ein, die Landvogtei aus dem Besitz der Truchsess von Waldburg an sich zu lösen. Angeblich von Truchseß Johann selbst vor der heraufziehenden Gefahr gewarnt, schloß Erzherzog Sigmund noch im selben Jahr mit dem Pfandinhaber einen Vertrag, der sein alleiniges Rücklösungsrecht noch einmal

61 WEGELIN (wie Anm. 51), Bd. I, S. 86.

62 WEGELIN (wie Anm. 51), Bd. I, S. 85 ff.; GÖNNER/MILLER (wie Anm. 9), S. 684.

63 BAUM (wie Anm. 46), S. 423.

64 WEGELIN (wie Anm. 51), Bd. I, S. 87.

65 Die Quellen des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit unterteilen die Vorlande, also die westlich und nördlich von Arlberg und Fernpaß gelegenen habsburgischen Besitzungen, in drei Gruppen: 1. die hauptsächlich rechts des Alpenrheins gelegenen, seit dem späten 17. Jh. Vorarlberg genannten und seit 1750 im Oberamtsbezirk Bregenz zusammengefaßten Gebiete, 2. »Schwäbisch-Österreich« bzw. »Österreichisch-Schwaben«, die grobgesprochen zwischen Schwarzwaldhauptkamm und Lech gelegenen Besitzungen (aus denen 1750 die Oberamtsbezirke Günzburg, Altdorf, Stockach und Rottenburg gebildet wurden; 1780 kam noch der aus ehemals montfortischen Besitzungen bestehende Oberamtsbezirk Tettmang hinzu), schließlich 3. den relativ geschlossenen oberrheinischen Komplex Elsaß, Sundgau und Breisgau, der bis 1648 allein als »Vorderösterreich« bezeichnet wird. Die nahe gelegene Landvogtei Ortenau kam erst Mitte des 16. Jahrhunderts in österr. Pfandbesitz. Nach einer Aussage des vö. Kanzlers Isaak Volmar von 1637 war sie Vorderösterreich »zugetheilt« (zit. nach STOLZ, S. 41). 1750 erhielt sie ein eigenes Oberamt. Erst im 18. Jahrhundert wird, insbesondere seit der Erhebung der Vorlande zu einer eigenständigen habsburgischen Provinz (1753), der Ausdruck »Vorderösterreich« für die gesamten vorländischen Besitzungen gebräuchlich. Zu den unterschiedlichen, im Lauf der Jahrhunderte wechselnden Bezeichnungen der verschiedenen österreichischen Ländergruppen und speziell der Vorlande vgl. STOLZ (wie Anm. 19), S. 32 ff., bes. S. 39 f.

betonte und die Abtretung der Landvogtei an Dritte ausdrücklich ausschloß. Bis zur Bezahlung des Pfandschillings, für die keinerlei Termin vereinbart wurde, sollte der Waldburger als österreichischer Unterlandvogt weiter amtieren und die landvogteilichen Gefälle genießen dürfen⁶⁶. Obwohl Erzherzog Sigmund 1473 die Auslösung der Landvogtei von dem gegenwärtigen Pfandinhaber also noch gar nicht vollzogen hatte, begann er dennoch schon in diesem Jahr mit seinen zähen und mehr als ein Jahrzehnt andauernden Bemühungen, die im landvogteilichen Sprengel gessenen kleineren Reichsunmittelbaren zu mediatisieren und die in denselben hinreichenden Jurisdiktionsbefugnisse auswärtiger Landgerichte zurückzudrängen⁶⁷.

Am 24. April 1486 erreichte Sigmund endlich sein Ziel: mit der Ausbezahlung des Pfandschillings, der nur noch 13 200 fl betrug, an die Truchsess von Waldburg ging die Reichslandvogtei Schwaben aus deren Besitz »als Reichs-Ewigsatzung, d.h. kraft eines Pfandtitels mit dem Vorbehalt ewiger Auslösungsmöglichkeit durch das Reich«, an ihn über⁶⁸, zugleich der Abschluß seiner überaus erfolgreichen territorialen Erwerbspolitik. Noch im selben Jahr wurde als erster österreichischer Landvogt Marquard von Schellenberg eingesetzt. Zwar wurde Erzherzog Sigmund schon ein Jahr später, nachdem er, anscheinend senil geworden⁶⁹, versucht hatte, seinen gesamten vorländischen Besitz an die bayerischen Herzöge zu veräußern, vom Kaiser gezwungen, die Landvogtei als Afterpfand an Graf Johann von Sonnenberg, Sohn des Truchsesses Eberhard von Waldburg-Sonnenberg, abzutreten. Auch behielten die Waldburger die Landvogtei mit Unterbrechungen pfandweise bis 1541, in welchem Jahr dieselbe auf Betreiben der oberösterreichischen Regierung ausgelöst und von da an nie mehr verpfändet wurde⁷⁰. Dennoch kann der österreichische Besitz der Landvogtei seit 1486 als dauerhaft gelten, da sämtliche Versuche, diesen den Habsburgern streitig zu machen, so lange erfolglos bleiben mußten, wie der Kaiser selbst ein Habsburger war. Die Stände des Schwäbischen Kreises haben diese bittere Erfahrung wiederholt machen müssen⁷¹. Außerdem sorgten versierte österreichische Regierungsjuristen des 16. und 17. Jahrhunderts durch unwahre Behauptungen und die finitenreiche Auslegung der Pfandverträge von 1379 und 1486 dafür, daß die wahre Natur der habsburgischen Besitzrechte an der Landvogtei mehr und mehr verschleiert wurde, daß zunehmend der Eindruck entstand, sie und alle von ihr abhängenden Befugnisse seien unbestreitbares Eigentum des Hauses Österreich⁷².

66 WEGELIN (wie Anm. 51), Bd. I, S. 83 und 280. Die bei Wegelin in Bd. II abgedruckten Texte des Vertrages (Nr. 70) und der »Recognition« des Truchsesses (Nr. 71) lassen nicht erkennen, welchen Vorteil dieser von der Übereinkunft gehabt haben könnte.

67 HOFACKER (wie Anm. 46), S. 82 ff. Seit 1479 beschwerte sich Sigmund beim Kaiser wiederholt über die Landgerichte zu Marstetten-Weißenhorn, Rotenfels und Rankweil sowie über das Hofgericht in Rottweil, die ihre Sprengel teilweise weit in den Bereich der Landvogtei hinein ausgeweitet hatten (HOFACKER, S. 86 f.).

68 FEINE (wie Anm. 2), S. 283. Vgl. auch WEGELIN (wie Anm. 51), Bd. I, S. 83, bes. S. 169 ff. und 266 ff.

69 BAUM (wie Anm. 46), S. 424.

70 GÖNNER/MILLER (wie Anm. 9), S. 684, 69 f.; BAUM (wie Anm. 46), S. 423 f. Vgl. auch WEGELIN (wie Anm. 51), Bd. I, S. 275 ff. Die letzte Verpfändung der Landvogtei an die Truchsess von Waldburg erfolgte 1529 an den »Bauernjörg«, dessen Sohn Wilhelm mußte 1541 der Auslösung zustimmen.

71 GÖNNER/MILLER (wie Anm. 9), S. 700; vgl. auch WEGELIN (wie Anm. 51), Bde. I, II, passim.

72 HOFACKER (wie Anm. 47), S. 58 u. 64. Nach FEINE (wie Anm. 2), S. 283 wurde österreichischerseits u. a. 1658 die urkundlich nicht zu belegende Behauptung aufgestellt, König Rudolf von Habsburg habe 1282 seinen jüngeren Sohn Rudolf mit dem Herzogtum Schwaben und damit auch mit der Landvogtei förmlich belehnt. Bereits zu Zeiten Ferdinands I. hatten die Innsbrucker Regierungsjuristen behauptet, Herzog Leopold III. habe die Landvogtei 1379 nicht etwa als Reichspfand, sondern käuflich erworben, dem Reich stehe lediglich das Recht des ewigen Wiederkaufs zu; vgl. HOFACKER (wie Anm. 46), S. 133.

3. Österreichs Konflikte mit den »Anstößern« der Landvogtei

Bekanntlich hat Erzherzog Sigmunds des Münzreichen leichtfertiger und aufsehenerregender Versuch, durch den Verkauf seiner gesamten vorländischen Besitzungen an die Herzöge Georg den Reichen von Niederbayern-Landshut und Albrecht IV. von Oberbayern seine finanziellen Probleme zu lösen, wesentlich zur Gründung des Schwäbischen Bundes (1488) beigetragen. Auf Veranlassung Kaiser Friedrichs III. schlossen sich fürs erste die Rittergesellschaft mit Sankt Jörgenschild, Erzherzog Sigmund, Graf Eberhard V. (im Bart) von Württemberg und 20 schwäbische Reichsstädte zu einem zunächst bis 1496 befristeten Bündnis zusammen, in welchem dessen kleinere Mitglieder wohl vor allem einen willkommenen Schutzschild gegen den in Schwaben gefürchteten bayerischen Expansionismus sahen. Zahlreiche weitere Mitglieder sollten in nächster Zukunft hinzukommen⁷³.

Ein zusätzliches Ergebnis von Sigmunds unbedachtem Vorgehen war aber, daß die kleineren Reichsunmittelbaren und -stände Schwabens für die folgenden vierzig Jahre wirksamen Schutz vor den Mediatisierungsbestrebungen nicht nur der bayerischen, sondern aller ihrer mächtigeren Nachbarn genossen. Solange der Bund, stärkster politisch-militärischer Ordnungsfaktor des Reiches, existierte, konnte kein Territorialfürst es wagen, eines oder mehrere seiner Mitglieder anzutasten. Da nach dem Rückzug der bayerischen Politik aus Schwaben vor allem Österreich durch das unverdrossen verfolgte Projekt der Wiedererrichtung des schwäbischen Herzogtums die Unabhängigkeit der kleineren Gewalten bedrohte, hatte Sigmunds Leichtsinngewollt dem territorialen Ehrgeiz seines eigenen Hauses Fesseln angelegt. Friedrich III. tat ein Übriges, indem er in das Gründungsmandat des Schwäbischen Bundes die Passage aufnehmen ließ, »daß das Land zu Schwaben keinen eigenen Fürsten besitze, sondern unmittelbar unter Kaiser und Reich stehe«, eine Feststellung, die die Städte, Ritter und Prälaten Schwabens in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gegen die über Landvogtei und Landgericht vorgetragenen österreichischen Mediatisierungsversuche stets ins Feld führen sollten⁷⁴.

Denn nach wie vor gedachten Maximilian I. und seine Innsbrucker Regierungsräte, Landvogtei und Landgericht nicht bloß als die Reste des alten, mit den Stauern untergegangenen Herzogtums aufzufassen, sondern als den Kern eines unter ihrer Regie zu schaffenden neuen schwäbischen Landesfürstentums⁷⁵. In ihren Augen lebte das alte schwäbische Herzogtum in

73 Allgemein zum Zusammenhang der bayerischen Erwerbspolitik in den Vorlanden mit der Entstehung des Schwäbischen Bundes: Helmo HESSLINGER, Die Anfänge des Schwäbischen Bundes. Ein Beitrag zur Geschichte des Einungswesens und der Reichsreform unter Kaiser Friedrich III. (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm 9), Ulm 1970, S. 57 ff. u. 81 ff.; Ernst BOCK, Der Schwäbische Bund und seine Verfassungen (1488–1534). Ein Beitrag zur Geschichte der Reichsreform (Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte 137), Breslau 1927.

74 HOFACKER (wie Anm. 47), S. 60; WEGELIN (wie Anm. 51), Bd. I, S. 279. Überhaupt stand Friedrich III. dem territorialpolitischen Ehrgeiz und den Herzogsplänen Erzherzog Sigmunds eher distanziert und ablehnend gegenüber und betonte immer wieder die Rechte des Reiches in Schwaben. Vgl. hierzu auch QUARTHAL (wie Anm. 11), S. 41. HOFACKER (wie Anm. 46), S. 93 ff. nennt das Verhältnis zwischen Friedrich III. und Sigmund zwiespältig, der Kaiser sei immer nur bereit gewesen, die in seinen Augen unbestreitbaren habsburgischen Herrschaftsrechte zu sichern, weitergehende Forderungen Sigmunds, die letztlich auf die Integration der Landvogtei in dessen Herrschaftsaufbau im südlichen Schwaben hinausgelaufen wären, lehnte Friedrich stets ab, sicherte sogar die oberschwäbischen Reichsstädte mit steuerlichen und gerichtlichen Privilegien gegen die Ansprüche des Tiroler Landesfürsten ab.

75 HOFACKER (wie Anm. 47), S. 58 u. DERS. (wie Anm. 46), S. 117 ff. verweist im Zusammenhang mit dem Projekt des schwäbischen Fürstentums auf die Bemühungen der Maximilianischen Hofhistoriographie, den Nachweis für die Verwandtschaft der Habsburger mit den Zähringern und anderen schwäbischen Hochadelsgeschlechtern des Mittelalters schon in vorstauferischer Zeit zu erbringen und dergestalt die Habsburger als die legitimen Fürsten Schwabens zu präsentieren. Eine andere Denkschule aus dem Umkreis des Innsbrucker Regiments leitete die von den Habsburgern in ganz Schwaben angestrebte fürstengleiche Macht aus dem stauferischen Herzogtum ab, das 1282 angeblich an die Habsburger gefallen

der Landvogtei fort. Wahrscheinlich erhielten die Bestrebungen zur Intensivierung der habsburgischen Herrschaftsansprüche in Schwaben auch dadurch zusätzliche Nahrung, daß Maximilian I., der 1477 durch Heirat die Freigrafschaft Burgund erworben hatte, nunmehr den Vorlanden die Funktion eines Verbindungsgliedes in dem von ihm erträumten österreichisch-burgundischen Großreich zadachte⁷⁶. Der Realisierung solcher Pläne standen aber die Rechte und Güter der zahlreichen im Sprengel der Landvogtei gesessenen Reichsunmittelbaren im Weg. Solange deren seit 1273 erworbene oder gefestigte Gerechtigkeiten fortbestanden, mußten alle österreichischen Bemühungen um ein in sich geschlossenes landesherrliches Territorium in Schwaben vergeblich bleiben. Die hoch- und niedergerichtlichen, forstlichen und sonstigen Rechte der Landvogtei und der eingesessenen oder benachbarten Prälaten, Adeligen und Städte waren beinahe unentwirrbar miteinander verwoben und verzahnt. Diese Gemengelage galt es zu beseitigen. Hier, bei der Aushöhlung der Rechte und Stellung der mindermächtigen schwäbischen Reichsunmittelbaren, hatte die österreichische Politik anzusetzen⁷⁷.

Nachdem Maximilian I. 1490 die Regierung in Tirol und den Vorlanden angetreten hatte, setzten folgerichtig schon bald die ersten Auseinandersetzungen mit den »in vnd vmb die Landvogtey« gesessenen Reichsstädten, -grafen, -rittern und -prälaten ein, die in den zeitgenössischen Quellen auch häufig als die »Anstößer des landvogteilichen Distrikts« bezeichnet werden⁷⁸. In den Reichsprälaturen glaubte man offenbar die schwächsten Gegner gefunden zu haben. Schon 1489 und besonders seit der Regierungsübernahme Maximilians in Tirol setzte Österreich vor allem die Schirmvogtei als Hebel ein, mit dem diese in die Landsässigkeit gezwungen werden sollten⁷⁹. Hatten es die Prälaten beim alten Kaiser Friedrich III. noch vermocht, gegen die Attacken der Landvögte Schutzmandate zu erwirken⁸⁰, so verloren sie jeden Rückhalt an der Reichsgewalt, nachdem Maximilian auch Kaiser geworden war. Vor allem die Klöster Weingarten, Weißenau, Ochsenhausen und Schussenried waren seit den neunziger Jahren schweren Repressalien ausgesetzt. Österreich beschchnitt deren leibherrliche Rechte, Besteuerungs- und Jurisdiktionsbefugnisse, maßte sich hoheitliche Befugnisse über deren im Landvogteidistrikt verstreute Untertanenverbände an, machte Weingarten den Besitz des Altdorfer Ammannamtes und der dortigen Steuerhoheit streitig. »Ex jure territorii« griffen die Erzherzöge in die autonomen Rechte der Klöster ein, ordneten Visitation und Reformation an, schränkten die Verfügungsgewalt der Konvente über den klösterlichen Grundbesitz ein, beanspruchten die Befugnis,

sei; vgl. Klaus SCHREINER/Hans-Georg HOFACKER, Spätmittelalterliche und neuzeitliche Stauerüberlieferungen in Schwaben und Württemberg, in: Die Zeit der Stauer. Geschichte-Kunst-Kultur. Katalog der Ausstellung in Stuttgart 1977 Bd. III, S. 312.

76 FEINE (wie Anm. 19), S. 60.

77 Ganz ähnliche Auseinandersetzungen zwischen Österreich und kleineren Reichsunmittelbaren sind auch aus anderen Teilen der Vorlande bekannt. Noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mußten sich beispielsweise die der Grafschaft Hohenberg benachbarten Reichsunmittelbaren gegen österr. Mediatisierungsversuche wehren (HStAS, B 37 a, Bü 124). Zum Streit Österreichs mit den burgauischen sog. Insassen vgl. Wolfgang WÜST, »Ius superioritatis territorialis«. Prinzipien und Zielsetzungen im habsburgisch-insässischen Rechtsstreit um die Markgrafschaft Burgau, in: MAIER/PRESS (wie Anm. 47), S. 209 ff. Eine zentrale Rolle bei allen Konflikten Österreichs mit Insassen oder Anstößern spielte der um 1500 sowohl in der Landvogtei als auch in der Markgrafschaft Burgau und in der Landgrafschaft Nellenburg eingesetzte Landvogt Jakob von Landau; vgl. WEGELIN (wie Anm. 51), Bd. I, S. 276; QUARTHAL (wie Anm. 11), S. 42 f.).

78 Die Bezeichnung als »Insassen«, wie er für die Reichsunmittelbaren innerhalb der österreichischerseits als geschlossenes landesfürstliches Territorium aufgefaßten Markgrafschaft Burgau gebräuchlich geworden war, hatten sich die im Bezirk der Landvogtei gesessenen Reichsstände mit Erfolg verboten; vgl. Armgard von REDEN-DOHNA, Zwischen österreichischen Vorlanden und Reich: die Schwäbischen Reichsprälaturen, in: MAIER/PRESS (wie Anm. 47), S. 78.

79 WEGELIN (wie Anm. 51), Bd. I, S. 281 ff.; GÖNNER/MILLER (wie Anm. 9), S. 691; HOFACKER (wie Anm. 47), S. 58 f.; DERS. (wie Anm. 46), S. 125 ff.; REDEN-DOHNA (wie Anm. 78), bes. S. 76 ff.

80 WEGELIN (wie Anm. 51), Bd. II, Nrn. 198, 199.

Vertreter zu den Abtwahlen zu entsenden⁸¹. Während einer seiner zahlreichen Streitigkeiten mit Weingarten ließ Landvogt Jakob von Landau das Kloster 1499 gar durch 200 Bewaffnete überfallen und für längere Zeit besetzen⁸². Gegen die Übergriffe der Landvögte fanden die Prälaten einzig im Schwäbischen Bund verlässlichen Beistand, mit dessen Hilfe die österreichischen Mediationsversuche letztlich erfolgreich zurückgewiesen wurden⁸³.

Auch die Ritter, Grafen und Herren Schwabens wurden zur Zielscheibe der Attacken Österreichs. Insbesondere mit den Truchsessern von Waldburg, deren Verhältnis zur Innsbrucker Regierung und zur Landvogtei durch den Besitz der sogenannten mannserblichen Inhabungen⁸⁴ zusätzlich gespannt war, entwickelten sich langwierige Streitigkeiten um die forstliche Obrigkeit und Jurisdiktionsrechte in den verschiedenen an sie verpfändeten Forsten (Altdorfer Forst, Heistergauer Forst), in der Umgebung des namengebenden Herrschaftssitzes Waldburg und in der Herrschaft Waldsee⁸⁵. Mit welcher Schärfe die Auseinandersetzungen geführt wurden, belegt unter anderem, daß die Innsbrucker Regierung den erst durch Maximilian I. in den Freiherrenstand erhobenen Truchsessern nach 1520 sogar den Adel abzusprechen versuchte⁸⁶. Weitere Konflikte bestanden mit den Grafen von Werdenberg um die östlichen Grenzen der Grafschaft Heiligenberg sowie mit den Grafen von Montfort um die Grenze von deren Herrschaft Tettngaur zur Landvogtei zwischen Ebersberg und Geiselharz sowie um die Rechte an den Freien auf Leutkircher Heide⁸⁷.

Die im Sprengel der Landvogtei oder deren weiterer Umgebung gelegenen Reichsstädte hatten seit dem Interregnum weitgehende Rechte zu erwerben vermocht, waren teilweise auch durch Rudolf von Habsburg selbst gefördert und für ihre aktive Beteiligung an den Revindikationen privilegiert worden. Dementsprechend wahrte Österreich ihnen gegenüber eine gewisse Zurückhaltung. Allerdings versuchten Innsbrucker Regierung und Landvögte, die territorialen Bestrebungen der Reichsstädte so gut es ging zurückzudrängen. Das von der Oberen Landvogtei vollständig umschlossene Ravensburg, das sich bereits im 14. Jahrhundert rechtlich von dieser gänzlich zu emanzipieren vermocht und wichtige Regalien, darunter Zoll und Münze, an sich gebracht hatte, führte seit dem endenden 15. Jahrhundert mit den Landvögten einen verbissenen Kleinkrieg um die Waldnutzung, Jagdrechte und Jurisdiktion im Altdorfer Forst. Zusätzliches Konfliktpotential ergab sich aus der räumliche Nähe zu dem bis 1647 auf der Veitsburg oberhalb der Stadt residierenden Landvogt und dessen in Altdorf angesiedeltem Verwaltungsapparat, ferner aus dem über mehrere landvogteiliche Ämter verstreuten städtischen und privaten Grundbesitz und den städtischen Gerichtsrechten über in der Landvogtei gelegene Einzelsiedlungen, Höfe und Grundstücke⁸⁸. Prinzipiell gleichartig war das Verhältnis der anderen

81 HOFACKER (wie Anm. 46), S. 126. Den österreichischen Beamten galt die Schirmvogtei über die schwäbischen Reichsklöster als bedeutendster Teil der habsburgischen Herrschaftsrechte in der Landvogtei.

82 Eugen SCHNEIDER, Das Kloster Weingarten und die Landvogtei, in: WVj 9, 1900, S. 426–432.

83 REDEN-DOHNA (wie Anm. 78), S. 76f. Kaiser Maximilian versuchte indessen beim Bund durchzusetzen, daß Weingarten, Ochsenhausen und andere schwäbische Reichsklöster nicht mehr als Bundesglieder akzeptiert würden, wofür er als Begründung die platte Behauptung anführte, sie seien österreichische Landstände; vgl. QUARTHAL (wie Anm. 11), S. 43.

84 Damit sind die den Truchsessern von Waldburg bzw. Grafen von Sonnenberg für die Dauer des Mannesstammes von Österreich verpfändeten Städte und Herrschaften in Oberschwaben gemeint. Aufzählung der »Inhabungen« bei QUARTHAL (wie Anm. 11), S. 50f. und bei Meinrad SCHAAB, Zeit der Territorialstaaten, in: Das Land Baden-Württemberg. Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden, Bd. 1, Stuttgart 1977, S. 208f. Die Truchsessern von Waldburg vermochten die von Österreich geforderte Auslösung der »mannserblichen Inhabungen« in jahrhundertelangen Prozessen bis 1680 hinauszuzögern. Siehe auch HStAS, B 60, Bü 1435–1508. Zum Verhältnis zwischen Truchsessern und Österreich allgemein: Joseph VOCHER, Geschichte des fürstlichen Hauses Waldburg in Schwaben. 3 Bde., Kempten 1888–1907.

85 GÖNNER/MILLER (wie Anm. 9), S. 695.

86 HOFACKER (wie Anm. 47), S. 59.

87 GÖNNER/MILLER (wie Anm. 9), S. 684ff., 695.

88 DIES., S. 689–695. Einzelheiten bei Peter EITEL, Ravensburg und Vorderösterreich in der frühen Neuzeit, in: MAIER/PRESS (wie Anm. 47), bes. S. 266ff.

Reichsstädte (Leutkirch, Buchhorn, Memmingen, Biberach u.a.) zur Landvogtei. Auch sie hatten weitgehende Rechte erlangt, insbesondere die ursprünglich der Landvogtei zustehende Befugnis der Besetzung des Ammannamtes, für deren Überlassung sie (wie Ravensburg auch) dem Landvogt bis 1806 jährlich eine sogenannte Verehrung bezahlen mußten⁸⁹. Die Konflikte mit Österreich entzündeten sich daher vorwiegend außerhalb der Stadtmauern, in den von den Städten bzw. deren Kirchen, Spitälern oder sonstigen Institutionen aufgebauten Territorien. Hier fochten die Landvögte seit 1490 die meisten städtischen Hoheitsrechte an, namentlich Grund- und Leibherrschaft, Jurisdiktion, Forsthoheit und Geleit⁹⁰.

Einen vollständigen Erfolg verbuchte die österreichische Unterwerfungspolitik nur bei den Freien auf Leutkircher Heide, reichsfreien Bauern, die im Raum Herlazhofen-Gebrachhofen-Wuchzenhofen siedelten⁹¹. Die Landvogtei untersagte ihnen die Aufnahme neuer Mitglieder und reklamierte die Besteuerungshoheit für sich. 1489 richtete der damalige Pfandinhaber der Landvogtei, Graf Johann von Sonnenberg, sicherlich mit Zustimmung, wenn nicht auf Veranlassung Innsbrucks ein ausschließlich für die Freien zuständiges Gericht in Tautenhofen südwestlich von Leutkirch ein. Mit diesem Winkelzug entzog er den Freien ihren bisherigen privilegierten Gerichtsstand und unterwarf sie der österreichischen Jurisdiktion⁹². So wurden diese innerhalb weniger Jahrzehnte zu einem »einheitlichen Untertanenverband innerhalb des entstehenden landvogteilichen Territoriums« umgeformt⁹³.

Ein erster Höhepunkt in den Auseinandersetzungen zwischen Österreich und den Anstößern der Landvogtei war das Jahr 1515, in welchem dieselben zu einem Landtag bzw. zu einer regionalen Ständeversammlung nach Ravensburg einberufen wurden. Während die meisten der beschriebenen Anstößer der Versammlung demonstrativ fernblieben, waren einige nur erschienen, um den österreichischen Kommissarien ihren formellen Protest gegen das Ausschreiben vorzutragen, in welchem sie als Landstände bzw. landvogteiliche Insassen bezeichnet worden waren⁹⁴. Trotz des völligen Fehlschlages von 1515 unternahm die Innsbrucker Regierung 1523, nachdem mit der Erwerbung Württembergs die österreichische Machtstellung in Schwaben ihren Zenit erreicht hatte, einen weiteren Anlauf, die Anstößer zu einem Landtag nach Altdorf zu laden. Diesmal stand unter anderem die Huldigung für Ferdinand I. als neuen Landesfürsten Tirols und der Vorlande auf dem Programm⁹⁵. Auch jetzt sahen die Anstößer in der Ladung nichts anderes als den Versuch, für künftige österreichische Attacken gegen ihre Reichsunmittelbarkeit einen Präzedenzfall zu schaffen, und boykottierten den Tag abermals. Wiederum legten die wenigen Erschienenen entschiedenen Protest gegen ihre Bezeichnung als Insassen der

89 DIES., S. 689.

90 DIES., S. 690; HOFACKER (wie Anm. 47), S. 59f.; DERS. (wie Anm. 46), S. 124.

91 Zum Begriff vgl. GÖNNER/MILLER (wie Anm. 9), S. 684ff. Bisher umfassendste Darstellung bei Diehl, Adolf, Die Freien auf Leutkircher Heide, in: ZWL 4, 1940, S. 257–341. Neuerdings: Catherine de KEGEL-SCHORER, Wer waren die Freien auf Leutkircher Heide? Zum geographischen und sozialen Standort einer oberschwäbischen Freiegenossenschaft, in: Emil HÖSCH (Red.), In und um Leutkirch. Bilder aus zwölf Jahrhunderten, Leutkirch 1993, die S. 28ff. das Siedlungsgebiet innerhalb des Amtes Gebrachhofen, die Anzahl der Genossen und deren soziale Mobilität untersucht.

92 Joachim FISCHER, Das Kaiserliche Landgericht Schwaben in der Neuzeit, in: ZWL 43, 1986, S. 268. Zum Tautenhofener Gericht neuerdings Catherine DE KEGEL-SCHORER, Bauern als Republikaner. Die Freien auf Leutkircher Heide, in: Peter BLICKLE, Politische Kultur in Oberschaben, Tübingen 1993, S. 106ff.; Verfasserin bestreitet im Gegensatz zur bisherigen Literatur, daß dieses Gericht eigens für den Freienverband geschaffen worden sei.

93 HOFACKER (wie Anm. 46), S. 125.

94 HStAS, B 60, Bü 1 (a).

95 HOFACKER (wie Anm. 47), S. 60; DERS. (wie Anm. 46), S. 127; QUARTHAL (wie Anm. 11), S. 43ff. Bei dem von Nico SAPPER, Die schwäbisch-österreichischen Landstände und Landtage im 16. Jahrhundert (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde 6), S. 80 f. erwähnten, ebenfalls 1523 nach Altdorf beschriebenen Landtag dürfte es sich eher um eine Versammlung der unbestritten zur »Landschaft« der Landvogtei zählenden Ämter und Flecken gehandelt haben.

Landvogtei ein. Wahrscheinlich noch im selben Jahr ersuchten sie den berühmten Augsburger Stadtschreiber, Juristen und Humanisten Conrad Peutinger um die Ausarbeitung eines ausführlichen, der Widerlegung der österreichischen Ansprüche dienenden Rechtsgutachtens, um sich gegen mögliche Vergeltungsaktionen abzusichern und für die an den Schwäbischen Bund zu richtende Bitte um Unterstützung die notwendigen Argumente an die Hand zu bekommen⁹⁶.

Ferdinand I. hat seit 1522 die auf die Mediatisierung der kleineren Reichsunmittelbaren Schwabens gerichtete Politik seines Vorgängers nicht nur fortgesetzt, sondern in den ersten Jahren seiner Regierung auf die Spitze getrieben. Vor allem seit der Mitte der zwanziger Jahre, als der Schwäbische Bund wegen der zunehmenden Religionsstreitigkeiten seiner Mitglieder erste Auflösungserscheinungen zeigte, schien die Lage der von Österreich bedrängten kleineren Reichsunmittelbaren aussichtslos zu werden. 1529 trat jedoch unverhofft eine deutliche Entspannung ein, als Ferdinand dem Truchsess Georg, dem er wegen der Niederschlagung der Bauernrebellion zu Dank verpflichtet war, die Landvogtei um 50000 fl verpfändete, und damit einen der Anstößer zum Landvogt machte. Zwar löste Österreich die Pfandschaft auf Betreiben der Innsbrucker Regierung 1541 – nunmehr endgültig – wieder aus. Dennoch nahm Ferdinand in den Jahren nach 1541 die gegen die landvogteilichen Anstößer, burgauischen Insassen und andere schwäbische Reichsstände gerichteten Unterwerfungsversuche nicht im selben Umfang wieder auf. Fortan favorisierte er eine Politik, die die Immedietät des Adels sogar förderte und letztlich auf die Bildung einer Klientel der Reichsunmittelbaren hinauslief, »die viel weiter ausgriff, als es der Kreis der österreichischen Vasallen tun konnte«⁹⁷. In der Konsequenz führte diese Wende in der Ferdinandeischen Politik zur Konsolidierung der Autonomie der Reichsprälaten, -grafen und -städte, schließlich zur Ausbildung einer unmittelbaren Reichsritterschaft seit 1542. Allerdings war der Umschwung in der habsburgischen Haltung gegenüber den kleineren Reichsunmittelbaren Schwabens keineswegs immer eindeutig. In den Jahrhunderten bis zur Auflösung des alten Reiches gab es immer wieder Phasen, in denen Landvögte und Landgericht mit voller Rückendeckung Innsbrucks und des kaiserlichen Hofes die Hoheitsrechte der Anstößer zu beschneiden bzw. deren Ausweitung mit allen Mitteln zu verhindern trachteten, in denen Österreich zwischen »reichspolitischer Großzügigkeit und territorialer Unterwerfungspolitik«⁹⁸ schwankte. Insbesondere in dem Jahrhundert zwischen 1564 und 1665 (Sekundogenitur in Innsbruck) und in den Jahren um 1750, als Österreich im Zuge der völligen Neuorganisation von Verwaltung und Rechtsprechung in den Vorlanden auch die hergebrachten Befugnisse der Anstößer und Insassen wie auch der eigenen Landstände rigoros einzuschränken bestrebt war, brachen die alten Interessenkonflikte in alter Schärfe wieder aus⁹⁹.

96 Den »Ratschlag in causa landvogtey in oberen Schwaben«. Vgl. Heinrich LUTZ, Conrad Peutinger. Beiträge zu einer politischen Biographie (Abhandlungen zur Geschichte der Stadt Augsburg 9), Augsburg 1958, S. 323 ff. Das Gutachten ist undatiert, Lutz hält das Entstehungsdatum 1523 für wahrscheinlich.

97 Volker PRESS, Schwaben zwischen Bayern, Österreich und dem Reich 1486–1805, in: Pankraz FRIED (Hrsg.), Probleme der Integration Ostschwabens in den bayerischen Staat. Bayern und Wittelsbach in Ostschwaben (Augsburger Beiträge zur Landesgeschichte Bayerisch Schwabens 2), Sigmaringen 1982, S. 33 ff. Zur Charakterisierung Vorderösterreichs als eines weit über den territorialen Bestand hinausgreifenden klientelären Systems vgl. auch DERS., Vorderösterreich in der habsburgischen Reichspolitik des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, in: MAJER/PRESS (wie Anm. 47), S. 1–41.

98 PRESS (wie Anm. 97), S. 33 ff. Wie kleinlich die Landvögte reagierten, wenn sie eine auch nur minimale Ausweitung der Hoheitsbefugnisse der Anstößer befürchteten, belegen anschaulich die 1713 einsetzenden zähen Streitereien mit Weingarten um die durch den projektierten Neubau der Klosterkirche und -gebäude österreichischerseits vermutete Vergrößerung des klösterlichen Immunitätsbezirks; vgl. HStAS, B 60, Bü 1681, 1686–1688.

99 Vgl. WEGELIN (wie Anm. 51), Bde. I/II, passim. Auch in den Jahren nach dem Westfälischen Frieden lieferten sich die schwäbischen Kreisstände und die Innsbrucker Regierung einen publizistischen Kleinkrieg um die wahre Natur der österreichischen Herrschaftsrechte im »Land zu Schwaben« und insbesondere um die Kompetenzen des von Österreich usurpierten Landgerichts; vgl. HStAS, B 60, Bü 141–146; B 23, Bü B 2.

4. Die Landvogtei in der Neuzeit

4.1. Gebietsstand

Ungeachtet allen hausmachtpolitischen Ehrgeizes hat Habsburg es weder an der Wende zur Neuzeit noch in den Jahrhunderten danach vermocht, die Reichslandvogtei im Oberen und Niederen Schwaben zu einem geschlossenen Territorium oder gar Landesfürstentum auszubauen. Sie blieb im wesentlichen, was sie schon zu Zeiten König Rudolfs von Habsburg gewesen war, ein Regalienbezirk, ein Amtssprengel, innerhalb dessen ein beamteter Landvogt die Wahrung von Hoheitsrechten besorgte. Der Erfolg Habsburgs bestand letztlich darin, daß die zu wahrenen Rechte seit 1486 de facto solche Österreichs waren oder doch immer mehr wurden, wenngleich die schwäbischen Kreisstände bis zum Ende des Alten Reiches mit zäher Beharrlichkeit dafür sorgten, daß die wahre Rechtsnatur der Landvogtei und des von dieser abhängenden Landgerichts nicht vollends in Vergessenheit geriet. Lediglich im Bereich der Oberen Landvogtei gelang Österreich in der weiteren Umgebung Altdorfs und Ravensburgs auf der Basis alten welfisch-staufischen Hausgutes ansatzweise eine territorialstaatliche Zusammenfassung seiner Besitztümer.

Der Umstand, daß die Landvogtei hauptsächlich aus einer Ansammlung unterschiedlicher Hoheitsrechte und nur zu einem geringen Teil aus österreichischem Territorialbesitz mit voll ausgebildeter Landeshoheit bestand, macht eine Beschreibung ihrer geographischen Ausdehnung außerordentlich schwierig¹⁰⁰. Hinzu kommt, daß sich der Besitzstand der Landvogtei laufend veränderte, je nachdem, ob gerade die »Anstößer« oder aber Österreich mit ihrer jeweiligen Territorialpolitik erfolgreich waren. Auch in der frühen Neuzeit verpfändete oder verlor Österreich, wann immer es opportun schien, Gebiete und einzelne Hoheitsrechte innerhalb des landvogteilichen Sprengels¹⁰¹ und entzog sie damit dem Einfluß des Landvogts. Schon eine vermutlich 1487 entstandene, *Underrichtung* genannte Beschreibung konstatierte gegenüber früheren Zeiten eine merkliche Schrumpfung des landvogteilichen Distrikts: *Item ain Landvogt vor alten Zeiten weyter herrlichait gehapt hette dann jetz*¹⁰². Dieser Quelle zufolge verlief das landvogteiliche Geleit auf einer Linie Ravensburg – Ratzenried – Lindau – Buchhorn, dann dem Seeufer folgend bis Überlingen *under die Stat*. Danach entlang der nellenburgischen Geleitgrenzen bis zur Donau und darüber hinaus in die Umgebung von Reutlingen, wo die württembergische Geleitshoheit einsetzte, von hier aus den württembergischen Geleitgrenzen folgend bis Ulm *an die prugk zu Gegklingen*, dann illeraufwärts bis Memmingen *untz in die Stat, danach untz gen Kempten in di Stat*, schließlich von dort in einer nicht näher definierten Linie quer durch das Allgäu zurück nach Ravensburg. Ausgesprochen vage, da mit mehreren Unbekannten operierend, beschreibt die *Underrichtung* den Forstbezirk und Wildbann der Landvogtei. Die-

100 Kartographische Darstellungen der Landvogtei Schwaben, die allerdings fast ausschließlich den österreichischen Besitzstand in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wiedergeben, bei GÖNNER/MILLER (wie Anm. 9), S. 685 und 687; HABW, Karten VI,4 (Beiwort: Kerkhoff) und VI,13 (Beiwort: Klein); Franz QUARTHAL/Georg WIELAND/Birgit DÜRR, Die Behördenorganisation Vorderösterreichs von 1753 bis 1805 und die Beamten in Verwaltung, Justiz und Unterrichtswesen, Bühl 1977, Kartenanhang. Alle diese Karten bilden nicht mehr die Landvogtei Schwaben, sondern den größeren Oberamtsbezirk Altdorf ab. Eine Karte der westlichen Ämter der Oberen Landvogtei zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges bei Georg WIELAND, Eine Steuerliste aus dem Dreißigjährigen Krieg. Kriegsbedingte Veränderungen in vier Ämtern der Landvogtei Schwaben (Fischbach, Dürmast, Wolketsweiler und Ringenweiler), in: Schriften des Vereins für Gesch. des Bodensees und seiner Umgebung 98, 1980, S. 16.

101 Die Herrschaft Warthausen ging beispielsweise 1529 an die Ulmer Patrizierfamilie Schad von Mittelbiberach und noch 1696 an die Grafen von Stadion über.

102 Ernst BOCK, Zwei Rechtsaufzeichnungen über die Entwicklung des habsburgischen Territorialbesitzes in Schwaben und am Oberrhein nach dem Stand von 1487, in: ZGO NF 56, 1943, S. 652.

ser werde von den Forsten Kempten, Kirchberg, Friedberg/Bussen, Heiligenberg, Bregenz/Tettang, Eglofs und Trauchburg begrenzt¹⁰³. Immerhin läßt sich aufgrund dieser Information feststellen, daß der landvogteiliche Forstbezirk eine erheblich geringere Ausdehnung hatte als das Geleit. Nochmals anders beschreibt die *Underrichtung* von 1487 den Sprengel des schwäbischen Landgerichts, der im wesentlichen von den Bezirken der umliegenden Landgerichte Heiligenberg, Rankweil, Kempten und Marstetten-Weißenhorn begrenzt werde, wobei als einzige natürliche Grenze die Iller benannt wird¹⁰⁴. Etliche der in der *Underrichtung* aufgeführten landvogteilichen Befugnisse dürften überdies keineswegs gesichert, sondern, im Gegenteil, mit den benachbarten Herrschaften heftig umstritten gewesen sein, etwa die behauptete Hochgerichtsbarkeit in den Reichsstädten Buchau, Memmingen und Biberach¹⁰⁵.

Mehr als 100 Jahre später, 1594, fertigte der Altdorfer Landschreiber Michael Lautherius eine weitere Beschreibung der Landvogtei¹⁰⁶. Diese läßt deren zwischenzeitlich durchgeführte Gliederung in Ämter erkennen. Vereinfacht und verkürzt wiedergegeben hatte die um Altdorf und Ravensburg gelegene Obere Landvogtei folgende Grenzlinie: Mündung der Schussen – Lipbach – Efrizweiler – Teuringer Ach – Riedhausen – Guggenhausen – Fleischwangen – Steinishaus – Mendelbeuren – Blönried – Zollenreute – Spiegler – Haslach – Reute – Heurenbach – Arisheim – Engerweiler – Witschwend – Berg – Fronhof – Hefarz – Geiselharz – Ebersberg – Schwarzach (Bach) – Schussen bis zur Mündung in den Bodensee. Innerhalb dieser Grenzen hatte Österreich 13 Ämter eingerichtet, denen ein Amtsknecht, später Ammann vorstand: Fischbach (um Fischbach und Ailingen), Eggenweiler (um Batzenweiler und Dürmast), Wolketsweiler (um Wilhelmskirch und Cappel), Zogenweiler (um Ringgenweiler und Zogenweiler), Geigelbach (um Berg und Weiler), Schindelbach (um Zollenreute), Bergatreute, Boschen (um Karsee), Pfärrich (um Amtzell), Bodnegg, Eschach (Schusser Amt), Grünkraut und Überreiter-Amt (um den landvogteilichen Verwaltungssitz Altdorf)¹⁰⁷. Weiter östlich von diesem relativ geschlossenen Gebiet lagen, die Reichsstadt Leutkirch beinahe vollständig umschließend, noch die beiden Ämter Gebrazhofen und Boos-Azenberg¹⁰⁸. In diesen insgesamt 15 Ämtern beanspruchte Österreich die Hochgerichtsbarkeit, in geringerem Umfang auch Niedergerichtsbarkeit, Steuerhoheit, Forstregal, Zoll und Geleit. Gelegentlich belegen die Quellen auch militärhoheitliche Ansprüche Österreichs. In der Unteren Landvogtei behauptete Österreich 1594 nur noch hochgerichtliche und geleitliche Befugnisse. Sie bestand aus den drei Ämtern »diesseits« (= westlich) der Riß, »jenseits« (=östlich) der Riß und »um Mönchsroth (= Rot an der Rot) und Memmingen«, wie schon die schwammigen Bezeichnungen andeuten, ein ziemlich weitgespannter und kartographisch schwer darstellbarer Bezirk, in dem Österreich nur Streubesitz hatte, und der Einfluß des Landvogtes bis zur vorländischen Verwaltungsreform Mitte des 18. Jahrhunderts nahezu erlosch¹⁰⁹.

103 Karte des landvogteilichen Forstbezirks im Spätmittelalter bei Rudolf KIESS, Forsten in Oberschwaben während des Mittelalters, in: UO 40/41, 1973, S. 71.

104 BOCK (wie Anm. 102), S. 653.

105 Ebenda. Bei Biberach deutet die »Underrichtung« diesbezügliche Auseinandersetzungen mit dem Rat an.

106 Siehe HStAS, B 23, Bü B 12, 13; Abgedruckt ist diese Beschreibung bei WEGELIN, Bericht II, S. 148 ff.

107 Die Namen dieser Ämter wechselten im Lauf der Zeit. Seit dem 17./18. Jahrhundert wurde das Amt Eggenweiler meist »Dürmast«, Pfärrich häufig auch »Karbach« genannt.

108 Nach GÖNNER/MILLER (wie Anm. 9), S. 688 kam für diese beiden Ämter im 18. Jahrhundert auch die Bezeichnung »Obere Landvogtei« auf, während die um Ravensburg und Altdorf gelegenen 13 Ämter die »Untere Landvogtei« genannt wurden. Dieser Sprachgebrauch ist wohl als Indiz für die zunehmende Bedeutungslosigkeit der »eigentlichen« Unteren Landvogtei mit den drei Ämtern diesseits der Riß, jenseits der Riß und um Mönchsroth/Memmingen zu werten.

109 Die Beschreibung der Landvogteigrenzen und der Ämtergliederung nach GÖNNER/MILLER (wie Anm. 9), S. 686–688. Zum schwindenden Einfluß der Landvogtei östlich von Iller und Riß seit Mitte des 16. Jahrhunderts vgl. auch Peter BLICKLE, Historischer Atlas von Bayern, Teil Schwaben, Heft 4: Memmingen, München 1967, S. 273 ff.

Mit ihrer Erhebung zum Oberamt erweiterte sich die räumliche Zuständigkeit der Altdorfer Behörde erheblich. Nun wurden ihr auch die bis 1680 an die Truchsessin von Waldburg verpfändet gewesenen »Donaustädte« Munderkingen, Riedlingen und Waldsee¹¹⁰, außerdem Stadt und Herrschaft Schelklingen, die Herrschaften Berg, Orsenhausen, Bußmannshausen und Warthausen sowie weiterer unter österreichischer Lehenshoheit befindlicher klösterlicher bzw. Adelsbesitz unterstellt. Mit dieser Reaktivierung der landeshoheitlichen Ansprüche Österreichs über den verstreuten Adels- und Klosterbesitz vermochte das Altdorfer Oberamt auch wieder im Bereich der Unteren Landvogtei Fuß zu fassen, griff sogar, insbesondere in der Herrschaft Schelklingen und den Besitzungen des Klosters Urspring, über die Donau nach Norden aus. Insgesamt bedeutete die Einrichtung des Oberamts gegenüber dem Zustand vor 1750 eine knappe Verdoppelung des Altdorfer Amtsbezirks.

Der Reichsdeputationshauptschluß von 1803, der die Reichsstädte, -klöster und -stifter die Unabhängigkeit bzw. Existenz kostete, führte zunächst zu einer Zerstückelung des Oberamtsbezirks. Denn mit der Reichsstadt Leutkirch wurde auch das Gebiet der Freien auf Leutkircher Heide, die Ämter Gebrazhofen und Boos-Azenberg, Bayern zugesprochen. Die der Landvogtei benachbarten ehemaligen Reichsklöster und -stifter fielen an verschiedene Adelshäuser, die für ihre linksrheinischen Gebietsverluste an Frankreich zu entschädigen waren. Im Frieden von Preßburg (1805), der das Ende der staatlichen Existenz Vorderösterreichs besiegelte, wurde der verbliebene Rest des Oberamtsbezirks Württemberg zugesprochen. Die Rheinbundakte von 1806 ermöglichte Württemberg unter anderem die Inbesitznahme der säkularisierten Reichsklöster und die Einverleibung von deren oberschwäbischem Territorialbesitz. In einem der Pariser Verträge, in denen sich die Rheinbundstaaten über ihre gegenseitigen Gebietsansprüche verglichen, einigten sich auch Württemberg und Bayern am 18. Mai 1810 auf eine neue gemeinsame Staatsgrenze, bei welcher Gelegenheit Württemberg unter anderem in den Besitz der Stadt Leutkirch und der beiden Ämter Boos-Azenberg und Gebrazhofen gelangte. Somit war der gesamte ehemalige vorderösterreichische Oberamtsbezirk Altdorf unter württembergische Staatshoheit gelangt.

4.2. Verwaltung

Zwischen dem ausgehenden Mittelalter und 1753 unterstand die Landvogtei Schwaben – ebenso wie die anderen zwischen Lech und Schwarzwaldhauptkamm gelegenen schwäbisch-österreichischen Herrschaften, sodann Vorarlberg und seit 1548 die Stadt Konstanz – den in Innsbruck angesiedelten landesfürstlichen Zentralbehörden unmittelbar. Diese Zuständigkeit Innsbrucks für die vorländischen Gebiete läßt sich bis ins späte 14. Jahrhundert zurückverfolgen. Seitdem bildeten die Grafschaft Tirol und die Vorlande, d.h. alle aus tirolischer Perspektive jenseits von Arlberg und Fernpaß gelegenen österreichischen Herrschaften¹¹¹, eine zusammengehörige Ländergruppe, die zwischen 1406 und 1490 und zwischen 1564 und 1665 einen eigenen Landesfürsten besaß. Die Vorlande galten als der Gefürsteten Grafschaft Tirol »inkorporiert«. Keine der habsburgischen Länderteilungen des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit hat diese Einheit der ober- und vorderösterreichischen Lande angetastet¹¹².

110 GÖNNER/MILLER (wie Anm. 9), S. 702. Die beiden anderen »Donaustädte«, Mengen und Saulgau, wurden 1750 dem Oberamtsbezirk Stockach zugeschlagen.

111 Die zeitgenössischen Innsbrucker Quellen sprechen statt von den Vorlanden denn auch häufig von den Herrschaften »enhalb (= jenseits) Arl(berg) und Fern(paß)«. Vgl. auch STOLZ (wie Anm. 19), S. 35.

112 Allgemein: STOLZ (wie Anm. 19), S. 24 ff. Ferner Fridolin DÖRRER, Die für Vorderösterreich zuständigen Behörden in Innsbruck und die Quellen zur Geschichte Vorderösterreichs im Tiroler Landesarchiv, in: MAIER/PRESS (wie Anm. 47), bes. S. 367–375.

Eine administrative Sonderrolle innerhalb der Vorlande spielte lediglich der zwischen Schwarzwald und Vogesen gelegene oberrheinische Länderkomplex Elsaß, Sundgau und Breisgau¹¹³, das eigentliche Vorderösterreich, dem im ausgehenden 15. Jahrhundert eine eigene, jedoch von Innsbruck abhängige vorderösterreichische Regierung und Kammer in Ensisheim zugestanden wurde, die, nach dem Verlust der österreichischen Besitzungen im Elsaß und Sundgau (1648) in ihrer räumlichen Zuständigkeit auf den Breisgau beschränkt, 1651 ihre Arbeit in Freiburg wiederaufnahm und bis zum Jahresende 1752 existierte¹¹⁴.

Mit den 1491 einsetzenden Bemühungen Kaiser Maximilians I. um eine grundlegende Neuorganisation seiner erbländischen Behörden entstanden auch in Innsbruck zwei neue Zentralstellen, die gleichzeitig für Tirol und die Vorlande zuständig waren: das Regiment als oberste Verwaltungsbehörde, Regierung, Gerichts- und Lehenhof, und die Kammer, die die Aufsicht über alle ökonomischen und Finanzangelegenheiten führte und als eine Art oberste Buchhalterei fungierte. Diese beiden sogenannten oberösterreichischen Wesen waren, abgesehen von der den Regimentsräten zugestandenen protokollarischen Präzedenz, völlig gleichrangig¹¹⁵. Erzherzog Ferdinand II., Landesfürst Tirols und der Vorlande von 1564 bis 1595, schuf darüber hinaus 1565 den Hofrat, der zunächst hauptsächlich die Funktion eines Appellationsgerichtshofs der ober- und vorderösterreichischen Länder wahrnahm, seit 1573 aber auch den Landesfürsten bei seiner Abwesenheit vertrat und als Kontroll-, Aufsichts- und Beschwerdeinstanz auch in allen politischen, finanziellen und Verwaltungsangelegenheiten Regiment und Kammer übergeordnet war. Nach dem Vorbild des kaiserlichen Hofes ernannte Erzherzog Ferdinand des weiteren einige Geheime Räte, die er wohl in besonders heiklen politischen und diplomatischen Fragen zu konsultieren pflegte, die aber nicht als kollegiale Behörde institutionalisiert wurden. Erzherzog Maximilian III. (1602–1618) behielt den Hofrat in seiner alten Funktion als höchstes Regierungsorgan und Appellationsgerichtshof bei, gab ihm aber den Namen Geheimer Rat, den das Gremium bis zu seiner Auflösung im Jahre 1749 behielt¹¹⁶.

Die administrative Lösung der Vorlande von Tirol und die Schaffung der eigenständigen Provinz Vorderösterreich (1753) bedeuteten die Zusammenfassung Voralbergs, Schwäbisch-Österreichs, der Stadt Konstanz und des Breisgaus, die bisher untereinander kaum verbunden gewesen waren, unter einer neuen Provinzialoberbehörde, die ihrerseits direkt den Wiener Hofstellen unterstellt wurde. Diese neue Länderstelle war zunächst zweigeteilt. Der in Konstanz angesiedelten Repräsentation und Kammer wurden die zentralen Verwaltungsaufgaben und die politische Leitung, einer »Regierung« betitelten Stelle in Freiburg die Funktionen eines Lehenhofs und einer oberen Justizbehörde übertragen. Die mit mancherlei Unzulänglichkeiten behaftete Zweiteilung der vorderösterreichischen Zentralbehörden wurde 1759 mit deren Zusammenfassung in Freiburg aufgehoben. Seit 1763 trugen die vereinigten Zentralstellen offiziell die Bezeichnung »Regierung und Kammer in den vorderösterreichischen Fürstentum und Landen«. Die politische und administrative Trennung der Vorlande von Tirol war seit 1753 vollständig, nur in der Kriminal-, Zivil- und Sondergerichtsbarkeit sowie in Lehensangelegenheiten blieben gewisse Abhängigkeiten bestehen, da in den genannten Bereichen bis 1782 der

113 Zum österreichischen Breisgau wurden in Spätmittelalter und früher Neuzeit auch die Herrschaft Triberg, die östlich des Schwarzwaldhauptkamms gelegenen Städte Villingen und Bräunlingen samt ausgedehnter umliegender Gebiete sowie das sog. Obere Rheinviertel mit den vier Waldstädten (Waldshut, Säcking, Rheinfelden und Laufenburg) und dem Fricktal gezählt.

114 STOLZ (wie Anm. 19), S. 66–69. Zur Verlegung der vö. Regierung und Kammer nach Freiburg und den Zuständigkeiten dieser Behörde vgl. Karl Heinrich OLDENDORF, Die Errichtung des vorderösterreichischen Regiments in Freiburg nach dem Dreißigjährigen Krieg, in: Wolfgang MÜLLER, (Hrsg.), Freiburg in der frühen Neuzeit (Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts 31), Bühl 1972, S. 13–24.

115 DÖRRER (wie Anm. 112), S. 368.

116 DERS., S. 369f.

Appellationszug zu verschiedenen Innsbrucker Gerichtshöfen vorgeschrieben war¹¹⁷. Die Justizreformen Josephs II. beseitigten auch diese letzten Bindungen. Als nach dem Frieden von Lunéville (1801) der Breisgau an den Herzog von Modena abgetreten werden mußte, wurde die Regierung und Kammer nach Günzburg verlegt. Aufgrund der Beschränkung ihrer räumlichen Zuständigkeit auf Schwäbisch-Österreich erhielt sie nun die Bezeichnung »schwäbisch-österreichische Regierung und Kammer« oder auch »schwäbisch-österreichische Landesstelle«.

Auf der mittleren Ebene war die Verwaltungsorganisation seit dem ausgehenden Mittelalter in allen Herrschaftskomplexen der österreichischen Vorlande prinzipiell gleichartig aufgebaut. Dort sorgten meist als Landvögte betitelt¹¹⁸, überwiegend adelige oder stadtpatrizische Amtleute an der Spitze eines relativ bescheidenen Apparates für die Durchsetzung des Willens ihrer Landesfürsten. Diese Leiter der regionalen Mittelbehörden waren in der Regel den Innsbrucker Regierungsstellen verantwortlich. Daran änderte sich auch nichts, als 1665 die Tiroler Linie des Hauses Habsburg ausstarb und die Innsbrucker Hof-, Justiz- und Regierungsstellen auf den Rang einer Wien direkt unterstellten Provinzialbehörde zurückgestuft wurden¹¹⁹. Die Landvogteiämter führten ihrerseits die Aufsicht über die städtischen Magistrate, Kameralherrschaften, Pflegämter, Gerichtsvogteien, Zoll- und Forstämter und sonstige untere Behörden. Diese relativ einfache dreigliedrige Behördenhierarchie suggeriert, in Analogie zum Lehenswesen, das Bild einer »Verwaltungspyramide«, an deren Spitze der Kaiser steht, unter diesem die Beamten der verschiedenen hohen, mittleren und unteren Behörden, und an der Basis die Untertanenschaft, die über die vorgegebenen Kanäle ebenso problemlos vor den kaiserlichen Zentralbehörden ihre Interessen und Rechte wahrnehmen kann, wie umgekehrt der Kaiser in allen rechtlichen, fiskalischen, politischen und administrativen Belangen jederzeit direkten Zugriff auf seine Untertanen hat¹²⁰. Eine solche Vorstellung würde aber darüber hinwegtäuschen, daß gerade auf der mittleren und unteren Ebene der Behördenhierarchie mancherlei Mißstände, Organisationsdefizite und Kompetenzwirrwarr eine effektive Rechtsprechung und Verwaltung erschwerten. So waren die Befugnisse der Landvögte und ihrer Amtleute durch zahllose Immunitäten und Privilegien der ihnen nachgeordneten Obrigkeiten (Städte, Grundherrschaften) ausgehöhlt. Die Behörden der mediaten Kloster- und Adelherrschaften unterlagen bis 1750 nicht ihrer Aufsicht. Um etliche hoheitliche Ansprüche der Landvogtei wurde jahrhundertlang prozessiert, ohne daß jemals von allen Beteiligten akzeptierte Lösungen erzielt worden wären. Und überdies nahmen die Landvögte aufgrund ihrer Verwurzelung im schwäbischen Hochadel oder wegen ihrer besonderen Beziehungen zum kaiserlichen Hof mitunter eine Position ein, die geeignet war, die Kontrolle ihrer Amtswaltung durch die Innsbrucker Zentralstellen zu erschweren.

An der Spitze der regionalen Verwaltung der Landvogtei Schwaben standen nominell die Landvögte, die bis 1647 in der Veitsburg oberhalb Ravensburgs residierten¹²¹. Es wäre

117 Zu Aufbau, Kompetenzen, Personal und Geschäftsgang der 1753 eingerichteten vorderösterreichischen Zentralbehörden siehe QUARTHAL (wie Anm. 100), bes. S. 52 ff. und 89 ff.; Appellationszug nach Innsbruck: S. 58.

118 Lediglich in der Grafschaft Hohenberg wurde der oberste Beamte im 16. Jh. Hauptmann genannt, danach hieß er auch hier Landvogt; vgl. Eugen STEMMLER, Die Grafschaft Hohenberg und ihr Übergang an Württemberg (Darstellungen aus der württembergischen Geschichte 34), Stuttgart 1950, S. 16.

119 Ab 1749 trugen sie die Bezeichnung »Repräsentation und Hofkammer«, seit 1764 hießen sie »Landesgubernium«.

120 Schematische Darstellung des hierarchischen vorländischen Behördenaufbaues bei Margaretha BULL-REICHENMILLER/Konrad KRIMM, Übersicht über die Bestände des Hauptstaatsarchivs Stuttgart. Neuwürttembergische Herrschaften vor 1803 bzw. 1806–1810 (B-Bestände), Reichs- und Kreisinstitutionen vor 1806 (C-Bestände), (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg 34), 2. Aufl. Stuttgart 1994, S. 36–37.

121 Vgl. hierzu auch Alfons DREHER/Heinrich WURM, Die Ravensburg und ihre letzte Erneuerung vor der Zerstörung, in: Schriften des Vereins für Gesch. des Bodensees und seiner Umgebung 89, 1971, S. 49–70, bes. S. 56 ff.

sicher verfehlt, in ihnen lediglich von der Zentralregierung eingesetzte und jederzeit absetzbare Beamte zu sehen. Oft handelte es sich bei ihnen um verdiente habsburgische Parteigänger oder aus anderen Gründen wichtige Persönlichkeiten, die die Innsbrucker Regierungsräte sehr behutsam zu behandeln hatten. Und: auch zwischen 1486 und 1541 blieb die Landvogtei ein Objekt fortwährender Verpfändung und damit für die Innsbrucker Kammer bzw. den kaiserlichen Hof ein nicht unbedeutendes Instrument der Geldmittelbeschaffung. Von den in diesem Zeitraum nachweisbaren acht Landvögten waren sechs Pfandinhaber der Landvogtei: Graf Johann zu Sonnenberg und Truchseß von Waldburg (1489 ff.), Jakob von Landau und dessen Sohn Hans Jakob (1499–1518), der kaiserliche Rat, Hofkanzleisekretär und Vizekanzler Niklas Ziegler (1518–1527) und schließlich der Feldherr des Schwäbischen Bundes, Georg Truchseß von Waldburg, und dessen Sohn Wilhelm (1529–1541)¹²². Bezeichnenderweise haben die meisten Pfandinhaber für die Führung der Amtsgeschäfte Unterlandvögte, Statthalter oder Amtsverweser eingesetzt. Die beiden anderen, Marquard von Schellenberg (eingesetzt 1486) und Hans von Fridingen (1527–1529), mögen ebenso wie der zwischen 1541 und 1545 amtierende Hans Wilhelm von Laubenberg zu Wagegg tatsächlich als Behördenchefs die Geschäfte geführt haben. Obwohl seit 1541 die Landvogtei nach einhelliger Meinung der Literatur nicht mehr verpfändet wurde, mehren sich gerade seither die Anzeichen, daß das Amt des Landvogtes mehr und mehr zu einer käuflichen oder an verdiente kaiserliche Räte verliehenen Sinekure wurde, die gegen die Übernahme gewisser Repräsentationspflichten den Genuß eines Teils der Landvogteigefälle garantierte. In dem knappen Jahrhundert zwischen 1545 und 1631 sind fast ausschließlich Landvögte bestallt worden, die aus dem Ulmer und vor allem Augsburger Patriziat stammten, eng miteinander verwandt waren und durch ihre glänzenden Beziehungen zur Augsburger Banken- und Geschäftswelt den Kaisern und Erzherzögen unentbehrliche Finanzagenten oder potente Kreditoren waren¹²³. Besonders erwähnenswert sind in diesem Zusammenhang der aus Ulm stammende kaiserliche Rat und Hofvizekanzler Dr. Georg Gienger (1545–1551), dessen aus Augsburg stammender Schwager, der kaiserliche Rat, Hofrat und Reichspfennigmeister Georg Ilsung von Tratzberg (1551–1563), und Ilsungs Enkel Georg Freiherr von Fugger zu Babenhausen (1597–1631)¹²⁴. Am Beispiel Fuggers läßt sich auch zeigen, daß die Vergabe des Landvogtamtes zumindest in Einzelfällen in die Zuständigkeit des kaiserlichen Hofes fiel¹²⁵, daß die Landvogtei selbst noch im späten 16. Jahrhundert durch einen »Pfandschilling« belastet war, und daß von einem Anwärter auf das Amt des Landvogtes für die Bestallung eine enorme finanzielle Vorleistung erwartet wurde, die zu erbringen – ungeachtet des wahrscheinlich hohen Sozialprestiges des Amtes – wohl niemand ohne die sichere Erwartung einer hohen Rendite auf sich genommen hat¹²⁶. 1631 ging das Amt an Hans Jakob Truchseß

122 Amtszeiten der Pfandinhaber der Landvogtei nach WEGELIN (wie Anm. 51), Bd. I, S. 275–277. Zu Ziegler vgl. Hermann WIESFLECKER, Kaiser Maximilian I. Das Reich, Österreich und Europa an der Wende zur Neuzeit. Bd 5: Der Kaiser und seine Umwelt. Hof, Staat, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur, München 1986, S. 254. Ob der ebenda S. 256 als Reichsschatzmeister erwähnte Hans von Landau mit Hans Jakob identisch oder ein anderer Angehöriger der Familie ist, läßt sich nicht entscheiden.

123 Das von PRESS (wie Anm. 97) postulierte klienteläre »System Vorderösterreich« offenbart sich deutlich in der habsburgischen Ämterbesetzungspolitik.

124 Liste der Landvögte seit 1541 bei WEGELIN (wie Anm. 51), Bd. I, S. 277 f. Über Gienger und Ilsung: S. DWORZAK, Georg Ilsung; NDB 10 (Blendinger). Zu den erwähnten Landvögten und weiteren vorderösterreichischen Amtsinhabern vgl. auch ZORN, Wolfgang, Vorderösterreich als Karrieresprungbrett, in: MAIER/PRESS (wie Anm. 47), S. 43–56, bes. S. 45ff.

125 Fugger wurde 1597, also zwei Jahre nach dem Tod Erzherzog Ferdinands II. und fünf Jahre vor der Einsetzung von dessen Nachfolger Erzherzog Maximilian III. zum Landvogt ernannt. Zwischen 1595 und 1602 dürfte der für Tirol und die Vorlande zuständige Innsbrucker Behördenapparat der kaiserlichen Zentralverwaltung in Prag direkt unterstellt gewesen sein.

126 Laut HofkammerA Wien, Reichsakten, Fasz. 59, mußte Georgs Vater Jakob 20000 fl »Pfandschilling«, der damals auf der Landvogtei lag, übernehmen und ferner der kaiserlichen Hofkammer ein

von Waldburg¹²⁷ und 1637 schließlich an die Grafen von Königsegg-Aulendorf über¹²⁸, die es in ununterbrochener Folge bis zum Ende der staatlichen Existenz Vorderösterreichs, zuletzt mit dem Titel »Erblandvögte«¹²⁹, versahen. Sie residierten meist in ihren Schlössern in Aulendorf und Königseggwald, was, zumindest in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, anhaltende Reibereien mit dem Oberamtspersonal in Altdorf verursachte.

Der landesfürstliche Verwaltungsapparat in der Landvogtei entsprach im wesentlichen demjenigen in den anderen schwäbisch-österreichischen Herrschaften¹³⁰. Zum Behördensitz wurde wohl schon im ausgehenden 15. Jahrhundert der Markt Flecken Altdorf, bis 1750 die einzige Siedlung mit städtischem Charakter in der Landvogtei, bestimmt. In Vertretung des häufig abwesenden Landvogtes führte hier meist der Landvogteiverwalter¹³¹ die Geschäfte. Diesem waren ein für das Rechnungswesen zuständiger Landwaibel und ein die Kanzleigeschäfte besorgender Landschreiber, der zugleich Stellvertreter des Landvogteiverwalters war, unterstellt. In der Landschreiberei waren ein Registrator und zwei Kanzlisten beschäftigt. Zu dem Altdorfer Amt gehörten ferner ein mit Polizeiaufgaben betrauter Überreiter sowie einige wenige Amtsknechte oder -diener¹³².

Im Zuge der Theresianischen Verwaltungsreformen wurden 1750 in den österreichischen Vorlanden als neue untere Mittelbehörden die kollegial organisierten Oberämter eingerichtet¹³³. Ihnen, die den Kontakt zwischen den lokalen Ämtern und der Provinzialregierung bzw. den Appellationsgerichtshöfen herzustellen hatten, wurden nicht nur die Kameralherrschaften, sondern nun auch die mediaten Gebiete, die sogenannten Dominien, unterstellt. Ebenso wurden Städte und Gebiete, die bisher unmittelbar mit den Behörden in Innsbruck oder in Wien verkehrt hatten, den Oberamtsbezirken einverleibt. Auf diese Weise wurde die räumliche Zuständigkeit der bisherigen Landvogteiamter in den Vorlanden erheblich ausgedehnt, auch grenzten die neuen Amtsbezirke nun mehr oder weniger lückenlos aneinander¹³⁴. »Das Entscheidende an der Neuerung war, daß damit eine direkte Vermittlung zwischen der Regierung und allen Unter-

Darlehen von 30000 fl zur Finanzierung des Türkenkrieges gewähren. Zu Fugger und anderen aus dem Kreis der kaiserlichen Räte stammenden Landvögten vgl. Peter STEUER, Die Außenverflechtung der Augsburger Oligarchie 1500–1620. Studien zur sozialen Verflechtung der politischen Führungsschicht der Reichsstadt Augsburg (Materialien zur Geschichte des bayerischen Schwaben 10), Augsburg 1988, prosopographischer Anhang und passim.

127 HStAS, B 23, Bü B 7 (d).

128 Das Land Baden-Württemberg VII, S. 633. WEGELIN (wie Anm. 51), Bd. I, S. 278, benennt mit Johann Georg Grafen von Königsegg allerdings erst 1644 einen Angehörigen dieses Geschlechtes als Landvogt.

129 Dieser Titel ist von den Beamten der vorderösterreichischen Zentralbehörden gelegentlich mit Befremden zur Kenntnis genommen worden.

130 Zum Behördenaufbau der Grafschaft Hohenberg vgl. STEMLER (wie Anm. 118), S. 16 ff. und Walter GRUBE, Vogteien, Ämter, Landkreise in Baden-Württemberg, Bd. I, Stuttgart 1975, S. 39 ff. Die Freiherren von Ulm, im 18. Jahrhundert Chefs der hohenbergischen Verwaltung, nahmen ebenfalls die Bezeichnung Erblandvögte an. Zur Markgrafschaft Burgau siehe Wolfgang WÜST, Historischer Atlas von Bayern, Teil Schwaben, Heft 13: Günzburg, München 1983, S. 73 ff. und bes. S. 80 ff.

131 Auch dieses Amt scheint sich zeitweise in Händen der reichen Augsburger Häuser befunden zu haben. Nach HStAS, B 60/625 amtierte ein Graf Maximilian Fugger 1612 als Landvogteiverwalter in Altdorf, zur selben Zeit, als Georg Fugger Landvogt war.

132 GÖNNER/MILLER (wie Anm. 9), S. 701.

133 QUARTHAL (wie Anm. 100), S. 50 ff. und 76 ff. Die Oberämter entsprachen im wesentlichen den in den übrigen Provinzen der Habsburger Monarchie etablierten Kreisämtern. Zu den Theresianischen Staatsreformen und dem »Haugwitzschen System« vgl. auch Christoph LINK, Die habsburgischen Erbländer, die böhmischen Länder und Salzburg. In: Kurt G. A. JESERICH/HANS POHL/Georg-Christoph UNRUH, Deutsche Verwaltungsgeschichte Bd. I. Vom Spätmittelalter bis zum Ende des Reiches, Stuttgart 1983, S. 468–552, bes. S. 516 ff.

134 Es gab aber auch nach 1750 immer noch Ausnahmen. Die Festungsstadt Konstanz wurde keinem Oberamtsdistrikt angegliedert, sondern verblieb direkt unter der Aufsicht der jeweils für die Vorlande zuständigen Länderstellen, auch ist für einige weitab der neugeschaffenen Distrikte gelegene Gebiete im nördlichen Alpenvorland oder nördlich der Schwäbischen Alb, in denen Österreich die Lebens-

tanen – auch denen der adeligen Lehens- und Pfandherrschaften – hergestellt war«¹³⁵. Gemäß Restabilierungsresolutionen von 1750 und 1763 gehörten der Einzug von Steuern und Kameralgefällen, die Aufsicht über sämtliche Lokalbehörden, die Zoll- und Forstverwaltung zu ihren Aufgaben. In der Rechtspflege fungierten die Oberämter als erste Instanz in Kriminalsachen, soweit nicht die ihnen unterstellten Städte und Adelherrschaften mit entsprechenden Privilegien ausgestattet waren. In Zivilangelegenheiten waren sie erste Instanz für die Kameralorte und Rekursbehörde für die Urteile von Stadtmagistraten, Adelherrschaften und Landgerichten¹³⁶.

An der Spitze des Oberamtes Altdorf stand nach wie vor der Landvogt. Er präsierte einem Kollegium von drei oder vier Oberamtsräten, das mit ihm gemeinsam die anfallenden Geschäfte erledigte bzw. Entscheidungen fällte. Wie in der Regierung und Kammer wurden auch in den Oberämtern Referate gebildet. Aus dem Kreis der Oberamtsräte wurden ferner die Funktionen des für die Rechnungskontrolle zuständigen Rentmeisters, des der Kanzlei vorstehenden Land-schreibers und des Landrichters besetzt. Zum Personal gehörte auch eine Reihe subalternen Bediensteter: Registratoren, Kanzlisten, Praktikanten, Schreiber, Amtsboten und -diener, schließlich die Inhaber sehr spezieller Ämter: Kerkermeister, Scharfrichter, Brunnenmeister, Waldknechte und der Kreis- oder Landschaftsphysikus¹³⁷. Wegen der ausgedehnten Wälder im Bezirk wurde dem Altdorfer Oberamt auch ein Forstamt angegliedert. Zur Behörde zählte ferner ein Zollamt, das die Aufsicht über die zahlreichen Zollstationen in der Landvogtei führte.

Über die untere Verwaltungsebene in der Landvogtei ist nur wenig bekannt. In jedem der 15 Ämter der Oberen Landvogtei versah ein als Amtsknecht, später Ammann betitelter herrschaftlicher Beamter in ziemlich unselbständiger Stellung die Geschäfte. Im 18. Jahrhundert bekamen die Ammänner, die übrigens von den Amtsangehörigen gewählt¹³⁸ und vom Landvogt wohl nur bestätigt wurden, je zwei Amtsdeputierte zur Unterstützung beigegeben. In den drei Ämtern der Unteren Landvogtei war jeweils ein Amtsknecht mit dem Einzug der hochgerichtlichen Gefälle betraut. Durch die Überlassung der hohen Jurisdiktion an die benachbarten Reichsstände büßten diese drei Ämter im frühen 18. Jahrhundert ihre Funktion ein, Amtsknechte dürften seitdem dort nicht mehr bestallt worden sein¹³⁹. Neben den genannten Stellen gab es zahlreiche lokale Forstämter, Maut- oder Zollstationen. Über alle diese unteren »Behörden« und deren Amlleute führte vor 1750 das Landvogteiverwalteramt, danach das Oberamt in Altdorf die Aufsicht. Dem Marktflecken und landvogteilichen Amtssitz Altdorf waren zwar schon lange vor 1750 Befugnisse in Rechtsprechung und Selbstverwaltung zugestanden worden, es gab einen Magistrat, einen Fleckenrat und verschiedene Fleckenämter, diese vermochten sich indessen der Gängelung durch die Landvögte und deren Amlleute kaum zu entziehen¹⁴⁰. Nach 1750 erhielten Altdorf und die anderen in den Oberamtsbezirk integrierten Städte die in der gesamten Habsburger Monarchie geltende Magistratsverfassung, die die städtischen Behörden einer noch stärkeren Kontrolle durch Oberamt und Provinzialregierung unterwarf¹⁴¹. Die Inhaber der mediaten Klo-

hoheit oder sonstige Befugnisse beanspruchte, keine oberamtliche Zuständigkeit aus den Quellen ersichtlich. Ein breisgauisches Oberamt bestand, hauptsächlich wegen der Opposition der Landstände, nur wenige Jahre. Seit 1759 versah die vereinigte Länderstelle in Freiburg auch die Funktionen eines breisgauischen Oberamts.

135 QUARTHAL (wie Anm. 100), S. 51.

136 Ebenda, S. 79.

137 Die Stellen des Altdorfer Oberamtes nach QUARTHAL (wie Anm. 100), S. 377 ff.

138 Vgl. HStAS, B 60, Bü 69, 162, 217–218.

139 GÖNNER/MILLER (wie Anm. 9), S. 701.

140 Adalbert NAGEL, Altdorf-Weingarten im Wandel der Zeiten, in: Altdorf-Weingarten, ein Heimatbuch, Weingarten 1960, S. 49–123, hier S. 71 ff.

141 QUARTHAL (wie Anm. 100), S. 82 f.; DERS., Die Verfassungsänderungen in den Städten Vorderösterreichs im Rahmen der Staatsreformen Maria Theresias, in: Franz QUARTHAL/Wilfried SETZLER, Wilfried (Hrsg.), Stadtverfassung- Verfassungsstaat- Pressepolitik. Festschr. für Eberhard Naujoks, Sigmaringen 1980, S. 121–138.

ster- und Adelsherrschaften, die 1750 dem Oberamtsbezirk zugeschlagen wurden, hatten, entsprechend der Größe ihrer Gebiete und dem Umfang der erlangten Privilegien, ebenfalls Behördenapparate aufgebaut, deren Zuständigkeit sich auf die Wahrnehmung der grund-, leib- und patronatsherrlichen Rechte, Gefälle- und Steuereinzug, Rechtspflege, Dorfborgigkeit usw. erstreckte.

4.3. Landstände

Wie in den anderen vorderösterreichischen Herrschaften haben sich auch in der Landvogtei bzw. seit 1750 im Oberamtsbezirk Altdorf Landstände gebildet. Infolge des Scheiterns der habsburgischen Bemühungen, die an die Landvogtei »anstoßenden« Adeligen und Prälaten in die österreichische Landstandschaft zu zwingen, bestand die »Landschaft« der Oberen Landvogtei bis 1750 aber ausschließlich aus den bäuerlichen und bürgerlichen Deputierten der immediaten österreichischen Herrschaften, Flecken und Ämter. In der Unteren Landvogtei hat es bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts aufgrund der unzureichenden Dichte der habsburgischen Hoheitsrechte keinerlei Ansätze zur Bildung von Landständen gegeben¹⁴².

In der Oberen Landvogtei setzte sich die »Landschaft« seit dem 16. Jahrhundert aus den »Ausschüsse« betitelten Repräsentanten der 13 um Ravensburg und Altdorf gelegenen Ämter zusammen, denen die Beratung, Umlage und Einziehung der Steuern sowie in verschiedenen Belangen die Interessenwahrung der Untertanen oblag. Seit dem 16. Jahrhundert durften diese Ausschüsse einen Vertreter zu den regionalen Ständeversammlungen, den österreichischen Ausschuß- und Generallandtagen und zu den Land- bzw. Ausschußtagen nach Ehingen abordnen¹⁴³. Sehr wahrscheinlich sind auch die Ausschüsse der beiden Ämter Gebrazhofen und Boos-Azenberg Glieder der landvogteilichen »Landschaft« gewesen¹⁴⁴. Der Flecken Altdorf war in Ehingen mit einem eigenen Repräsentanten vertreten. Die landschaftlichen Funktionäre, insbesondere die Einnehmer und die Gegenbuchhalter, unterlagen seit den Theresianischen Verwaltungsreformen einer verschärften Kontrolle durch das Oberamt. 1750 wurden zahlreiche andere schwäbisch-österreichische Landstände dem neuen Altdorfer Oberamtsbezirk unterstellt, darunter die Städte Munderkingen, Riedlingen, Waldsee und Schelklingen, die adeligen Herrschaften Berg, Emerkingen und Warthausen, sowie die Klöster Ursprung und Löwental¹⁴⁵. Der Flecken Altdorf wurde 1768 der landvogteilichen Landschaft inkorporiert¹⁴⁶.

4.4. Das kaiserliche Landgericht in Schwaben

In enger Verknüpfung mit der Reichslandvogtei stand das oberschwäbische Landgericht, das im Spätmittelalter aus zwei Wurzeln, dem allgemein auf die Nibelgaugrafschaft zurückgeführten Landgericht auf Leutkircher Heide und dem von Rudolf von Habsburg für den Landvogtei-

142 Allgemein zu den vorderösterreichischen Landständen: QUARTHAL (wie Anm. 11); DERS., Die habsburgischen Landstände in Südwestdeutschland, in: Günther BRADLER/Franz QUARTHAL (Red.), Von der Ständeversammlung zum demokratischen Parlament, Stuttgart 1982, S. 79–92. Zu den Verhältnissen in der Landvogtei Schwaben vgl. auch Peter BLICKLE, Landschaften im Alten Reich. Die staatliche Funktion des gemeinen Mannes in Oberdeutschland, München 1973, bes. S. 105 ff.

143 Einzelnachweise der Landtage und der landvogteilichen Deputierten bei SAPPER (wie Anm. 95), S. 80ff.

144 Die Literatur äußert sich hierzu gar nicht oder undeutlich. Die bei QUARTHAL (wie Anm. 11), S. 430ff. abgedruckten, auf der Matrikelauswertung basierenden Stände- oder Deputiertenlisten führen einen »Landvogtei« genannten Stand an; damit können doch wohl nur die insgesamt 15 oberen Ämter gemeint sein.

145 Zu den Landständen der Landvogtei bzw. des Oberamtsbezirkes Altdorf: GRUBE (wie Anm. 130), S. 47; GÖNNER/MILLER (wie Anm. 9), S. 701; SAPPER (wie Anm. 95). Ausführliche Beschreibung der Geschichte der schwäbisch-österreichischen Landstände, ihrer Befugnisse, der Organisation und des Ablaufes der Landtage etc. bei QUARTHAL (wie Anm. 11).

146 Vgl. HStAS, B 60, Bü 93.

distrikt eingerichteten Landgericht in Pirs zusammengewachsen war¹⁴⁷. Die auch in der Neuzeit noch gebräuchliche Bezeichnung »kaiserliches Landgericht auf Leutkircher Heide und in der Gepürß« trug der Entstehung aus zwei ursprünglich eigenständigen Institutionen Rechnung. Das urkundlich seit 1348 belegbare¹⁴⁸ und dem Reich unterstellte Gericht auf Leutkircher Heide war wohl nur für die dort siedelnden reichsfreien Bauern und sachlich für deren Hoch- und Niedergerichtsfälle sowie für Akte der freiwilligen Gerichtsbarkeit zuständig. Bedeutender war das 1358 erstmals so genannte Pirschgericht, seine Zuständigkeit erstreckte sich seit dem 14. Jahrhundert auch über reichsstädtische Bürger und Adelige in einem geographisch nicht genau faßbaren, aber erheblich weiteren Sprengel, der wohl einen erheblichen Teil Oberschwabens nördlich des Bodensees und östlich der Schussen umfaßt haben dürfte. Seine eigentümliche Bezeichnung geht wohl auf eine »Pirs« genannte staufische Verwaltungseinheit zurück¹⁴⁹. Auch dieses Gericht übte die freiwillige und streitige Zivil- sowie die Kriminalgerichtsbarkeit aus, letztere insbesondere in Fällen von Landfriedensbruch. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts übernahmen die bäuerlichen Landrichter der Leutkircher Heide auf Geheiß des Kaisers auch den Vorsitz des Pirschgerichts. 1372 wurden die beiden Gerichte erstmals als Landgericht auf Leutkircher Heide und in der Pirs bezeichnet, die endgültige Vereinigung der beiden Gerichte dürfte jedoch erst in das ausgehende 15. Jahrhundert fallen. Die Landrichter waren auch an der Wende zur Neuzeit oft noch Personen bäuerlicher, aber freier Herkunft. Sie wurden zwar von den Landvögten ernannt, versahen ihr Amt aber unabhängig von diesen im Namen des Kaisers. Das Landgericht war kein Bestandteil der Landvogtei und wurde daher auch niemals mit ihr zusammen verpfändet¹⁵⁰.

Obwohl das oberschwäbische Landgericht der Theorie nach ein kaiserliches und damit eine Institution des Reiches war, behandelten die österreichischen Erzherzöge dasselbe seit der dauerhaften Erwerbung der Landvogtei (1486) als deren festen Bestandteil und machten es zu einem Instrument ihrer expansiven Territorialpolitik¹⁵¹. Zu diesem Zweck suchten sie einerseits seinen Sprengel immer weiter auf die Bezirke benachbarter Gerichtsherrschaften auszudehnen, nahmen dabei sogar dessen häufige Überschneidung mit den Sprengeln der ebenfalls unter österreichischer Kontrolle stehenden Landgerichte in Rankweil und Stockach und Kompetenzstreitigkeiten mit dem Rottweiler Hofgericht in Kauf. Andererseits wußten sie erfolgreich den Einfluß des Landgerichts auf ihre eigenen Gebiete zu unterbinden, 1554 wurden beispielsweise die österreichischen Herrschaften in Vorarlberg von der landgerichtlichen Rechtsprechung exi-

147 Indessen vermutet WEGELIN (wie Anm. 51), Bd. I, S. 32f., die Entstehung des Landgerichts in Pirs schon lange vor dem Interregnum, das »Judicium in Pyerse« sei bereits Anfang des 13. Jahrhunderts Graf Hartmann von Dillingen, sodann 1259 durch Konradin dem Grafen Ulrich I. (dem Stifter) von Württemberg verliehen worden.

148 Das Datum nach Hans ERICH FEINE, Die kaiserlichen Landgerichte in Schwaben im Spätmittelalter, in: ZRG GA 67, 1950, S. 171. Nach HOFACKER (wie Anm. 4), S. 229, Anm. 224 ist ein Landrichter auf Leutkircher Heide indessen schon 1293 erwähnt.

149 Die Annahme, daß »Pirs« ursprünglich eine staufische Verwaltungseinheit war, bei KIESS (wie Anm. 103), S. 77–79. Vgl. auch DERS., Zur Frage der Freien Pürsch, in: ZWL 22, 1963, S. 51–90, bes. S. 61–64. FEINE (wie Anm. 148), S. 174 hält die oberschwäbische »Freie Bürs« ursprünglich für einen königlichen Bannbezirk, in dem das Jagdrecht den Einwohnern später freigegeben worden sei.

150 Zum oberschwäbischen Landgericht vgl. FEINE (wie Anm. 148), S. 167ff.; GÖNNER/MILLER (wie Anm. 9), S. 686; ferner Hans JÄNICHEN, Zum oberschwäbischen Gericht. Die Verschmelzung der Gerichte »in der Birs« und »auf der Heide« nach urkundlicher Überlieferung, in: Ferdinand ELSENER, / W. H. RUOFF, (Hrsg.), Festschrift für Karl Siegfried Bader, Zürich 1965, S. 221–230. Bisher umfassendste Darstellung von FISCHER (wie Anm. 92), der ausführlich Entstehung und Sprengel, sachliche Zuständigkeit und Verfahrensgang, ferner das Schicksal des Gerichts in der Neuzeit darstellt und auch die wichtigste ältere Literatur anführt.

151 Die oberösterreichische Regierung behauptete einfach, das Landgericht sei als Zugehörde der Landvogtei 1486 an Habsburg verpfändet worden; vgl. FISCHER (wie Anm. 92), S. 268.

miert¹⁵². Ferner erließ das seit dem 16. Jahrhundert für Fälle der freiwilligen und streitigen Gerichtsbarkeit in der ersten Instanz zuständige Landgericht Ordnungen, die nur Appellationen an das oberösterreichische Hofkammergericht in Innsbruck für zulässig erklärten, ein Instanzenzug, der von den betroffenen benachbarten Reichsständen und ihren Untertanen aber häufig angefochten, in Frage gestellt oder einfach mißachtet wurde. Die Folge waren jahrhundertewährende Querelen Österreichs mit den schwäbischen Reichsständen¹⁵³. Diese sahen insbesondere in dem österreichischen Bemühen, ihnen den Appellationszug zum Reichskammergericht zu verwehren, einen Angriff auf ihre Reichsunmittelbarkeit¹⁵⁴. Der Rechtshistoriker und Bürgermeister von Lindau, Johann Reinhard Wegelin, brachte die innerhalb der schwäbischen Kreisstände herrschende Mißstimmung über das kaiserliche Landgericht auf den Punkt, als er 1755 schrieb, es sei eine *Reichs-, Creyß- und Acten-kündige Sache, was gestalten Fürsten und Stände des Schwäbischen Creyßes mit dem hoechst Loeblichen Ertzhauß Oesterreich, seit deme die Kayserliche und Reichs Landvogtey in Schwaben und mit derselben das Frey Kayserliche Landgericht auf Leutkircher Haid und in der Gepürß als eine Reichs-Pfandschafft an höchstgedachtes Ertzhauß erwachsen, in fast unendliche Zerwuerfnuß und Strittigkeit zerfallen ... seien*¹⁵⁵.

Im frühen 17. Jahrhundert hatte der oberschwäbische Landgerichtssprengel wohl seine größte, bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts behauptete Ausdehnung erreicht. Dabei umfaßte er die Jurisdiktionsbezirke zahlreicher anderer, dem Schwäbischen Kreis zugehöriger Gerichtsherrschaften. Auch umschloß er weitgehend den Bezirk des ebenfalls kaiserlichen Landgerichts in Stockach und überschritt sich weitgehend mit demjenigen des Rottweiler Hofgerichts¹⁵⁶. Nach Fischer verliefen die Grenzen des schwäbischen Landgerichts, von Lindau ausgehend, entlang dem Nordufer des Bodensees bis Meersburg, über den See bis Konstanz, das wohl außerhalb des Sprengels lag¹⁵⁷, von dort an weiter unter Einschluß der Reichenau nach Westen durch den Hegau bis in die Baar, erreichte über Hüfingen, Bräunlingen, Villingen und Rottweil die württembergischen Grenzen, denen sie unter Einbeziehung der Grafschaft Hohenberg und der zolterschen Graf- und Herrschaften bis in die Gegend von Schwäbisch Gmünd folgte. Von hier aus erstreckte sich der Landgerichtsdistrikt wahrscheinlich über die Grafschaft Öttingen bis nach Donauwörth. Der Lech bildete sodann seine östliche Begrenzung bis hinunter ins Allgäu (Brücke von Reutte in Tirol). Von hier aus erreichte die Sprengelgrenze unter Einbeziehung der hochstiftisch augsburgischen Pflege Rettenberg und der Grafschaft Rotenfels wieder Lindau.

152 Ebenda, S. 268 ff. Sprengelüberschneidungen mit dem Landgericht Rankweil gab es seitdem also nicht mehr.

153 Nach WEGELIN (wie Anm. 51), Bd. I, S. 291 beschwerten sich die schwäbischen Kreisstände vor allem über die Ausdehnung des landgerichtlichen Sprengels, über den angemäßen Instanzenzug nach Innsbruck sowie über die permanente Ausweitung der sogenannten Ehaftfälle, d.h. derjenigen Fälle, für die das Landgericht die ausschließliche Zuständigkeit beanspruchte und dergestalt die Privilegien der konkurrierenden Gerichtsherrschaften aushöhlte. Seit den westfälischen Friedensverhandlungen forderten daher die schwäbischen Kreisstände bis ins frühe 18. Jahrhundert hinein immer wieder die völlige Abschaffung des Landgerichts.

154 HOFACKER (wie Anm. 46), S. 139f.

155 WEGELIN (wie Anm. 51), Bd. I, Vorrede. Zur Person Wegelins: ADB 55, S. 357f. (Endres)

156 Gemäß einer vermutlich 1487 im Auftrag der bayerischen Herzöge entstandenen »Underrichtung« über die Landvogtei wurde zu diesem Zeitpunkt der Sprengel des schwäbischen Landgerichts noch von den Bezirken der Landgerichte Kempten, Marstetten-Weißenhorn, Rankweil und Heiligenberg begrenzt. Es gab also damals keine Überschneidungen mit diesen Landgerichtsdistrikten. Sind dergestalt die Grenzen des schwäbischen Landgerichtssprengels nach Osten, Süden und Westen einigermaßen definiert, so fällt auf, daß die »Underrichtung« keinerlei nördliche Begrenzung erwähnt. Als einzige natürliche Grenze wird im Osten die Iller genannt. Die zitierte Quelle ediert bei BOCK (wie Anm. 102), S. 653.

157 Gleichwohl sind im GLAK, Abt. 209 (Stadt Konstanz) einige Bündel mit Zitationen, die das schwäbische Landgericht an Konstanzer Bürger gerichtet hat, erhalten geblieben.

Die weit ins Allgäuer Alpenvorland hineinragenden vorarlbergischen Ämter und Herrschaften waren, wie bereits erwähnt, schon Mitte des 16. Jahrhunderts der landgerichtlichen Jurisdiktion entzogen worden¹⁵⁸.

Seit dem 16. Jahrhundert amtierte das schwäbische Landgericht in vier Tagungsorten (»Malstätten«), den drei Reichsstädten Ravensburg, Isny und Wangen sowie dem landvogteilichen Verwaltungssitz Altdorf. Die Malstätten wurden vom Landrichter in festgesetzter Reihenfolge aufgesucht. Das übrige Personal (Assessoren, Stabhalter, Landgerichtsschreiber u.a.) stellten jeweils die Magistrate der Gerichtsorte. Die Verwissenschaftlichung der Rechtsprechung führte seit dem 16. Jahrhundert dazu, daß auch das nun vorwiegend aus dem Bürgertum stammende Landgerichtspersonal zumindest teilweise akademisch gebildet war. Viele Gerichtspersonen erwarben sich außerdem in städtischen, ritterschaftlichen oder landesfürstlichen Verwaltungen die benötigte Praxis. Im 18. Jahrhundert besaßen alle Landrichter entweder den Grad eines Lizentiaten oder den eines Doktors der Rechte. Wie schon angedeutet, leisteten die Landrichter ihren Amtseid den Landvögten, darüber hinaus bekleideten sie im 18. Jahrhundert alle den Rang eines oberösterreichischen Regiments- bzw., seit 1753, vorderösterreichischen Regierungsrates¹⁵⁹. Schließlich wurde das Landgericht mit dem Altdorfer Oberamt auch personell verknüpft, indem das Landrichteramt seit 1750 prinzipiell aus dem Kreis der Oberamtsräte besetzt wurde.

Gemessen an der Zahl der eingereichten Klagen und an der positiven Entwicklung seiner Einnahmen erlebte das schwäbische Landgericht in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts seine Blütezeit. Wahrscheinlich hing dies damit zusammen, daß Österreich in dieser Zeitspanne die Landrichter auf die Vermeidung von Konflikten mit den Kreisständen einschwor und das Gericht auch nicht mehr im früheren Ausmaß als Instrument seiner gegen diese gerichteten Politik benutzte¹⁶⁰. Gleichwohl rissen deren Beschwerden über die Tätigkeit des Landgerichtes bis in die vierziger Jahre hinein nicht ab¹⁶¹. In den Jahren nach 1750 mehrten sich indessen die Anzeichen des beginnenden Niedergangs. Die Gründe hierfür sind zum einen in der mangelnden Pflichterfüllung der Landrichter und in der unzureichenden juristischen Ausbildung eines Teils des Gerichtspersonals zu vermuten. Hinzu kommt, daß seit der Wahlkapitulation Leopolds I. (1658) und verstärkt seit einer Resolution desselben Kaisers von 1701 Appellationen an Reichshofrat und Reichskammergericht zulässig waren¹⁶². Die österreichischen Justizreformen der Theresianischen und Josephinischen Zeit entzogen dem Landgericht seit 1753 und insbesondere seit 1782 vollends die Grundlagen. Bereits Maria Theresia hatte in bestimmten Fällen den Appellationszug vom Landgericht zu den Oberämtern zugelassen¹⁶³. Zwar nahm Joseph II. von der geplanten Aufhebung aller Landgerichte in den Vorlanden in Würdigung reichsrechtlicher Bedenken wieder Abstand. Die Errichtung neuer vorländischer Gerichte, neben den Oberämtern insbesondere die Landrechte und das Appellationsgericht, bedeutete für das Landgericht aber einerseits, daß sein Personal und dessen Amtswaltung, ja selbst einzelne Prozesse einer verschärften Kontrolle durch diese Stellen und die denselben übergeordnete Instanz – die Wiener Oberste Justizstelle – unterzogen wurden, eine zumindest Klägern aus nichtösterreichischen Gebieten wohl wenig verlockende Perspektive¹⁶⁴. Zum anderen brachte die Errichtung

158 FISCHER (wie Anm. 92), S. 239 ff.

159 DERS., S. 245–256.

160 DERS., S. 278 f.

161 WEGELIN (wie Anm. 51), Bd. I, S. 382 ff.

162 FISCHER (wie Anm. 92), S. 279–283; HOFACKER (wie Anm. 47), S. 69 f.

163 QUARTHAL (wie Anm. 100), S. 112.

164 FISCHER (wie Anm. 92), S. 284. Zur vorderösterreichischen Justizreform und zur Kontrolle der landgerichtlichen Jurisdiktion durch Oberämter, Landrechte und Appellationsgericht vgl. QUARTHAL (wie Anm. 100), S. 110 ff.

der neuen vorländischen Gerichte eine erhebliche Verminderung des Geschäftsanfalls, die seit 1782 gegebene Konkurrenzsituation mußte das Landgericht auf Dauer ruinieren¹⁶⁵. Folglich führte es in den letzten zwanzig Jahren seines Bestehens nur noch ein Schattendasein. Nach dem Tod des Landrichters Straßer (Februar 1800) wurde dessen Stelle nicht mehr besetzt¹⁶⁶. Die mit den französischen Revolutionskriegen verbundene Unsicherheit und das Ende zahlreicher im landgerichtlichen Sprengel gelegener schwäbischer Kreisstände nach dem Frieden von Lunéville (1801) ließen das Landgericht seither zur völligen Bedeutungslosigkeit herabsinken¹⁶⁷. 1806 wurde es aufgehoben.

4.5. Zusammenfassung

Insgesamt läßt sich feststellen, daß die Landvogtei im Oberen und Niederen Schwaben ebenso wie der Oberamtsbezirk Altdorf hinsichtlich der Streulage ihrer Bestandteile und ihres Mangels an staatlicher Durchformung ein getreues Abbild der gesamten österreichischen Vorlande gewesen sind. Wie hier, so waren auch dort alle österreichischen Bemühungen um die Bildung eines einheitlichen Territoriums mehr oder weniger in Ansätzen steckengeblieben. Die von etlichen Forschern der letzten Jahrzehnte am Beispiel der gesamten Vorlande gezogene negative Bilanz der habsburgischen Territorialpolitik in Schwaben gilt uneingeschränkt auch für die Landvogtei. Wenn Otto Stolz Vorderösterreich mit Recht ein »in seinem Ausbau steckengebliebenes Erzeugnis des Strebens nach raumstaatlicher Zusammenfassung« genannt hat¹⁶⁸, so konnte Hans-Georg Hofacker mit der gleichen Berechtigung feststellen, daß die Landvogtei »ein territorialer Torso, der nie ausgefüllte Raum eines habsburgisch-schwäbischen Fürstentums« gewesen sei¹⁶⁹.

In dem guten halben Jahrhundert zwischen 1750 und 1805 hat Österreich es nicht an Versuchen fehlen lassen, seine Herrschaft in den Vorlanden zu intensivieren, den auf altertümliche Rechte gestützten Hoheitsansprüchen durch eine effektivere Verwaltung und Rechtsprechung mehr Geltung zu verschaffen. Parallel hierzu gingen vom Wiener Hof zahlreiche gesetzgeberische Initiativen aus, Landwirtschaft, Verkehr, Handel und Gewerbe zu fördern, die sozialen Verhältnisse zu verbessern, Bildung, Gesundheit und den allgemeinen Wohlstand, aber selbstverständlich auch die Wehr- und Steuerkraft der »Untertanen« zu heben¹⁷⁰. Die Voraussetzun-

165 Soweit die spärlich erhalten gebliebenen Landrechteakten im Rahmen des DFG-Projektes bereits verzeichnet wurden (HStAS, neugebildeter Bestand B 27, ferner verstreute Akten im GLAK und StAA), lassen sich vornehmlich solche Prozeßmaterien feststellen, mit denen sich seit jeher auch das schwäbische Landgericht beschäftigt hatte: Schulden- und Gantsachen, Injurien- und Betrugsklagen, Testamentsanfechtungen, Vormundschaftsangelegenheiten etc. Insoweit also Kläger oder Beklagte aus den Vorlanden oder, genauer, aus dem vorderösterreichischen Teil des Landgerichtssprengels stammten, dürften sich vor allem die Landrechte zu einer für das Landgericht existenzbedrohenden Konkurrenz entwickelt haben. Zur sachlichen Zuständigkeit des Landgerichts: FISCHER (wie Anm. 92), S. 241 ff., zu derjenigen der Landrechte vgl. QUARTHAL (wie Anm. 100), S. 111 f.

166 Es wurde aber der Oberamtsrat von Arrand zum provisorischen Landrichter bzw. Landgerichtsverwalter ernannt (HStAS, neuer Bestand B 28, passim).

167 FISCHER (wie Anm. 92), S. 286. Unter anderem verloren die drei landgerichtlichen Malstätten Wangen, Ravensburg (beide an Bayern) und Isny (an den Reichsgrafen von Quadt) 1802 ihre Selbständigkeit und schieden aus dem Landgerichtssprengel aus.

168 (wie Anm. 19), Vorwort, S. IX. Einige weitere kritische Bewertungen Vorderösterreichs aus der Forschung der vergangenen Jahrzehnte sind zitiert bei QUARTHAL (wie Anm. 32), S. 66 ff.

169 HOFACKER (wie Anm. 47), S. 61.

170 Die vielfach auf aufklärerischem Gedankengut basierenden Reformversuche in den Vorlanden sind am besten durch den Stuttgarter Generalaktenbestand B 17 dokumentiert, ansatzweise aber auch durch die im Inventarteil des demnächst erscheinenden Bandes über den Oberamtsbezirk Altdorf erschlossenen Quellen.

gen für die dauerhafte Wirkung dieser Reformen waren seit der französisch-österreichischen Allianz von 1756, die die Vorlande aus ihrer alten Frontlage befreite, günstig wie nie zuvor. Die folgenden drei Jahrzehnte bis zur Französischen Revolution waren für Vorderösterreich eine Zeit später Blüte. Die größten Hindernisse auf dem Weg zu einer auf Dauer lebensfähigen und im Rahmen der Gesamtmonarchie gleichwertigen Provinz, die territoriale Zersplitterung und der ungenügende Zusammenhalt der einzelnen Oberamtsbezirke, ließen sich aber auch durch noch so wohlgemeinte Reformen nicht beseitigen¹⁷¹.

Was sich anhand der gesamten Provinz feststellen läßt, gilt in noch stärkerem Maß für den Altdorfer Distrikt. Wie Vorderösterreich verfügte auch die Landvogtei über keinen richtigen Mittelpunkt, bis zur Bildung des Oberamtsbezirks (1750) gab es in ihr nicht eine einzige Stadt. Der Verwaltungssitz Altdorf besaß lediglich den Status eines Marktflleckens, dessen Entwicklung zudem unter der erdrückenden Nachbarschaft der im 15. und 16. Jahrhundert bedeutenden Handelsstadt Ravensburg litt. Wohl wurden 1750 einige hauptsächlich im Norden, an der Donau gelegene kleine Ackerbürgerstädte in den neugeschaffenen Oberamtsdistrikt integriert, Zentren von wirtschaftlicher oder politischer Bedeutung waren diese aber ebensowenig wie Altdorf. Soweit die fragmentarischen Akten der vorderösterreichischen Regierung und Kammer hier überhaupt einen Schluß zulassen, sind denn auch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in einer Zeit, in der in anderen vorländischen Regionen und Städten beachtliche Aktivitäten auf den Gebieten Großhandelsunternehmen, Manufakturgründungen und technische Innovation zu konstatieren sind, in der Landvogtei kaum nennenswerte Initiativen zu verzeichnen. Statt dessen versuchte das überwiegend zünftisch organisierte Kleingewerbe seine Privilegien und Marktanteile gegen jede neu entstehende Konkurrenz zäher noch als andernorts mit Beschwerden und Prozessen zu verteidigen. In mancher Beziehung war der agrarisch geprägte und relativ dünn besiedelte Altdorfer Distrikt noch strukturschwächer und rückständiger als die anderen vorländischen Gebiete. So wurde der regionale Straßenbau durch die Gemengelage mit den Gliedstaaten des Schwäbischen Kreises zweifellos erheblich behindert. In den jahrhundertlang von den Truchsessern von Waldburg beherrschten Donaustädten scheinen Korruption, Vetternwirtschaft und öffentliche Verschuldung ein die üblichen vorderösterreichischen Verhältnisse weit übersteigendes Ausmaß erreicht zu haben. Wohl kaum irgendwo sonst in den Vorlanden wurde die Justizpflege durch Verkauf oder Verpfändung gerichtlicher Befugnisse an benachbarte reichsunmittelbare Obrigkeiten so sehr behindert und kompliziert wie in der Landvogtei, ein Mißstand, den auch die Theresianischen und Josephinischen Reformen nur teilweise zu beheben vermochten. Zudem mußte ein mittelalterliches Relikt wie das kaiserliche Landgericht in Schwaben wegen der seiner Abschaffung entgegenstehenden reichsrechtlichen Bedenken künstlich am Leben erhalten werden, obwohl es durch die österreichischen Justizreformen mehr und mehr obsolet wurde. Schließlich litt auch die Verwaltungstätigkeit des Altdorfer Oberamtes, weil das Amt des Landvogtes den in Aulendorf residierenden Grafen von Königsegg als eine Art erblenbare Pfründe überlassen worden war.

Manche der österreichischen Reformversuche waren wohl auch nicht geeignet, den Zusammenhalt der Monarchie mit den »allergetreuesten Untertanen« zu fördern, lösten im Gegenteil eher Unverständnis oder sogar Verbitterung aus. Von den Klostersäkularisationen der Josephinischen Zeit war auch der Altdorfer Bezirk hart betroffen. Die Beschlagnahme und Lagerung der »Kirchengerätschaften« und »Preziosen« in einem Freiburger Zentraldepot und die Ablieferung der Klosterbibliotheken an die dortige Universität machten ebenso böses Blut wie die Aufhebung zahlreicher Feld- und Wallfahrtskapellen oder die per Polizeiverordnung publizierten Verbote der

171 Teilweise fehlte es wohl auch am guten Willen, wurden die fiskalischen Interessen höher bewertet als die Belange der Wirtschaft. So war es beispielsweise selbst im späten 18. Jahrhundert nicht möglich, Waren zollfrei von einem Oberamtsbezirk in den nächsten zu transportieren. Der »Export« von Handelsgütern aus Vorderösterreich in die Erblände setzte zudem eine langwierige Genehmigungsprozedur voraus (Material hierzu vor allem in den Breisgau- und Nellenburg-Bänden des Gesamtinventars).

von Wien als Manifestationen rückständigsten Aberglaubens geschmähten Karfreitagsprozessionen, Blutritze und fastnächtlichen Brauchtumsformen. Die Bekämpfung der in den städtischen Verwaltungen eingerissenen Mißstände und die andauernde, mitunter kleinliche Gängelung der Magistrate durch Oberamt und Regierung sorgten für nachhaltige Verstimmung auch bei ansonsten österreichtreuen Bürgern, die sich gelegentlich sogar in schweren Tumulten Luft machte. Der Versuch, in Altdorf eine für den gesamten Oberamtsbezirk zuständige zentrale Zunftorganisation aufzubauen, löste langanhaltende Mißbelligkeiten mit den lokalen Zünften aus.

Immerhin war der Oberamtsbezirk eine wichtige Agrarlandschaft und spielte als solche eine gewisse Rolle nicht nur in der überregionalen Lebensmittelversorgung Vorderösterreichs, sondern auch in den österreichischen Handelsbeziehungen zum Ausland, insbesondere zur Schweiz. Soweit die punktuell überlieferten Statistiken der österreichischen Zentralverwaltung einen Rückschluß zulassen, überstiegen im Oberamtsbezirk gegen Ende des 18. Jahrhunderts dank der nicht unbeträchtlichen Steuer- und Zolleinnahmen die staatlichen Einkünfte die Ausgaben, so daß der Distrikt ökonomisch als – wenn auch bescheidener – Aktivposten gelten konnte. Eine wohl von einem vorderösterreichischen Regierungsrat wohl in den achtziger oder neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts verfaßte Beschreibung der Vorlande beziffert die im Altdorfer Distrikt erzielten staatlichen Einkünfte aus Zöllen, Ungeldern, Schutz- und Rekognitionsgeldern, Wein- und Fruchtgefällen nach Abzug der Auslagen auf 23 101 fl. Hinzu kommen die Erträge aus der Dominikal- und Rustikalsteuer in Höhe von 29 370 fl, so daß sich die Gesamtüberschüsse des Oberamtsbezirks im zugrundegelegten Jahr auf immerhin 52 471 fl beliefen¹⁷².

Ihre letzte Blüte und einen nie gekannten Grad an staatlich-administrativer Verdichtung erlebten Schwäbisch-Österreich und der Altdorfer Oberamtsbezirk ironischerweise in den letzten zweieinhalb Jahren ihres Bestehens, als das durch die ersten beiden Koalitionskriege schwer angeschlagene Österreich kraft sogenannten Epavenrechts den Güterbesitz zahlreicher in- und ausländischer Klöster, Stifter, Spitäler und sonstiger Institutionen als heimgefallen betrachtete und für sich einzog. Zeitweise sah es so aus, als könnte hierdurch selbst der Verlust des Breisgau wieder wettgemacht werden¹⁷³. Die Erwerbung der Reichsgrafschaft Königsegg-Rotenfels und anderer kleinerer Gebiete belegt, daß Österreich 1804 seine Vorlande noch keineswegs aufgegeben hatte.

Der unglückliche Verlauf des Dritten Koalitionskrieges ließ allerdings Österreichs eben erst gefestigte Position in den Vorlanden rasch wieder zusammenbrechen. Auf dem Preßburger Friedenskongreß konnte Napoleon seine Bedingungen diktieren und setzte nicht nur die räumliche Trennung Österreichs von Frankreich durch, indem er dazwischen einen Kordon pro forma souveräner, tatsächlich aber von Frankreich abhängiger Rheinbundstaaten etablierte, er drängte damit Österreich auch aus dem Reich hinaus, indem er diejenigen Gebiete seinen Verbündeten zuschanzte, die seit Jahrhunderten die habsburgischen Länder mit Schwaben und dem Reich verklammert und verzahnt hatten. Nach der endgültigen Niederlage Frankreichs hat der kaiserliche Hof die Vor- und Nachteile der Napoleonischen Neuordnung des deutschen Südwestens sorgfältig gegeneinander abgewogen und auf dem Wiener Kongreß 1815 auf die Wiedergewinnung der alten österreichischen Vorlande mit ihrer »konfliktträchtigen Grenze zu Frankreich« verzichtet¹⁷⁴.

Anschrift des Verfassers:
Dr. Peter Steuer, Jakobstraße 21
D-71732 Tamm

172 HStAS, B 17, Bü 132 (b).

173 QUARTHAL (wie Anm. 100), S. 150 ff.

174 PRESS (wie Anm. 97), S. 1.

Der Amateurbotaniker und Schulmeister Hieronymus Harder. Sein Leben, seine Pflanzensammlungen

VON WERNER DOBRAS

Eberhard Tiefenthaler zum Gedenken

Zu den ersten Herstellern »lebendiger Kräuterbücher«, also einer Sammlung von einst lebenden, jetzt getrockneten und gepreßten Pflanzen, gehörte in Deutschland Hieronymus Harder, ein zwar nicht gebürtiger Bregenzer, aber immerhin dort lange Zeit lebender. Nicht zu Unrecht enthält also sein erstes Herbarium – es wurde 1562 abgeschlossen – einen Holzschnitt mit der Ansicht der heutigen Vorarlberger Landeshauptstadt. Als Botaniker war er Amateur im guten Sinne des Wortes, von Beruf aber lateinischer Schulmeister, der sich mit seinem Hobby, so würden wir es wohl heute nennen, nicht immer Freunde machte. Vor allem die Ärzte sahen seine Beschäftigung nicht gern, wußte der junge Lehrer doch bald genug auch die Heilwirkung der Pflanzen anzugeben und sie eben auch erfolgreich und voller Stolz anzuwenden. Da man die Entstehungszeiten der anderen deutschen Herbäre nicht genau angeben kann, läßt sich auch nicht klären, ob unser Botaniker etwa gar der erste war, der Pflanzen sammelte und präparierte¹.

Wer also war Hieronymus Harder²? Im Jahre 1523 wurde er in Meersburg geboren³. Daß Harder in seinem ersten Herbarium – es sind heute elf Sammlungen von ihm bekannt – einträgt: *Ich Jeronimus Harderus von Bregentz hab dihs buch angefangen anno (15)62.4. die Februarii*, hat zu Mißdeutungen geführt. Harder ist nicht von Geburt Bregenzer, wie man heute weiß, sondern dort erst als kleines Kind hingekommen. Sein Vater ging nämlich wenig später, 1525, aus beruflichen Gründen an den südöstlichen Teil des Schwäbischen Meeres. Im Bregenzer Ratsbeschluß heißt es in diesem Jahr: *Haben ain Ersamer Rath der Statt Bregentz Hannsen Harder Burger zu Merspurg zu ainem Schulmaister bestellt und angenomen*⁴. Im eben erwähnten Jahre 1562, als der Vater bereits Pensionist war, wird er dort noch als Pfarrmesner genannt. Seine Frau, die *Harderin*, wird von 1580 bis 1591 in den dortigen Steuerlisten genannt, war damals also wohl schon Witwe, jedenfalls aber des jungen Harders Stiefmutter.

Urkundlich erscheint Hieronymus Harder, sieht man vom Geburtseintrag ab, erstmals im Jahre 1560 im Protokollbuch des Pfarrkirchenbaupflegeramtes⁵. Harder hatte im November eben dieses Jahres in der Reichsstadt an der Donau sein Examen abgelegt und *bitt und begehrt nun zum lateinischen Schulamt gen Geislingen*. Er habe die Prüfung *ziemlich wohl bestanden*,

1 Dazu: Hermann SCHELENZ, Geschichte der Pharmazie, Berlin 1904 (Nachdruck: Hildesheim 1965, S. 400–401)

2 Werner DOBRAS, Hieronymus Harder – sein Leben, seine Herbarien. In: Pharmazeutische Zeitung 1970, S. 1179–1185, 1210–1218, 1325–1329 und 1950–1957. Hier wird über alle Herbarien, außer dem Züricher, erst 1979 aufgefundenen, berichtet – Werner DOBRAS, Hieronymus Harder und seine Herbarien. In: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, 88, 1970, S. 209, S. 209–221. Inzwischen ist aber einiges neues Material hinzugekommen, das damals noch nicht berücksichtigt werden konnte

3 G. STRASS, Schulverhältnisse zu Meersburg im 15., 16. und 17. Jahrhundert, Konstanz 1883

4 Ratsbeschlüsse der Stadt Bregenz, Stadtarchiv Bregenz Akt 351

5 Protokolle des Pfarrkirchenbaupflegeramtes wie auch die anderen genannten Protokolle liegen im Stadtarchiv Ulm

dann allein, daß er etliche Zeit in der Übung nit gewest. Was der junge Mann in den Jahren zuvor gemacht hat, lesen wir leider nicht. Als Lehrer war er aber wohl nicht tätig gewesen. Nicht ganz ausgeschlossen wäre es, daß der evangelische Harder irgendeiner Beschäftigung im reformierten Lindau nachging. Für ein Verhältnis zu Lindau, gleich welcher Art, sprechen auch drei Briefe, die er zwischen 1593 und 1597 an die Stadt schrieb und in denen er versuchte, seinen Sohn Johannes in der Inselstadt als Arzt unterzubringen⁶.

Dem bald 40jährigen Kandidaten wird also nun das Lateinschulmeisteramt in Geislingen in Aussicht gestellt. Vorerst aber sollte er der *Kirchen zu Geislingen mit Psalmensingen und Catechismo halten fleißig aufwarten, des Papsttums allerdings müßig stehen, sich auch allen Arzneiens und was derselbigen Ding, gänzlich entschlagen*. Der zweite Teil des Satzes läßt aufhören. Hat also Harder sich damals schon mit dem Sammeln von Pflanzen und mit der Kurpfuscherei, wenn man es einmal drastisch so nennen will, befaßt? Der Eintrag läßt wohl keinen Zweifel aufkommen. Sein ihm vorausgeeilter Ruf als Heilkundiger ist jedenfalls aus dem Protokoll einwandfrei festzustellen und wohl auch, daß es schon damals Ärger mit den praktizierenden Ärzten gegeben haben muß.

Aus dem Protokollbuch des Ulmer Religionsamtes, das die Jahre 1559 bis 1569 umfaßt, erfahren wir schließlich unter dem Datum des 11. Dezembers 1560, daß Harder den Schuldienst in Geislingen antreten solle, sobald sein Vorgänger, Magister Paulus Veihel, die Pfarrei in Weiler ob Helfenstein angetreten habe. Die Stelle wird ihm aber nicht länger zugesagt, *dann uff künftige Visitation und sein Wohlhalten*. Im gleichen Buch finden wir unter dem 13. Mai 1561 den Eintrag, den Spitalpflegern zu Geislingen sei nunmehr mitzuteilen, daß die Stelle von Magister Veihel dem *Iheronymus Harder* als neuem Schulmeister zu Geislingen zugesprochen worden sei. Ähnliches berichtet zwei Tage früher das schon genannte Protokollbuch des Pfarrkirchenaupflegeamtes Ulm: Harder, der sich sehr um diese Stelle bemüht habe, habe sie jetzt erhalten. Eine höhere Schulbildung dürfen wir so voraussetzen.

Ab Mai 1561 also finden wir Harder in Geislingen, wo er für die nächsten zehn Jahre, nämlich bis 1571 oder 1572 Fuß faßte. Zuvor hatte er noch in Ulm seine spätere Frau Agatha Marnier, wohl die Tochter eines Gewürzhändlers, eines Drogisten, kennengelernt. Die Probezeit muß er wohl bestanden haben, auch wenn davon bis jetzt nichts Schriftliches zu finden war. Bald nach seinem Amtsantritt in Geislingen scheint der nun nicht mehr gerade junge Lehrer geheiratet zu haben. Hier wurden ihm schließlich auch drei seiner insgesamt vier Kinder geboren: am 25. September 1562 seine erste Tochter, Margaretha, anderthalb Jahre später, am 28. Januar 1564, Johannes, der in Bezug auf die Liebe zur Medizin und Botanik, später in die Fußstapfen des Vaters trat⁷. Reichlich spät wurde am 26. August 1571 Maria getauft (nicht geboren). Margaretha heiratete 1589 den Überlinger Barbier und Bürger Hans Breehe (oder Bree). Ihm hat Harder später eines seiner Herbare geschenkt. Der Sohn Johannes studierte in Tübingen und Straßburg Medizin und war seit 1594 Arzt in Geislingen. Dort hat er wohl auch Katharina Burzhan geheiratet. Wahrscheinlich hat auch er sich mit Herbarien befaßt, denn ein vor einiger Zeit in Heidelberg angebotenes Herbarium nennt als Verfasser einen Johannes Harder. Auch in der Wolfenbütteler Handschriftenabteilung befindet sich laut Katalog eine solche *Historia plantarum collecta per Joannem Harderum Medicinae Doctorem*. Von der zweiten Tochter, Maria,

⁶ Stadtarchiv Lindau Reichsstädtische Akten 49,6

⁷ Johannes Harder ist 1590 in den Universitätsmatrikeln in Tübingen als von Ulm kommend eingetragen. Ein Nachtrag fügt hinzu: »Dr. med. 19. December 1593«. 1594 wurde er Arzt in Geislingen (wo er eine Katharina Burzhan ehelichte) und 1600 (Brechendoktor) in Ulm. Von ihm stammt wohl ein nicht datiertes Herbar *Historia stirpium* mit etwa 400 eingeklebten Pflanzen in der Art, wie dies sein Vater getan hatte. Es wurde 1979 im Antiquariat Dr. Helmut Tenner KG, Heidelberg, für DM 14 000.-- zur Versteigerung angeboten (Auktion 124/II 17./18.10.1979). Eine Rückfrage über die Herkunft und den neuen Verbleib des Herbars beim Antiquariat verlief leider negativ.

ist in botanischem Zusammenhang nichts zu erwähnen, wohl aber von einer dritten, Christine, die wohl erst in Überkingen zur Welt kam und 1605 einen Johannes Schoepf, der Lehrer in Ulm war und sich ebenfalls mit dem Pflanzensammeln befaßte, heiratete. Aus seiner Feder stammt der 1622 erschienene *Hortus Ulmensis, Ulmischer Paradiesgarten, d(as) i(st) ein Verzeichnis und Register der Simplizien (= Heilkräuter), an der Zahl über 600, welche in Gärten und nächsten Bezirk umb die Stadt zu finden (Latine et germanice)*, erschienen 1622. Möglicherweise war er auch der Sammler eines mehrbändigen Herbariums. Im ersten Geislinger Jahr wurde auch das früheste, uns bekannte und schon eingangs erwähnte Herbar fertig, in dem er sich, wie schon erwähnt, als Bregenger bezeichnet.

Neun oder zehn Jahre später zogen die Harders nach Überkingen, wo Hieronymus weitere sieben Jahre als Schulmeister tätig war. Eine negativ verlaufene Bewerbung um die Schulmeisterstelle in Leipzig läßt vermuten, daß er jedenfalls von Geislingen fort wollte.

Daß Harder am 30. Oktober 1571 zum Schulmeister in dem ulmischen Dorfe und Bad Überkingen ernannt worden sei, wie Schwimmer⁸ behauptet, geht aus den Akten so eindeutig nicht hervor. Im schon mehrmals zitierten Ulmer Pfarrkirchenbaupflegamtsprotokoll heißt es lediglich unter diesem Datum: *...desgleichen ist von Jeronimo Hardern von Geislingen die Supplikation so ein ehrbares Gericht zu Überkingen wegen eins Schulmeisters an mein gnädige Herrn gestellt, angenommen und soll zu der Visitation gebunden werden.* Wenig später, auf Seite 73^v, heißt es unter dem 1. November des gleichen Jahres, daß des Gerichts zu Überkingen Ansinnen, einen eigenen Schulmeister zu bekommen, kostenhalber vorläufig, *aber nit gar*, abgeschlagen worden sei. Wann also Harder die Stelle erhalten hat, ob schon 1571 oder erst 1572, was viel wahrscheinlicher ist, läßt sich bisher nicht feststellen. Finanziell scheint er sich dabei nicht oder kaum verbessert zu haben, denn immer wieder finden wir ihn als Bittsteller bei den Ulmer Religionsherren. Von Fall zu Fall erhielt er dann schon einmal eine *Verehrung*, mit anderen Worten: eine Beihilfe. So heißt es im Ulmer Religionsamtsprotokoll vom 15. September 1572: *Dem Schulmeister zu Überkingen werden zwölf Gulden Verehrung bewilligt, aber sein Begehren, ihm eine ständige Besoldung zu geben, abgeschlagen, dieweil ihn ein Gemeind angenommen.* Harder wurde also wohl von der Gemeinde Überkingen besoldet. Das Religionsamt in Ulm war nur die übergeordnete Stelle für Harder, die natürlich nicht die Besoldung des Schulmeisters tragen wollte. Ärgerlich reagierte das gleiche Amt am 22. Februar 1575, als es auf den Antrag Harders hin zwar zehn Gulden bewilligte, aber gleichzeitig protokollierte: *...doch soll er künftig seine Sachen so anrichten, daß meine Herren dieses seines Überlaufs überhebt werden. Dann man ihn künftig nit weiter helfen werde.* Sollte Harder in Gelddingen etwas leichtsinnig gewesen sein, oder hatte er keinen Bezug zum Geld? Trotz der »Abfuhr« hat Harder es 1578 mit Erfolg wiederum versucht: *Dem Schulmeister zu Überkingen ist auf sein untertänig Anhalten abermals 12 fl (= Gulden) zu verehren bewilligt.* Irgendwann kam Harder aber dahinter, daß ihm auch seine Herbarien eine gewisse Geldquelle sein konnten, indem er das eine oder andere einem hohen Herrn widmete, und prompt in der Regel dafür vom Beschenkten finanziell entschädigt wurde.

Gerade über die Zeit in Überkingen geben seine Herbare so manche persönliche Auskunft. So berichtet er in dem heute in der Bayerischen Staatsbibliothek in München aufbewahrten Herbar bei der Beschreibung der Hornungsblume, unserem Schneeglöckchen, wie er die Zwiebel davon zusammen mit Rosenwasser benutzt habe, um zwei besinnungslosen Männern zu Leipzig und in Altstadt, beides im Ulmer Land gelegen, zu helfen. Im Jahre 1588 heilte er einen Kna-

8 Johann SCHWIMMER, Hieronymus Harder und seine Herbarien. In: Süddeutsche Apotheker Zeitung Nr.42 v. 24.5.1935. – Johann SCHWIMMER, Hieronymus Harder, Leben und Arbeiten eines Pflanzenkundigen des 16.Jahrhunderts. In: Jahrbuch des Vorarlberger Museumsvereins 1941, S.23 ff. – Johann SCHWIMMER, Hieronymus Harder aus Bregenz. In: Festschrift der Sektion Vorarlberg des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins zum Bregenger Alpenvereinstag am 30.8. und 1.9.1935

ben namens David Widenmann, der sich mit einem Messer schwer verletzt hatte, mit einem Sud aus Gauchheil. Auch hier ward ihm Erfolg beschieden, obwohl der gelernte Bader, der zuvor konsultiert wurde, keine Hilfe wußte. Der Erfolg hatte auch diesmal seine Schattenseite. Sofort beklagten sich die Ärzte und Bader bei seinem Vorgesetzten und forderten, daß Harder *der Medicinae mießig wölle gon*. Als er auf die Angelika zu sprechen kommt, berichtet er sogar von einer eigenen Erkrankung im März 1600 – es handelt sich dabei um einen späteren Nachtrag, denn die Arbeit an dem Herbar wurde bereits 1594 abgeschlossen – als er an einer heftigen Darmerkrankung litt: da nämlich nahm er mit Erfolg ein Bad mit Angelikawurzel (und einigen anderen Heilpflanzen).

Im September 1578 wurde Ulm neuer Berufs- und Wohnsitz. Harder hat die Stadt nie mehr für längere Zeit verlassen. Als Präzeptor der ersten Klasse an der Lateinschule war er für das Amt schon 1577 in Aussicht genommen worden, wie wir einem Eintrag im dortigen Religionsamtsprotokoll vom 26. September 1577 entnehmen können: *Der Schulmeister zu Überkingen, Jeronimus Harder (soll) in prima classis verwendet werden*. Erst ein Jahr später heißt es dann im gleichen Protokoll vom 16. September: An die Stelle des Erhard Drechsel, der vom Präzeptor der ersten Klasse zu einem der zweiten aufrückte, und der innerhalb von vierzehn Tagen umziehen sollte, wurde Harder gesetzt, der sofort nach seines Vorgängers Umzug ebenfalls umziehen und sein neues Amt antreten solle. Als Marginalie finden wir den kurzen Vermerk: ... *der auch daran wohl zufrieden*.

Im Jahre 1587 hat Harder nochmals Überkingen besucht, er erwähnt es in einem seiner Herbare. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts war schließlich der Tod immer häufiger Gast im Harder'schen Hause. Am 19. September 1603 wurde seine Frau Agatha begraben und drei Jahre später folgte ihr der Sohn Johannes, der Harder wohl besonders ans Herz gewachsen, vielleicht auch deswegen, weil der Sohn das geworden war, was er möglicherweise auch gerne geworden wäre. Der Sohn starb 1606 an der Pest.

Das Alter rückte auch für Harder heran. In einem Brief an die Stadt Lindau beklagt er sich selbst über seinen Gedächtnisschwund. Er entschuldigte sich hier bei seinem Briefpartner dafür: ... *das kan ich nicht wißen oder mich erinnern, dan(n) was ich nicht auff schreib kan ich kaum über nacht behalten*⁹. Harder begann immer häufiger zu kränkeln und starb im April 1607, im hohen Alter von 84 Jahren. Die Beerdigung fand am 27. April auf dem Bürgerlichen Gottesacker, wie er seit der Einführung der Reformation hieß, statt. Heute weist der sogenannte Alte Friedhof keine so alten Grabstätten mehr auf¹⁰. Den Todestag kennen wir nicht.

*

Betrachten wir nun seine botanischen Sammlungen, die so auch seinen Namen der Nachwelt überliefert haben! Wir kennen heute elf Sammlungen Harders¹¹, zehn davon sind schon seit langem bekannt, ein elftes konnte ich vor nunmehr über zwei Jahrzehnten in Züricher Privatbesitz¹² eindeutig als ein weiteres Harder'sches Herbar identifizieren.

Auf Harders ältestes Herbar wurde schon eingangs hingewiesen. Es stammt aus dem Jahre 1562 und ist heute schwer zugänglich, da es sich in Heidelberger Privatbesitz befindet¹³. Wir

9 Stadtarchiv Lindau, Reichsstädtische Akten RA 49,6

10 Schreiben des Stadtarchivs Ulm, Herr Dr. Specker, vom 26.10.1970

11 Noch um 1900 weiß Alföldi Flatt nur drei Harder-Herbare zu nennen, nämlich die von 1576, 1594 und 1599; Alföldi FLATT, Zur Geschichte der Herbare. In: Magyar Botanikai Lapok 1, Budapest 1902, S. 273–278

12 Werner DOBRAS, Ein elftes Harder-Herbarium in Zürich gefunden. In: Pharmazeutische Zeitung 34/1979, S. 1651–1656. Hier sind auch das gesamte Vorwort und der Index wiedergegeben

13 Walther ZIMMERMANN, Das Anfangsherbarium des Hieronymus Harder. In: Süddeutsche Apotheker-Zeitung 64/1936, S. 693–695

hören erstmals von ihm im Jahre 1932, als die Luzerner Firma Gilhofer und Ranschberg¹⁴ die Sammlung zur Versteigerung anbot und diese von der Gattin des Heidelberger Oberbürgermeisters Walz erworben wurde. Es wurde als *das älteste bekannte österreichische Herbarium, eines der ältesten, überhaupt existierenden Herbarien, mit rund 450 getrockneten Pflanzen, von schöner Erhaltung* ausgerufen. Der Ausrufungspreis lag bei 500 Schweizer Franken. Ob es für diesen Betrag den Besitzer wechselte, weiß man nicht. Jedenfalls war dies ein Spottpreis. In der Literatur wird es gern als Anfangsherbarium von Harder bezeichnet. Er hatte mit der Zusammenstellung am 4. Februar 1562 begonnen, wie man aber anhand verschiedener Tinten feststellen kann, auch noch viel später daran gearbeitet. Daß dabei zunächst einmal so manches Herantasten an die neue Materie zu erkennen ist, liegt in der Natur der Sache. Erst später hat er es zur Meisterschaft gebracht. Das beigegebene Inhaltsverzeichnis nennt 195 Pflanzen, tatsächlich aber sind es mehr. Manche Pflanzen sind doppelt eingelegt. Interessant ist die Anlage der Sammlung, die auch der der folgenden entspricht: die einzelnen gepreßten Pflanzen wurden mit Leimkleister eingeklebt und, wenn notwendig, mit dem Pinsel ergänzt. Diese Zugaben reichten von der Auffrischung einer Blüte, der so ihre natürliche, beim Preßvorgang verloren gegangene Naturfarbe zurückgegeben wurde, über die Ergänzung von nichtpreßbaren Pflanzenteilen, etwa eines Wurzelstockes oder einer Zwiebel, bis hin zur Darstellung der natürlichen Umgebung. Daß Harder damals noch Anfänger in der *scientia amabilis* war, verraten auch die selbst für damalige Zeiten ungenauen Pflanzennamen. Mehrmals sind ihm hier Fehler unterlaufen, die eigentlich nur einem Anfänger passieren dürfen. Daß ihm einige Pflanzen überhaupt unbekannt waren, gibt er selbst zu. So konnte es dann schon vorkommen, daß unser Amateurbotaniker zu *Gypsophila repens*, deren Namen er eben nicht kannte, freimütig hinschrieb: *Diss gewexlin hab ich an denn stainichten Bergen gefunden ist mir noch unbekannt*. Später fügte er hinzu: *Gries kraut Paronychiam aliqui vocitant*. Daß es sich bei dieser ältesten Harder-Sammlung um eine fast reine Albflora und wohl um die älteste überhaupt handelt, zeigen nicht nur die darin vorhandenen Pflanzen, sondern auch die vielen schwäbischen Bezeichnungen. Nach Zimmermann finden sich darunter Seltenheiten, die man heute noch speziell in der Überkinger und Geislinger Gegend sucht. Es sind auch Anmerkungen zu Pflanzenstandorten in der Geislinger Gegend eingetragen. Manchmal hat er sich aber gar als Wortschöpfer erwiesen, so wenn er bei *Epilobium montanum* schreibt: *zway weiderich geschlecht, mügen basz wasser centaur genennt werden*.

In den Jahren zwischen 1574 und 1576 legte Harder die nächste, im Deutschen Museum zu München befindliche Sammlung an: *Kreuterbuch. Darin vierhundert und ein und vierzig lebendiger Kreuter begriffen und eingefast sein. Wie sie der Almechtige Gott selb erschaffen und auff erden hat wachsen lassen, das unmöglich ist einem Maler, wie kunstreich er sey, so leblich an tag zu geben neben den gedruckten Kreuter zu erkennen. Nützlich. Zusammen getragen, auch in dis werck geordnet Durch Hieronimum Harderum Schulmeistern und Simplicisten zu uberchinge(n), angefangen Anno 1574. Den 18. tag Februarii und volendet den 29. Aprilis in dem 76. Jar*. Später wurde hinzugefügt: *Zu Hinderst im buch findt man(n) 2 Register das aine lateinisch das ander teusch. an welchem blat ein iedes Kraut zu finden sei*. Schließlich meldet sich auch noch ein späterer Besitzer zu Wort: *Poss. Joh. Friedrich Geyer, Eisenberg*: Die Anlage entstand während Harders Überkinger Zeit und dürfte wiederum fast nur Pflanzen der Albregion enthalten. Gradmann¹⁵ hat schon früher Betrachtungen dazu angestellt und Vergleiche mit der Flora

14 Gilhofer, Versteigerungskatalog Nr.8, 1932, Auktion VIII (14./15.6.1932)

15 Robert GRADMANN, Eine Albflora aus dem 16. Jahrhundert. In: Blätter des Schwäbischen Albvereins 20/1908, S. 154–155 – M. SCHINNERL, Deutschlands ältestes Herbarium. In: Das Bayernland 21/1910, Nr. 51 – B. SCHORLER, Über Herbarien aus dem 16. Jahrhundert. In: Abhandlungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis in Dresden, 1907, Heft II – Ingrid DREHER, Das Herbarium des Hieronimus Harder (1574–1576), Diss. München 1986

der Schwäbischen Alb gezogen. Als besonders seltene Pflanze nennt er etwa den Quellen-Milzfarn, *Asplenium fontanum* Bernh., den man auch heute noch an der »Jungfrau«, dem südöstlichen Randfelsen des Michelsberges, finden soll. Die Pflanze, so sagt er, habe hier ihren einzigen Standort in Württemberg. Harder sammelte aber auch *Saxifraga aizoon*, das »Wahrzeichen der Schwäbischen Alb« und *Draba aizoides*. Auf der Innenseite finden wir sozusagen als Exlibris ein Wappen mit der Umschrift *ex libris Bibliotheca Sereniss(imi) Utriusq(ue) Bavariae Ducum*. Wie kam die Pflanzensammlung in den Besitz des Herzogtums Bayern? Nun, wir sprachen schon davon, daß Harder seinem chronischen Geldmangel durch Widmungen abzuwehren mußte. So wird es wohl auch hier gewesen sein. Herzog Albrecht von Baiern war in den Jahren 1574 und 1576 in Bad Überkingen zur Kur. Hier könnte unser Pflanzensammler die Bekanntschaft des hohen Herrn gemacht haben. Im Besitz der Wittelsbacher war es freilich nicht immer. Nachdem lange nichts mehr von der Sammlung zu hören war, erwähnt sie 1827 der Jenaer Professor F.S. Voigt, und zwar so, daß man annehmen muß, er habe das Buch selbst gesehen. Leider verrät er uns nicht, wo dies geschehen sei. Heute wissen wir, daß es einige Zeit im Besitz des Staatsrates Back in Altenburg war. Sein Sohn, ein Apotheker, schenkte es 1870 der Königlichen Forstakademie in Tharandt. Im Jahr darauf wurde es kurz unter dem Titel *Ein uraltes Kräuterbuch* im Tharandter Forstlichen Jahrbuch beschrieben. Aus einer Beschreibung vom Jahre 1907 durch Benedikt Schorler hören wir wieder davon. Dadurch wurde wohl Bayern auf die Sammlung aufmerksam. Es kam zu Verhandlungen und zum Kauf durch das Deutsche Museum. Der stattliche Folioband enthält 101 Blätter, die beidseitig mit Pflanzen beklebt sind. Meist finden wir mehrere Exemplare auf einer Seite. Wenn Harder im Titel behauptet, es seien in dem Herbar 441 Pflanzen, so stimmt das nicht: tatsächlich sind es nur etwas über 430. Auch Gartenpflanzen sind in der Sammlung verewigt, wie etwa die damals noch nicht lange bekannte Tomate (*Solanum Lycopersicum*), die Harder als *Solanum marinum*, *Mer Nachtschatten* bezeichnet¹⁶.

Etwa gleichaltrig ist ein weiteres Herbarium, dessen vornehmer Standort heute die Biblioteca Apostolica Vaticana ist und die dort als *Erbario dello Harder* eingereiht ist¹⁷. Sein Entstehungsdatum kennt man nicht, da es uns der Autor im sonst recht geschwätzigem Titel verschweigt. Wie kommt diese Sammlung in die Vatikanstadt? Einen Hinweis gibt uns die Signatur Pal. lat. 1276, die sich eben auf die »Palatina«, die pfälzische Bibliothek zu Heidelberg bezieht, die 1623 als überaus großzügiges Geschenk des bayerischen Kurfürsten Maximilian nach Rom abgeführt wurde. Wie das Herbar nach Heidelberg gekommen sein könnte, läßt sich leicht erklären. Wahrscheinlich war auch diese Sammlung ein Geschenk Harders an den Wittelsbacher Fürsten. Die Sammlung ist trotz wiederholter Standortwechsel in bestem Zustand. In hellem Schweinsleder einband, den es wohl erst zu späterer Zeit erhalten hat, läßt es sich schon rein äußerlich als schönes Stück der ohnehin so reichhaltigen Vatikanischen Bibliothek anschauen. Alles deutet darauf hin, daß das Buch einmal einen neuen Einband erhielt, so daß einzelne mit Pflanzen beklebte Blätter an der linken Längsseite etwa zwei Zentimeter umgebogen sind, damit man an ihnen eine Fadenheftung vornehmen konnte. Wie man weiß, wurden beim Transport der Heidelberger Sammlung die Bücher des Gewichts wegen aus dem Einband herausgenommen. Das Vatikanische Herbar, wenn man es so nennen will, enthält auch eine Art kurzes Vorwort, das hier aus mehreren Gründen wiedergegeben sei: *Ain Laebendiges Kreutterbuch viler Rechten und laebendigen Kreutern. Wie sy der Allmaechtig Gott selbs erschaffen, und hatt wachsen lassen, Welches Buoch gantz Nutzlich naeben den getruckte(n) Kreuterbiechern ist. Dann hierinnen, kan man sechen das ma(n) nicht mitt den Kreutern betrogen werde. Es ist auch dergleiche(n) nicht bald an tag khom(m)en. Alain zway welche ich an Fl. Höff gemacht und geordnet habe.*

16 Die Pflanze wird erst um 1560 von dem italienischen Botaniker Luigi Anguillara und 1561 von Conrad Gesner (Gessner) erstmals erwähnt.

17 Werner DOBRAS, Das Herbarium in Rom (wie Anm.2)

Und wie wol man auch in Teusch und waelsch landen, Laebendige Kreuterbücher macht, sind sy doch den nicht gleich, Dan die Kreuter sind schlecht abgebräst, und in die biecher gelegt, und die staengel sind dan(n) mitt schmalen briefflin (=Streifen) überleimpt, und sind die blett all laedig, fallen gar liederlich davon. Bedürffen auch nitt kecklich mitt umgehn. Bey dem werck, aber ist ain waeschafft, Damitt bedarff man(n) auch kecklich umgehen. Auch kan man(n) Solches, so man überland Raiset, sicher mitt nem(m)en und führen. Ich hab auch manchen Rauchen (=rauh) berg überstigen, auch manches Rauches thal durchloffen, deßgleichen manchenn tag und nacht darob verzert, biß ich sovil Kreuter hinein gebracht hab, Deren dan(n) sind 297. Stuck, welche zu untüchtig sind gewesen hinein zu machen, die hab ich hin nein gemalt. Es sind gleich wol der gemalten über 3 od(er) 4 nicht. Der Allmächtig Gott lasse diss werck zu guttem erschiessen. Ame(n). Unter einem Querstrich ist schließlich noch hinzugefügt: *Jeronimus Harder Schulmaist(er) zu überchingen bey dem Saurbrunnen. Simplicista*. Harder schreibt von der schlechten Anlage bereits bekannter italienischer Sammlungen und stellt sich durchaus ins rechte Licht, wenn er von der Mühe und Plage berichtet, die er mit den Herbarien gehabt habe. Auch gedruckte Kräuterbücher, die es etwa seit 1481 in Italien und 1484 im deutschen Sprachbereich gab, seien, so führt er stolz aus, kein Ersatz für echte Pflanzensammlungen. Zum Schluß bezeichnet er sich als *Simplicista*, also als einen, der mit Heilpflanzen, mit Drogen beruflich zu tun hat. Es handelt sich eigentlich um eine Berufsbezeichnung, die ihm durchaus nicht zustand, die ihm aber so lieb und teuer war.

In München wird noch ein zweites Herbarium von Hieronymus Harder aufbewahrt¹⁸. Es wurde zwischen 1576 und 1594 zusammengestellt und liegt heute in der Bayerischen Staatsbibliothek. Der aus 340 Blättern bestehende Foliant trägt folgenden Titel: *Kreuterbuch, Darinn 849 lebendiger Kreuter begriffen und Eingefast seind. Wie sy der Allmechtige Gott selbs Hatt erschaffen und auf Erden Hatt wachsen lasse(n). Zusammen getragen und in diß werck gefasset durch Hieronymu(m) Harderum. Diß werck ist angefangen da man(n) zelt 1576. und volendet Anno (15)94*. Auf der Innenseite des vorderen Deckels finden wir außerdem in neuerer Schrift eingetragen: *Ex Bibliotheka (sic!) Mannheim No VI 1203*. Dem im Titel angegebenen Zeitraum widerspricht allerdings ein Eintrag auf der letzten beschriebenen Seite: *Anno (15)87. Als ich zu Überking Hauser macht ich Hieronym(u)s Harderus diß werck*. Dem verhältnismäßig kurzen Titel folgt ein 15seitiger Index, erst das lateinische *Latinarum nomenclationum index*, dann das *Teusch register*. Beim Abschnitt *Violen* erinnert er sich an seine botanischen Wanderungen im vorarlbergischen Hohenems: *Die Gelen Berg violen hab ich im Hohen Gepirg gefunden Bey Hoche(n) Emps waxen im mies (=Moos) herauß an den Bergen*. Auch *Auricula ursina Beren ohr* und *Herba paralysis minor* fand er in *den(n) Berge(n) bey Hoche(n) emps*. Auf Blatt 61^r berichtet er bei der Vorstellung des *Im(m)en oder Mauch Kraut*: *In dem Algäw auch an dem Boden see waist man(n) kain taugenlicher Kraut die Binen Körbe inwendig mitt zu reiben wan(n) man(n) aine(n) Im(m)en will faßen ...*

Von den drei heute in Österreich befindlichen Sammlungen entstanden beziehungsweise wurden abgeschlossen eine 1592 und zwei im Jahr 1599. Erstere befindet sich in nicht gerade gutem Zustand im Haus der Natur zu Salzburg¹⁹. Gerade der schlechte Erhaltungszustand ist der Grund für die Aufbewahrung in Salzburg. Zuvor befand sich das verhältnismäßig kleine Buch im Städtischen Museum zu Hallein, von wo aus es der besseren Restaurierungsmöglichkeiten wegen nach Salzburg abgegeben wurde. Im Titel, der vom Inhalt her in etwa den schon genann-

18 M. SCHINNERL, Ein neues deutsches Herbarium aus dem XVI. Jahrhundert. In: Berichte der Bayerischen Botanischen Gesellschaft in München, Bd. 13, 1912, S. 207–254

19 Walther ZIMMERMANN, Das Salzburger Herbarium des Hieronymus Harder von 1592. In: Scientia Pharmaceutica 1940, Heft VI – Johann SCHWIMMER, Ein IX. Herbarium von Hieronymus Harder. In: Süddeutsche Apotheker-Zeitung 73/1935, S. 791

ten entspricht, redet Harder davon, daß in ihm 530 Pflanzen eingeklebt sind und daß er zur Zeit der Zusammenstellung Praeceptor der untersten Klasse der Lateinischen Schule in Ulm war. Das Herbarium besteht aus 178 Blättern und enthält – entgegen der Angabe Harders – nur 515 Pflanzen, wobei von einigen kaum mehr etwas vorhanden ist. In seinem dem Titel folgenden Vorwort *An den Ginstigen Leser* berichtet er auf sechs Seiten von allem möglichen, auch davon, wo seine bisher geschaffenen Sammlungen hingekommen sind. Das erste ging an Herzog Albrecht von Baiern, das zweite nach Heidelberg (beide haben wir schon kennengelernt). Ein drittes kam nach Durlach, das nächste an den Bischof von Dillingen, zwei weitere *lebendige Kreutter biecher* nach Augsburg.

Ein weiteres Herbar Harders – es wurde 1594 zusammengestellt – wird in Ulm gehütet²⁰. Dem Titel zufolge enthält es 746 Pflanzen, die sich auf 204 Blätter verteilen. Auf der inneren Seite des vorderen Buchdeckels ist notiert, daß die Sammlung einmal dem Arzt Johannes Regulus gehört hat. Er muß aber zumindest der zweite Besitzer gewesen sein, denn man konnte feststellen, daß das Buch zuvor einem Georg Hasfurt, seines Zeichens ebenfalls Arzt, gehörte. Als dritter Besitzer konnte schließlich der 1725 verstorbene Stadtphysikus Johannes Franck festgestellt werden. Durch ihn wohl kam die Sammlung schließlich in die Ulmer Stadtbibliothek, denn er vermachte seine wertvolle, etwa 2000 Bände umfassende Privatbücherei eben dieser städtischen Einrichtung. Dort wurde sie allerdings zum großen Teil 1785 ein Raub der Flammen. Auch hier geht Harder in seiner Vorrede auf die von ihm geschaffenen Sammlungen beziehungsweise deren Verbleib ein. Er deckt sich nicht so ganz mit den Angaben des Salzburger Herbariums. Jetzt nämlich heißt es, daß der Herzog Albrecht zwei Sammlungen erhalten habe. Eine dritte sei an den Kurfürsten von der Pfalz, eine vierte an den Markgrafen von Baden-Durlach, eine weitere an den Bischof von Augsburg, den »von Kneringen«, und ein anderes an einen gewissen Dr. Joan Kern in Innsbruck gegangen. Im Vorwort schreibt Harder, er habe so manche Pflanze in seinem eigenen Garten gezogen. Das ist immerhin interessant, da private Gärten zu der Zeit durchaus noch unüblich waren.

Im Jahre 1599 wurde das jetzt in der Botanischen Abteilung des Naturhistorischen Museums in Wien aufbewahrte Herbar²¹ vollendet. Sein Titel nennt 718 eingeklebte Pflanzen: *Kreutterbuch. Darin 718 unterschiedlicher lebendiger Kreutter begriffen und eingefast seind wie sie der Allmechtig Gott selb erschaffen und auf Erden hat wachsen lassen. Das unmöglich ist ainem Maler (auch wie kunstreich er sey) So laeblich an tag zu gebe(n). Neben den getruckten Kreutterbiechern die Kreutter zu erkenen gantz nutzlich. Zusammen getragen unnd in diß werck gebracht. Durch Hieronymum Harderum Schuldiener in der Lateinischen Schul zu Ulm.* In das dortige Museum kam es 1885 als Geschenk des verstorbenen Kustos Dr. Heinrich W. Reichardt. Am Schluß des Vorwortes schreibt unser Botaniker: *Diß werck verfertig den 15 Junij Anno Tausent fünfhundert Neu(n) und neunzig.* In den letzten Jahren wurde es fachmännisch restauriert, was auch dringend nötig war.

Das Linzer Herbarium – seit 1860 als Geschenk des Landesgerichtsrates Theodor Thanner im Oberösterreichischen Landesmuseum gehütet – ist ein äußerlich wie innerlich äußerst gut erhaltenes Exemplar²². Zwischendurch war es für lange Zeit unauffindbar, bis sich herausstellte, daß

20 Albert HAUG, Das Ulmer Herbarium des Hieronymus Harder. In: Mitteilungen des Vereins für Mathematik und Naturwissenschaften, Ulm 1915, 16. Heft, S. 38–92 – Otto HÄCKER, Hieronymus Harder von Überkingen. In: Blätter des Schwäbischen Albvereins 1928, Nr. 4, Spalte 203

21 Werner DOBRAS, Das Wiener Herbarium (wie Anm. 2)

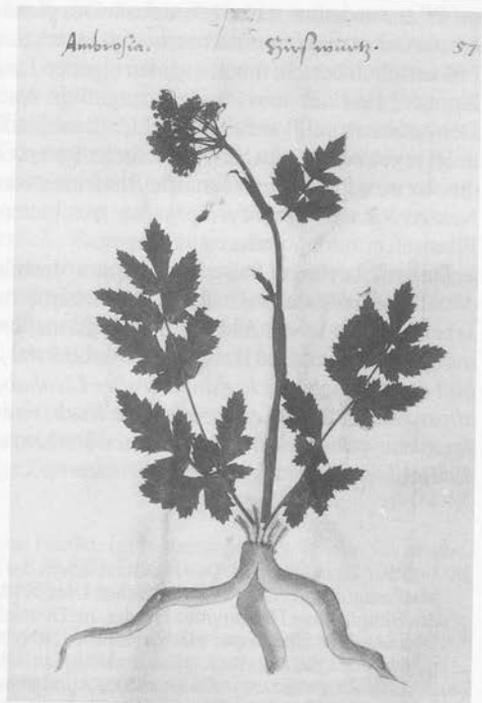
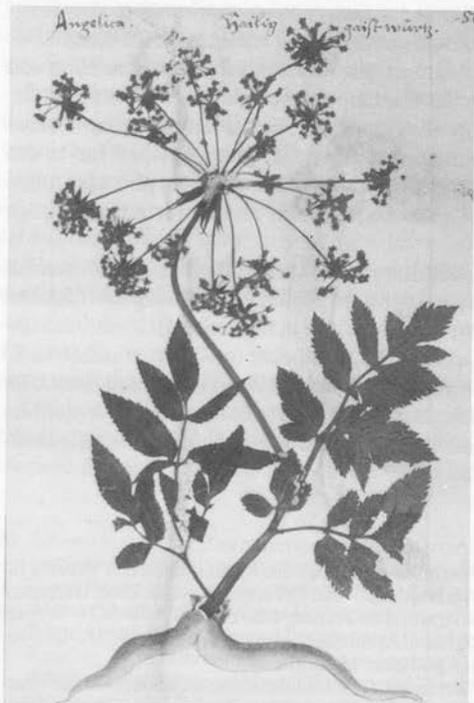
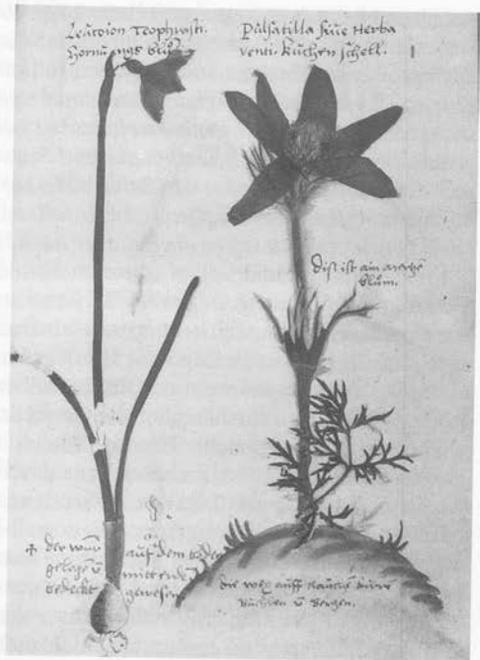
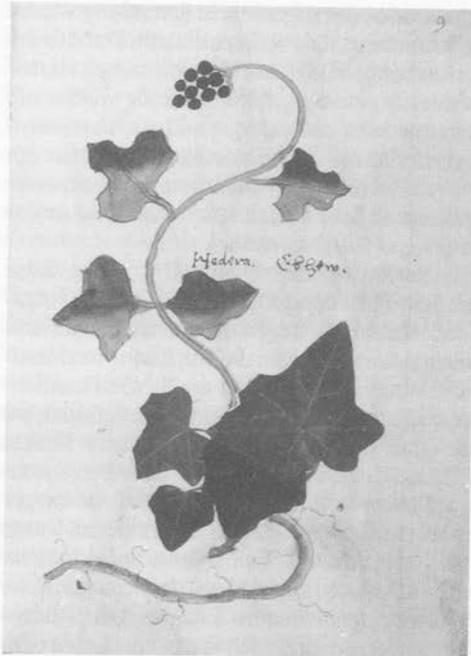
22 Franz SPETA/Franz GRIMS, Hieronymus Harder und sein »Linzer« Herbarium aus dem Jahre 1599. In: Katalog Oberösterreichisches Landesmuseum 105, zugleich Linzer Biologische Beiträge 12/1, S. 307–330 und Heilmittel aus Pflanzen und Tieren, Ausstellungskatalog des Oberösterreichischen Landesmuseums im Schloßmuseum zu Linz 1980 (enthält das gesamte Inhaltsverzeichnis der dort enthaltenen Pflanzen)

es unbeachtet in der Museumsbibliothek lag. 1932 wurde es der allgemeinen Sammlung wieder einverleibt. Dem Titel ist zu entnehmen, daß diese Sammlung 506 Pflanzen enthält. Daß Harder auch großes Interesse an ausländischen Heilpflanzen hatte, belegt das Vorwort dieses Herbariums: *...Es ist nicht wol gleubig das man(n) doch auch geschriben findt, das die scittier ain kraut haben Spartanica. genant welches so sy das nur in mund genom(m)en und also darinne(n) gehalte(n) haben sy sich von hunger und Durst errettet 12 tag. und das stimpt schier über ain mitt der description Loniceri in Seinem Herbario (=Kräuterbuch) im andern tail seines kreuter buchs am 4. Buch 14. Cap(itel) von dem Kraut Nicotiana oder Tabaco das auch sana sancta wirdt genent. Damit sollen die Indianer auch Hunger und Durst vertreiben.*

Im Überlinger Städtischen Museum befindet sich ein weiteres Exemplar²³. Wann diese Sammlung zusammengetragen wurde, ist nicht mit Sicherheit auszumachen, da sie keine Angaben dazu macht. Seine Entstehungszeit wird man jedenfalls ins letzte Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts, auf alle Fälle in die Zeit vor 1594, legen müssen. Man spricht bei diesem Buch vom Handexemplar Harders, das wohl nur für ihn selbst bestimmt und folglich so etwas wie Familienbesitz war. Das ist wahrscheinlich der Grund dafür, daß es sich heute in Überlingen befindet, wo ja Harders Schwiegersohn Breehe daheim war. Ihm nämlich hat Harder dieses Herbar geschenkt, wie wir auf der inneren Seite des vorderen Deckels lesen können: *Ich Hieronymus Harder hab dises meine Buch unnd Werckh meinem Lieben Tochtermann Johan Breehe Burger und Barbierer Zuo Überlingen zu ewiger meiner gedachtnuß verehrt.* Von anderer Hand wurde später hinzugesetzt: *Welches nach absterbung Solliches hinterlassen seinem Sohn Johanni Brehe, der Stat Überlingen bestelten wundarzt undt nach dessen absterben ertheilt Seinem Sohn Johanni Brehe der Medicin Doctori.* Unter den Worten *seinem Sohn* ist auch noch die Andeutung einer Jahreszahl erkennbar, aber nicht mehr lesbar. Leider sind auch in diesem Herbar einige Pflanzen kaum mehr erkennbar. Das Schöllkraut ist fast ganz verschwunden, der Feigblätter(icher) *epich* stark beschädigt. Auch das Zankkraut ist in sehr schlechtem Zustande. Der Frauenschuh besteht nur aus seinen eigenen Laubblättern, alle anderen Pflanzenteile, Blüte und Knollen, sind mit dem Pinsel hinzugefügt. Auch der Enzian kam auf gleiche Weise zustande. Der Aronstab zeigt außer den echten Laubblättern nur Gemaltes. Harder hat in diesem Herbar auch regelrechte Täuschungsversuche unternommen. Auf Blatt 106^v zum Beispiel hat er das durch einen Strohalm versteifte Blattstück von *Utricularia* als Pflanze mit dem phantastischen Namen *Pfauenfeder*, *Myriophyllum* anzubieten. Leider sind auch in diesem Herbarium einige Pflanzen unrettbar verloren gegangen.

Dieser Überlinger Sammlung kommt Vorbildfunktion zu. Sie wurde nämlich das Muster für das älteste, jedenfalls erhaltene Apothekerherbar, das der dortige junge Apothekersohn Johann Jakob Han, im Jahre 1594, freilich längst nicht so geschickt wie sein ferner Lehrmeister, zusammengetragen hat. Daß Harder sein Vorbild war, bekennt der Apotheker in der Vorwort selbst: *... So hatt nur ain kunstreicher auch großer Liebhaber der Kreiter, in der Weitberiempten Statt Ulm ain sunderige Kunst erdacht solche Kreiter so lang als d(a)z Papeir in dem Buch weret ohn versehrung der Milben unnd schaben bleiben, welche Kunst auch mir von ainem seinem geleibten Dochtermann mitgethailt ist worden*²⁴.

- 23 Walther ZIMMERMANN, Das Handherbarium des Hieronymus Harder. In: Mitteilungen des Vereins für Mathematik und Naturwissenschaften, Ulm 1915, 16. Heft, S. 38–92. – Werner DOBRAS, Zwei Herbarien des Simplizisten Hieronymus Harder. In: Deutsche Apotheker-Zeitung 109/1969, S. 544–547 – Werner DOBRAS, Die Überlinger Herbarien. In: Österreichische Apotheker-Zeitung 13/1970, S. 209–213 (es geht hier um das Handherbarium und das Han'sche Apotheker-Herbarium)
- 24 Walther ZIMMERMANN, Ein deutsches Apotheker-Herbarium des 16. Jahrhunderts. In: Archiv der Pharmazie, 1923, 261. Bd., Heft 1 – Werner DOBRAS, Hans Jakob Han und sein Herbarium aus dem Jahre 1594. In: Pharmazeutische Zeitung 43/1969, S. 1614ff



Vier Seiten aus dem Harder-Herbarium im Stadtarchiv Lindau (Fotos: W. Dobras)

Das, von der Entstehungszeit her letzte Herbar, das Harder in seinem Leben zusammengestellt hat, ein kleinformatiges Bändchen, hat sich in der Stadtbibliothek Lindau erhalten²⁵. Es ist auf 1607 datiert, also offensichtlich im Todesjahr unseres Amateurbotanikers, der seinem Hobby bis ans Lebensende treu blieb, abgeschlossen worden. Der Titel des in braunem Sackleinen eingebundenen Bändchens lautet: *Kreuterbiechlin darin(n) 193 Laebendige Kreuter begriffen sind, wie sy der Allmächtig Gott sebs Erschaffen, und auf der Erden hatt wachsen lassen, die zusammen getragen und in diß Biechlin geordnet durch Hieronymu(m) Harder, der zeit Latenischer Schul diener zu ulm. Anno 1607*. Noch immer nennt sich der Alte dort *der zeit Latenischer Schul diener zu ulm*. Als Zwischenbesitzerin wird auf der inneren Deckelseite eine *Maria Lynnsin die Jungere* genannt. Auch hier entsprechen Titelangabe und Register nicht der wirklichen Anzahl der enthaltenen Pflanzen. 18 Pflanzen, die im Index genannt werden, sind im Herbarteil nicht enthalten. In der dann folgenden Einleitung hat Harder wieder allerlei aus der *Scientia amabilis* zu berichten. So räumt er mit so manchem Aberglauben auf, hält an anderem aber fest. Auch erstattet er Bericht über den Verbleib seiner früheren Sammlungen, die sich mit den beiden schon erwähnten Angaben deckt. Schließlich entdeckt er sein Herz für die Tiere, denen die Pflanzen als Nahrungsgrundlage zu dienen hätten und wie er dies unter anderem auch schon in dem Salzburger Herbar tut. Auch in dieser Sammlung berichtet Harder von Heilerfolgen, diesmal mit der *wilden Angelica*, die er als ein *lobliches bad kraut* bezeichnet, das *böse humores auß p(er) poros* ziehe. Er hatte es seinerzeit in Bad Überkingen angewendet. Noch nach Jahren, bemerkt er stolz, habe die Patienten seine Frau, die Agatha, auf dem Markt getroffen und ihm *ain gruß ... entbotte(n)*. Das kleine Büchlein wird derzeit in der gleichen Werkstatt zu Wien restauriert, in der auch das erwähnte Wiener Herbarium in Ordnung gebracht wurde.

Im Jahre 1979 ging mein lang gehegter Wunsch, ein weiteres Herbarium aufzuspüren, in Erfüllung. Bei der Universität in Tübingen, die wegen dieses Herbars um Hilfe gerufen wurde, hielt man es zumindest für möglich wenn nicht wahrscheinlich, daß es sich bei der ihr vorgelegten Sammlung um eine von Harder handeln könnte. Ich wurde deswegen angefragt. Bei meinem Besuch in Zürich, wo sich dieses »neue« Herbarium in Privatbesitz (Eigentümer: Walter Bruderer) befindet, konnte ich, obwohl es als einziges keinen Titel trägt und so auch den Namen Harder nicht nennt, einwandfrei feststellen, daß es sich hier tatsächlich um ein elftes Harder'sches Herbarium handelt. Als echte Kriterien sind hier außer der bekannten Handschrift bestimmte, in allen Harder'schen Herbaren wiederkehrende Satzfolgen, die charakteristische Arbeitsweise und die Erwähnung Geislingens anzuführen. Der gut erhaltene Foliant nennt auch keine Jahreszahl, doch kann er frühestens gegen Ende des 16. Jahrhunderts entstanden sein, da im umfangreichen Vorwort *An denn Ginstigen Leser*, in dem er sich auch auf so berühmte antike Autoren wie Plinius, Dioskurides und Galen beruft, mehrere Ereignisse erwähnt werden, die auch datiert sind. So findet sich als jüngste Jahresangabe 1594. Er berichtet dort kurz über seine Kultivierungsversuche im eigenen Garten. Außerdem stammen aus diesem Jahre, wie eigens angegeben wird, auch einige eingeklebte Pflanzen. Schließlich gibt er auch hier ein Verzeichnis über den Verbleib seiner früheren Sammlungen, und er berichtet, daß er im Laufe von 30 Jahren insgesamt zwölf Herbare angelegt habe. Auch bei diesem Herbarium finden wir, wie bei den anderen, als erste Pflanze die *Hornungsblume*, den Märzbecher, dessen Zwiebelknolle einfach mit dem Pinsel hinzugefügt wurde. Der *Index Latinarum Nomenclationum* zählt 425 Pflanzen auf. Mit der Beschriftung der hier gezeigten Pflanzen ist Harder hier allerdings sparsamer als in seinen

25 Werner DOBRAS, Ein Harder'sches Herbarium im Lindauer Stadtarchiv. In: Pharmazeutische Zeitung 113/1968, S.1630–1631 – Werner DOBRAS, Kreuterbiechlin darin 193 laebendige Kreuter. In: Österreichische Apotheker-Zeitung 23/1969, S.209–213 – Werner DOBRAS, Eine wenig bekannte Kostbarkeit. In: Kosmos Juni 1969, S.194–195 – Werner DOBRAS, Brionia nigra wext zu Hagno. In: Bodensee-Hefte April 1969, S.22–23

anderen Sammlungen umgegangen. Immerhin finden wir aber bei der *Viola lutea montana* als Fundangabe das Gebirge bei Hohenems²⁶.

Im Laufe seines über achtzigjährigen Lebens hat unser Hieronymus Harder, wie er es uns selbst verrät, mindestens zwölf Sammlungen echter Pflanzen angelegt. Da darf dann doch wohl auch der freilich etwas utopische, leise Wunsch ausgesprochen werden, daß doch noch irgendwann einmal auch dieses zwölfte Herbarium gefunden werde. Da im 30jährigen Krieg so manche Bibliothek als Kriegsbeute in den hohen Norden weggeführt wurde, wäre immerhin einmal eine Suche in diesen Bibliotheken angebracht.

Anschrift des Verfassers:
Werner Dobras, Schneeberggasse 2
D-88131 Lindau

26 Werner DOBRAS, Ein elftes Harder-Herbarium in Zürich gefunden. In: Pharmazeutische Zeitung 34/1979, S.1651-1656.

Andreas Hyrus von Homburg. Ein Ravensburger Bürgermeister als Fuggerfaktor in Spanien¹

VON STEPHANIE HABERER

Alfons Dreher schreibt in seiner »Geschichte der Reichsstadt Ravensburg«, daß Andreas »für die Ravensburger Geschichte der bei weitem wichtigste Hyrus« gewesen sei². Was seine Wichtigkeit ausmache, bleibt jedoch unklar. War es seine Funktion als einer der Bürgermeister der Reichsstadt, die Hyrus so wichtig erscheinen ließ? Oder meinte Dreher die umfangreichen finanziellen Darlehen, die Hyrus der Stadt während des Dreißigjährigen Krieges gewährte? Bezog Dreher dies auf Hyrus' Aktivitäten außerhalb Ravensburgs, in Österreich und Spanien angeblich im Dienste Habsburgs? Möglicherweise als Ritter des spanischen Santiago-Ordens, dem er seit 1631 angehörte? Oder als Stadthauptmann zu Alcudia auf Mallorca, als Burgvogt zu Higuera in Andalusien und als königlich-spanischer Rat? Letztlich bleibt Drehers Beschreibung von Andreas Hyrus fragmentarisch, denn sie läßt eines seiner Betätigungsfelder völlig außer acht: Er stand im Dienst der Handelsgesellschaft der Fugger aus Augsburg und war als deren Faktor vornehmlich in Spanien tätig.

Die Wirtschaftstätigkeit der Fugger in Spanien war eng mit dem Hause Habsburg verbunden. So waren sie unter anderem maßgeblich an der Finanzierung der Kaiserwahl Karls V. im Jahre 1519 beteiligt. Da zwei Drittel der kaiserlichen Schulden aus tiroler und ein Drittel aus spanischen Einkünften gedeckt werden sollten, verlegten die Fugger einen ihrer wirtschaftlichen Schwerpunkte ins spanische Kernland Kastilien. Die finanzielle Grundlage der spanischen Krone stellten die Einkünfte aus den Maestrazgos, den Ritterordensgebieten, dar, die seit der Beendigung der Reconquista Zug um Zug wieder der königlichen Verwaltung unterstellt worden waren. Der notwendige Verwaltungsaufwand war jedoch für die Krone zu umständlich und zu kostspielig, so daß sie die Verwaltung und Ausbeutung der Gebiete auf der Basis eines Asiento (Vertrag) an private Finanziers verpachtete. Die Fugger waren 1525 erstmals Pächter dieser Maestrazgos. Seit der Übernahme des Asiento von 1562 behielten sie bis 1645 ununterbrochen die Pacht. Die Einkünfte bestanden zu einem Drittel aus Geld und zu zwei Dritteln aus Naturalien. Aber der Hauptanreiz lag für alle Pächter in der Möglichkeit der Ausbeutung der Quecksilbermine von Almadén, die im Maestrazgo des Calatrava-Ordens gelegen war.

Seit der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts befand sich der Spanienhandel der Fugger in einer Phase des Niedergangs. Die Ursachen dieser Entwicklung waren bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts angelegt, sowohl innerhalb der Handelsfirma als auch in der allgemeinen schwierigen ökonomischen Situation Spaniens³.

1 Dieser Aufsatz entstand aus einem Kapitel meiner Magisterarbeit über »Den Niedergang des ›Gemeinen Spanischen Handels‹ der Fugger im 17. Jahrhundert«, Augsburg 1994.

2 Alfons DREHER, Geschichte der Reichsstadt Ravensburg und ihrer Landschaft von den Anfängen bis zur Mediatisierung 1802, 2. Bde, Weißenhorn 1972, S. 410.

3 Weiterführende Literatur zur Geschichte des Spanienhandels der Fugger: Hermann KELLENBENZ, Die Fugger in Spanien und Portugal bis 1560, 3 Bde. (Schriften der Philosophischen Fakultäten der Universität Augsburg, Historisch-Sozialwissenschaftliche Reihe, Bde 33/1, 33/2, 34.) München 1990. DERS., Die Fuggerische Maestrazgopacht, Tübingen 1967. Stephanie HABERER, Handelsdiener und Handelsherren. Andreas Hyrus und die Fugger, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben, Bd. 88, 1996, S. 137–155.

Die Tätigkeit von Andreas Hyrus für die Fugger fällt in diese Phase des Niedergangs. Er begegnet uns in fuggerischen Quellen⁴ der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts immer wieder. Sein Eintritt in die Handelsfirma der Fugger erfolgte spätestens 1606 durch Vermittlung des fuggerischen Handelsdieners Melchior Mayr und Hyrus' Vetter Sigmundt Hinderhofen⁵. Von diesem Jahr an sind drei Verträge überliefert, sogenannte Verschreibungen, zwischen Andreas Hyrus als Handelsdiener und dem jeweiligen Administrator des Handelshauses, die alle auf sechs Jahre abgeschlossen waren⁶. Die erste Verschreibung war für den Zeitraum vom 1. April 1606 bis 31. März 1612 gültig, die zweite wurde rückwirkend ausgestellt und schloß sich direkt an die vorherige an, das heißt sie war vom 1. April 1612 bis 31. März 1618 gültig. Auch die dritte Verschreibung wurde rückwirkend ausgestellt und umfaßte den Zeitraum vom 1. April 1624 bis 31. März 1630. Wenngleich für die Zeit zwischen 1618 bis 1624 im Fuggerarchiv heute keine Verschreibung mehr existiert, war Hyrus dennoch auch in diesem Zeitraum für die Handelsfirma tätig. Denn in den Jahren 1621/22 führte er gemeinsam mit einem weiteren fuggerischen Angestellten, mit Julio Cesar Scazuola, eine Visitation der Fuggergeschäfte in Spanien durch. Seit welchem Zeitpunkt Hyrus für die Fugger in Spanien arbeitet, bleibt dennoch unklar. 1615 ersetzte er für eine kurze Übergangsphase den bisherigen Hauptfaktor der Fugger Sigmundt Hinderhofen, der als Leiter des Spanienhandels fungierte. Hyrus muß demnach bereits länger in Spanien tätig gewesen sein und sich dort auch verdient gemacht haben, um in eine solche Position, wenn auch nur vorübergehend, zu gelangen. Den Höhepunkt seiner Karriere erreichte Hyrus 1624, als er für sechs Jahre zum Hauptfaktor des Handelshauses in Spanien ernannt wurde.

Im Verlauf seiner Dienstzeit wurde er von dem spanischen König Philipp IV. zum Ritter des Santiago-Ordens ernannt. Diese Auszeichnung gibt Anlaß zu einiger Spekulation. Die finanzielle Lage des Spanienhandels der Fugger war seit den zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts mehr als angespannt, weshalb die Fugger immer wieder Visitationen durchführen ließen, um über die tatsächlichen Probleme des Handels und deren Ursachen Aufschlüsse zu gewinnen. Zumindest waren sie wenig bestrebt, durch die Übernahme neuer Verträge mit der spanischen Krone die eigene Kasse weiter zu belasten. Obwohl Hyrus von der schwierigen finanziellen Situation des Handelshauses Kenntnis hatte, setzte er 1626 die Übernahme eines neuen Vertrags, der Mesadas, der monatlichen Unterhaltszahlungen an den spanischen Hof, eigenmächtig durch. Bedeutete somit die Verleihung der Ritterwürde durch den spanischen König eine Art »Bestechungsgeld« für den Bevollmächtigten der Handelsgesellschaft, damit der Vertrag überhaupt zustande kommen konnte? Dieses Urteil mag auf den ersten Blick übertrieben erscheinen. Jedoch muß dabei die erwähnte finanzielle Situation des fuggerischen Handelshauses in Spanien und die Rolle des Andreas Hyrus als Hauptfaktor bei der sich zunehmend verschlechternden Lage berücksichtigt werden.

Die Dienstzeit als Hauptfaktor endete für Hyrus 1630. Bereits im Mai 1629 war er in Abwesenheit in Ravensburg zum Bürgermeister gewählt worden⁷, weshalb er bei den Fuggern auf seine vorzeitige Heimkehr aus Spanien drängte. Nach seiner Rückkehr im Dezember wurde er von den Fuggern mehrfach aufgefordert, nach Augsburg zu kommen, um einen Bericht über seine Dienstzeit abzuliefern. Erst im Februar 1631 kam er nach Augsburg, wo er von seinen

4 Mit »fuggerischen Quellen« sind diejenigen gemeint, die heute im Fürstlich und Gräfllich Fugger'schen Familien und Stiftungsarchiv in Dillingen/Donau (F.A.) aufbewahrt sind und die in direktem Zusammenhang zur Geschichte des Hauses Fugger stehen.

5 F.A. 2.5.8: »Ohngefährliche und kurze verzeichnuß etlicher auß denn vornembsten Punkten welche sich zwischen Weylandt den Herren Marx und Christoff Fugger Gebrüder Se. erben, und deme Andreas Hyrusen erhalten« vom 25. September 1637.

6 Alle Verschreibungen fuggerischer Handelsdiener sind unter F.A. 34.8 zusammengefaßt.

7 Stadtarchiv Ravensburg (StAR.) 375a/5: »Rathsenderung Alhie Zue Ravenspurg Angefangen Anno D. 1603 etc.«

Dienstherren der Veruntreuung von Firmengeldern zur persönlichen Bereicherung bezichtigt und ins Gefängnis gesperrt wurde. – Gerichtliche Auseinandersetzungen zwischen Handelsherren und ihren Angestellten waren keine Seltenheit⁸. Die Klagen der Fugger über die *Untreue* ihrer Handelsdiener nahmen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts immer mehr zu, weil letztere angeblich in erster Linie zu ihrem eigenen Vorteil und nicht zu demjenigen der Firma agierten und somit nicht unerheblich zum Niedergang des Handels der Fugger beitrugen. Gegen dieses Vorgehen intervenierte die Stadt Ravensburg beim Rat der Stadt Augsburg und wandte sich schließlich, als die Fugger, trotz des Angebots einer Kaution, die Aufhebung der Haft verweigerten, sogar an den Kaiser. Auch die Fugger schrieben dem Kaiser ihre Position in der Angelegenheit und beschuldigten Hyrus unter anderem des Ungehorsams und Diebstahls. Er habe trotz Verbots durch seine Verschreibung eigenen Handel betrieben und fuggerischen Besitz an sich genommen⁹. Bis zum Juli 1631 gingen mehrere Schreiben hin und her. Schließlich wurde vom 10. Juli bis 4. August 1631 der Fall Hyrus vor einer kaiserlichen Kommission in Augsburg verhandelt. Dabei stand für die Stadt Ravensburg die Frage des Arrests im Vordergrund. Den Fuggern ging es jedoch um die Einsetzung einer Kommission, die sich mit der Administration des Hyrus als Hauptfaktor in Spanien befassen sollte. Hyrus mußte sich schließlich verpflichten, der Kommission Rede und Antwort zu stehen und im Bedarfsfall auch zur Klärung bestimmter Fragen nach Spanien zu reisen. Im Gegenzug wurde sein Arrest gelockert¹⁰. Die Untersuchung der fuggerischen Anwälte zog sich bis 1632 hin¹¹. Der abschließende Bericht, der erst 1637, nach weiteren Untersuchungen und Verhandlungen abgefaßt wurde, umfaßt 57 Punkte, die die Mängel der Hyrus'schen Administration betreffen¹². Hyrus hätte diesem Bericht zufolge massiv gegen seinen Auftrag gehandelt und den fuggerischen Geschäften in Spanien Schaden zugefügt, indem er unter anderem gefälschte Abrechnungen nach Augsburg geliefert hatte sowie Listen in denen offensichtlich Gläubiger der Fugger zu deren Schuldnern umgedichtet worden waren.

Darüber hinaus glaubten die Fugger, Hyrus die Entwendung von Geldern aus der Fuggerkasse nachweisen zu können. Dabei verwiesen sie auf sein stark angewachsenes Vermögen seit seinem Aufstieg in leitende Positionen innerhalb der Handelsfirma. Er soll demnach 1614 ein Vermögen von 4000 oder 5000 Gulden besessen haben, welches bis 1624 nur um etwa 1000 Gulden anwuchs. In den folgenden sechs Jahren stieg sein Vermögen jedoch nach Hyrus eigenen Angaben auf 90 000 bis 100 000 Gulden an. Daneben soll er auch große Mengen Silber, Gold, Edelsteine, kostbare Kleider und Hausrat besessen haben¹³.

Diese Umstände könnten erklären, weshalb Hyrus in der Lage war, seit 1631 der Stadt Ravensburg Darlehen in größerem Umfang zu gewähren. Im Jahre 1644 soll ihm die Reichsstadt nach eigenen Angaben 29 312,30 Gulden schuldig gewesen sein¹⁴. Im Juli des gleichen Jahres schloß die Stadt mit Hyrus einen Vergleich bezüglich der jährlich zu zahlenden Steuern, wobei Hyrus' Darlehen an die Stadt von 1631 nicht wie Dreher schreibt 25 000 Gulden, sondern

8 Das Verhältnis zwischen Handelsherren und Handelsdienern untersuchte vor allem: Reinhard HILDEBRANDT, Die »Georg Fuggerschen Erben«. Kaufmännische Tätigkeit und sozialer Status 1555 – 1600, (Schriften zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. 6) Berlin 1966 und Rudolf ORTNER, Der Handlungsgeselle, im Besonderen der Faktor des süddeutschen Kaufmanns im 15. und 16. Jahrhundert, München 1932, Diss.

9 F.A. 2.5.8: Memorial der Fugger an den Kaiser vom 10. März 1631.

10 F.A. 2.5.8: »Beschaidt In p^o. Cautiois de relaxationis.« vom 4. August 1631.

11 F.A. 2.5.8: »Articuli Probatoriales salvo Jure additionalius« vom 12. Januar 1632.

12 F.A. 2.5.8: »Ohngefährlich und kurze verzaichnuß ...«

13 ebd.

14 StAR. 375c/2: Schreiben vom 12. März 1644.

nur 17000 Gulden betragen haben soll¹⁵. Hyrus hatte einem Vergleich zufolge für den Zeitraum von 1633 bis 1644 jährlich 200 Gulden bezahlt, ohne Angaben über seine Vermögenshöhe machen zu müssen. Bis 1656 sollte er jährlich 300 Gulden bezahlen. Eine Erhöhung der Steuer-summe war deshalb nicht vorgesehen, weil die Stadt auf diese Weise das Hyrussche Darlehen inklusive der bisher angefallenen Zinsen abzahlen wollte.

Worin bestand nun die von Dreher erwähnte Wichtigkeit des Andreas Hyrus für die Stadt Ravensburg? Waren es die Darlehen an die Reichsstadt? War es die Tatsache, daß er seine Heimatstadt bis nach Spanien bekannt machte? Letzteres wäre wohl kaum zutreffend, denn für den Bekanntheitsgrad der Stadt hatte die Große Ravensburger Gesellschaft schon wesentlich früher als Andreas Hyrus gesorgt. Die Frage scheint unbeantwortet zu bleiben. Aber dennoch ist uns die Person Andreas Hyrus ein wenig bekannter geworden und vielleicht war gerade die von Dreher übersehene Tätigkeit für die Fugger in Spanien seine wichtigste.

Anschrift der Verfasserin:
Stephanie Haberer M. A., Im Anger 4^{1/2}
D-86157 Augsburg

15 STAR. 407/a: »Copia Vergleich Entzwischen, Herrn Burgermaistern unnd Rath des Heyl. Röml. Reichs Statt Ravenspurg Unnd Ihr Gestl. Herrn Burgermaistern Andrea Hyrusz von Honburg, Rittern. Wegen der Jährlichen Steüren unnd Abzugs. De Dato 2. Julij Anno. 1644.

Anmerkungen zur Konstanzer Rheinbrücke im 17. Jahrhundert

Von MICHAEL BRUNNER

Seit den siebziger Jahren interessiert sich die lokale wie die überregionale Geschichtsforschung in zunehmendem Maße für die Schilderungen Reisender in Europa als Quellen zu Kultur-, Kunst- und Stadtgeschichte. Es erschienen aufwendige Publikationen wie die Edition des Reisetagebuches von Lambert Friedrich Corfey (1977)¹, die Quellensammlung *Reisen und Reisende in Bayerisch-Schwaben* (1980)², die Kongreßakten *Voyager à la renaissance* (1987)³, die Sammelbände *Reiseberichte als Quellen europäischer Kulturgeschichte. Aufgaben und Möglichkeiten der historischen Reiseforschung* (1982)⁴, *Storie di viaggiatori italiani. Europa* (Mailand 1988) sowie *Reisekultur. Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus* (1991)⁵, und schließlich der erste Band einer umfassenden Bibliographie zu spätmittelalterlichen Reiseberichten (1994)⁶, um nur einige Veröffentlichungen zu nennen. Die historische Forschung zu Konstanz und dem Bodensee zeigte dagegen bisher nur ein geringes Interesse an Reiseberichten, obwohl Konstanz von einigen, teilweise illustren Persönlichkeiten besucht worden war, die ihre Eindrücke und Erlebnisse schriftlich festgehalten hatten. Beschreibungen des Bodensees und von Konstanz finden sich z.B. in den Schilderungen venezianischer Gesandter aus dem Jahre 1492⁷, im Reisebericht Francesco Vettori (1507)⁸, im Tagebuch der Reise des Kardinals Luigi d'Aragona (1517–18)⁹, in den Schilderungen von Michel de Montaigne (1580–81)¹⁰ und Fynes Moryson (1591–95)¹¹, und im Bericht der Reise des Markgrafen Christian Ernst von Brandenburg (1658–59)¹².

- 1 Lambert Friedrich CORFEY, Reisetagebuch 1698–1700, hg. v. Helmut LAHRKAMP (=Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Münster, N.F., Bd. 9), Münster 1977.
- 2 Reisen und Reisende in Bayerisch-Schwaben und seinen Randgebieten in Oberbayern, Franken, Württemberg, Vorarlberg und Tirol. Reiseberichte aus elf Jahrhunderten, hg. v. Hildebrand DUSSLER OSB, Weißenhorn 1980.
- 3 *Voyager à la renaissance, actes du colloque de Tours* (30. Juni – 13. Juli 1983), Paris 1987.
- 4 Hg. v. Antoni MACZAK und Hans Jürgen TEUTEBOG, Wolfenbüttel 1982.
- 5 Hg. v. Hermann BAUSINGER, Klaus BEYRER, Gottfried KORFF, München 1991.
- 6 Europäische Reiseberichte des späten Mittelalters. Eine analytische Bibliographie, hg. v. Werner PARAVICINI. Teil 1: Deutsche Reiseberichte, bearb. v. Christian HALM, Frankfurt a.M. 1994.
- 7 Heinrich SIMONSFELD, Itinerario de Germania delli Magnifici Ambasciatori Veneti, M. Giorgio Contarini, Conte del Zaffo et M. Polo Pisani. ..., S. 323–326, in: *Miscellanea di storia veneta*, 2. Serie, 9 (1903), S. 275–345.
- 8 Enrico NICCOLINI, Narrazione di Francesco Vettori del viaggio da lui fatto alla corte dell'Imperatore ..., S. 65, in: *Odeo olimpico*, XI–XII, S. 27–66.
- 9 Die Reise des Kardinals Luigi d'Aragona durch Deutschland, die Niederlande, Frankreich und Oberitalien, 1517–1518, beschrieben von Antonio de Beatis, hg. v. Ludwig PASTOR, Freiburg i. Br. 1905, S. 40f.
- 10 *Journal du voyage de Michel de Montaigne en Italie par la Suisse et l'Allemagne en 1580 et 1581*, hg. v. Alessandro d'ANCONA, Città di Castello 1889, S. 51–60 (bzw. Michel de MONTAIGNE, *Journal du voyage*, hg. v. Fausta GARAVINI, Paris 1983, S. 107–115). Vgl. dazu Johannes MEYER, Aus Michel Montaignes Reise durch die Schweiz, Süddeutschland und Italien. Von Basel nach Lindau, in: *Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung*, 39 (1910), S. 41–78.
- 11 *An itinerary written by Fynes Moryson* ..., London 1617 (faksimilierte Ed. Amsterdam–New York 1971), S. 22–24.
- 12 Sigmund VON BIRKEN, HochFürstlicher Brandenburgischer Ulysses oder Verlauf der Laenderreise ..., Bayreuth 1669, S. 41.

Auch der vorliegende Beitrag ist einem Reisebericht gewidmet. Er befaßt sich mit einem Abschnitt aus dem handschriftlichen und mit Federskizzen sowie farbigen Aquarellzeichnungen illustrierten Reisebericht des Architekten Pietro Guerrini, der im Florentiner Staatsarchiv verwahrt wird (Ms. Mediceo del Principato 6390). Es handelt sich dabei um die originale und meines Wissens einzige erhaltene Fassung dieses Berichts; die Handschrift wird gegenwärtig restauriert. Guerrini bereiste in den Jahren 1682 bis 1685 im Auftrag des Großherzogs der Toskana Cosimo III. de' Medici weite Teile Mitteleuropas, um u.a. den Festungs-, Brücken- und Bootsbau zu studieren sowie die unterschiedlichen Holzverarbeitungstechniken kennenzulernen. Darüber hinaus war es seine Aufgabe, Gerätschaften aller Art, sofern sie in der Toskana nicht bekannt waren, in Zeichnungen festzuhalten, gewissermaßen »Industriespionage« zu betreiben. Außerdem sollte Guerrini die regional unterschiedlichen Schutzmaßnahmen gegen die periodischen Überschwemmungen in Flußniederungen in Erfahrung bringen. Die Florentiner Handschrift enthält auch Teile der Korrespondenz, die Guerrini während der Reise mit dem großherzoglichen Sekretär in Livorno führte. Aus ihr entnehmen wir, wie groß das Interesse des Großherzogs an den Berichten und Zeichnungen Guerrinis war. Wir erfahren außerdem, daß sich Guerrini im Spätherbst des Jahres 1682 am Hoch- und am Oberrhein aufhielt; von Straßburg setzte er schließlich seinen Weg nach Augsburg fort. Aus Augsburg sandte der Architekt Aufzeichnungen seines Rheinaufenthaltes, auf die der großherzogliche Sekretär in einem Schreiben an Guerrini vom 8. Februar 1683 Bezug nahm: »...Vergangenen Dienstag erhielt ich eine Sendung von Euch, die aber nur drei Blätter mit Berichten und zwei mit Zeichnungen enthielt, in denen Ihr den Reiseverlauf von Straßburg bis Augsburg schildert sowie Eure Beobachtungen am Rein bezüglich des Festungsbaus und der Maschinerien, mit deren Hilfe die Rheinbewohner Bauten im Fluß und unmittelbar am Ufer errichten. Der Großherzog, der ungeduldig auf Eure Lieferungen wartet, ist damit noch nicht zufriedengestellt; er möchte alles Wissenswerte in detaillierter Form geschildert und illustriert sehen«¹³. Während seines Aufenthaltes am Oberrhein besuchte Guerrini auch Rheinfeldern und sogar das entfernte Konstanz. In Konstanz skizzierte er die Stützenkonstruktion der (bis auf einige gemauerte Teile)¹⁴ hölzernen Rheinbrücke (Abb. 1) – die nach einem Brand im Jahre 1675 erneut wiederaufgebaut worden war¹⁵ – und beschrieb ihre Konstruktion in seinem Bericht als charakteristisches Beispiel einer im Bereich des Hoch- und Oberrheins weitverbreiteten Bauweise (Originalwortlaut der Beschreibung im Anhang). Seiner Darstellung zufolge handelte es sich um einen leicht zu konstruierenden Brückentyp. Um die Konstruktion dem Leser einigermaßen klar vor Augen zu führen, habe er – so Guerrini – darauf verzichtet, die Überdachung zu skizzieren, obwohl die Konstanzer Rheinbrücke in üblicher Weise gedeckt sei. Die Holzverbände, vor allem der Versatz und die Art der Verkeilung der Balken, seien im übrigen im Dachgebälk grundsätzlich dieselben wie jene, die man an den hölzernen Brückenstützen sowie an anderen Teilen der Brücke antreffe. Die einzelnen Nuten und Verkeilstellen könne man freilich in einer Skizze der Gesamtkonstruktion nicht berücksichtigen. Nach der Beschreibung Guerrinis besaß jede Brückenstütze bzw. jedes Joch zur Stabilisierung zwei große Querbalken – auf den Zeichnungen mit den Buchstaben A, B, C markiert –, die ebenfalls ohne eiserne Befestigungen auskamen und nur mit hölzernen Bolzen und Zapfen gesichert waren. Guerrini wunderte sich über die häufige Verwendung von höl-

13 Ms. Mediceo del Principato 6390, fol. 155r.

14 Zum Bau der steinernen Pfeiler in den Jahren 1573–88 s. Martin BURKHARDT, Wolfgang DOBRAS und Wolfgang ZIMMERMANN, Konstanz in der frühen Neuzeit. Reformation – Verlust der Reichsfreiheit – Österreichische Zeit, Konstanz 1991, S. 174.

15 K. KLEINER, Die Konstanzer Rheinbrücke einst und jetzt, S. 124, in: Paul MOTZ (Hg.), Konstanz. Seine baugeschichtliche und verkehrswirtschaftliche Entwicklung, Konstanz 1925, S. 123–130; Julius GRIM, Die »alte Rheinmühle« in Konstanz und ihre Wirkung als Regulierwehr, S. 132, in: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, 94 (1976), S. 129–137.

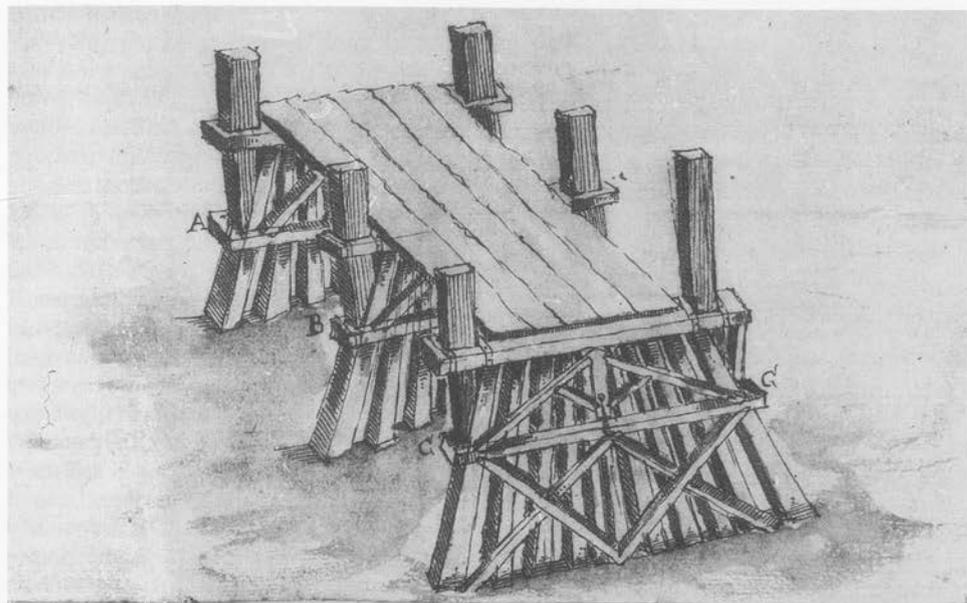


Abb.1 Pietro Guerrini, Skizze dreier Holzstützen der Konstanzer Rheinbrücke (Florenz, Archivio di Stato, Ms. Mediceo del Principato 6390, fol. 131v)

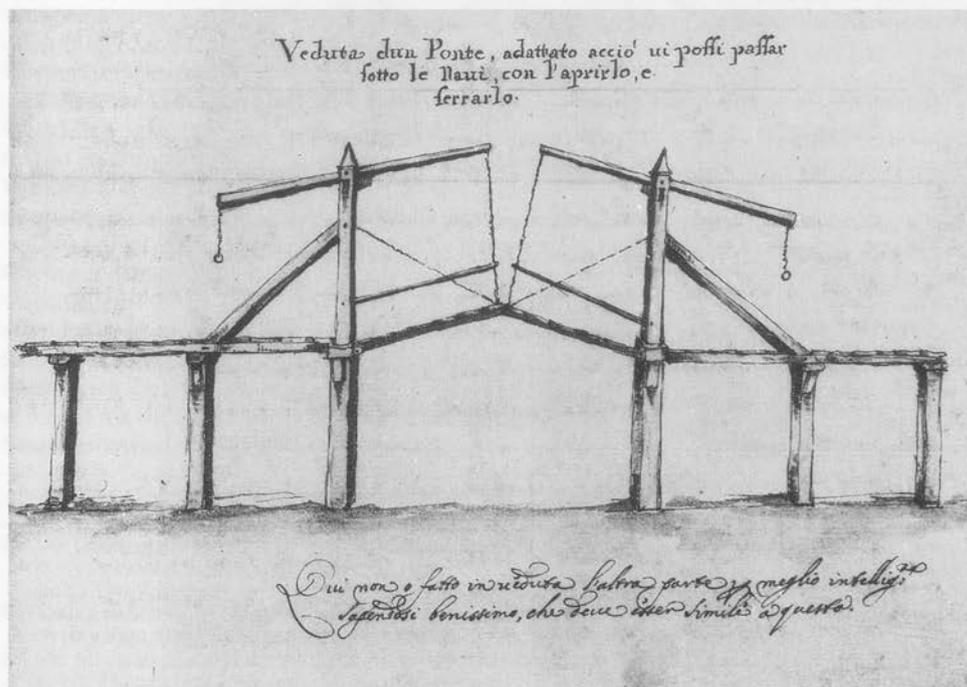


Abb.2 Pietro Guerrini, Skizze eines Zugbrückenmodells (Ms. Mediceo ..., cit., fol. 213r)

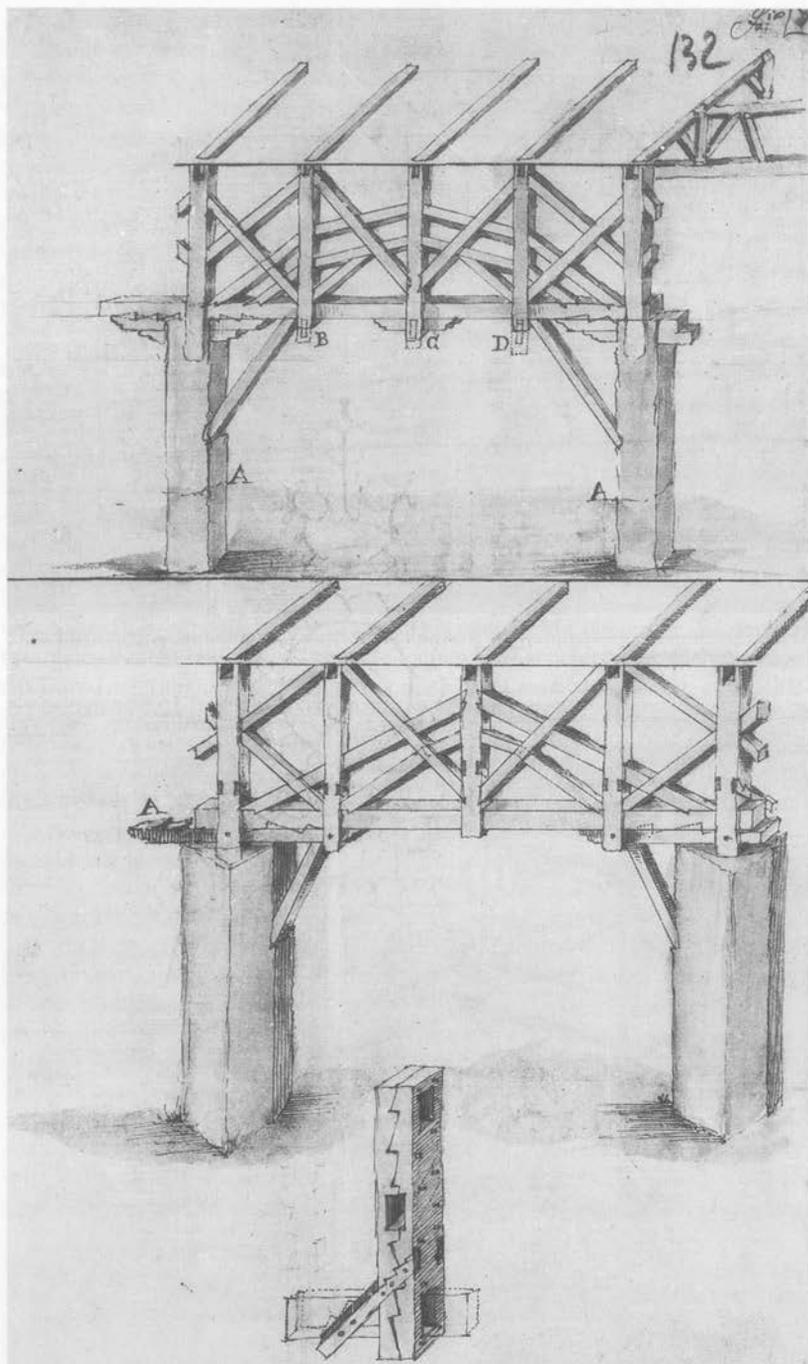


Abb.3 Pietro Guerrini, Schematische Zeichnungen zum hölzernen Überbau hoch- und oberrheinischer Brücken (Ms. Mediceo ..., cit., fol. 132r)

zernen Bolzen dieser Art und vor allem darüber, daß man beim Brückenbau in dieser Gegend fast völlig auf Eisenteile verzichtete; lediglich einige Dübel seien aus Eisen. Die Eindeckung von Holzbrücken sei notwendig zum einen aus Gründen der Stabilität, zum anderen um die durch Regenfälle zwangsläufig verursachten Wasserschäden zu vermeiden, denn der Regen würde das Holz genauso in Mitleidenschaft ziehen wie das Flußwasser, das die hölzernen Brückenpfeiler kontinuierlich angreife (fol. 130r).

Guerrini skizzierte zwei weitere Brückentypen, die er bei seinen Exkursionen entlang des Hoch- und Oberrheins studierte. Das erste Blatt zeigt zwei Beispiele eines Brückentyps mit ansatzweise bogenförmigen Verstrebungen; die Brücke ruht jeweils auf gemauerten Pfeilern (Abb. 3). Guerrini beschränkt sich im Begleittext im wesentlichen auf die Feststellung, daß die Konstruktion der hölzernen Teile wie etwa der statisch notwendigen Verstrebungen – und hier insbesondere die Holzverbindungen – von Fall zu Fall verschieden sei und von zahlreichen Faktoren abhänge, wie etwa von den Maßen der Brücke, der erforderlichen Belastung, der Holzart und auch von der topographischen Situation. In der Zeichnung ist mit dem Buchstaben A der sommerliche Wasserhöchststand an den Brückenstützen markiert. Wie Guerrini versichert, würden Markierungen dieser Art fast überall an Brücken und entlang des Ufers erscheinen¹⁶; es seien Zeichen, die eine Größe von durchschnittlich 3–4 »braccia«, d. h. etwa 6–8 Fuß besäßen. In den Bereichen, die in der Zeichnung mit den Buchstaben B, C und D gekennzeichnet sind, könnten nach Guerrini zusätzliche Querbalken eingesetzt werden. Auch dieser Brückentyp sei prinzipiell gedeckt; die Überdachung ist in der Zeichnung angedeutet. Eine weitere Zeichnung ergänzt die Schilderung (Abb. 2 unten): Wie Guerrini im zugehörigen Textabschnitt betont, könnten sich die Holzbrücken am Rhein erstaunlich lange konservieren, obwohl sie fast völlig ohne Eisenteile auskämen. In der Detailskizze, die offenbar im Anschluß an eine Exkursion nach Rheinfeldern entstanden ist, demonstriert der Zeichner, daß manche Balken aus zwei zusammengesetzten Teilen bestehen. Balken dieser Art würden nicht nur im Brückenbau Verwendung finden, sondern auch im Hausbau und in unterschiedlichen Pfahlkonstruktionen an den Rheinufern. Guerrini hält in einer weiteren Skizze das Modell einer Zugbrücke für den Schiffsverkehr fest (Abb. 2); leider geht aus seinem knappen Kommentar nicht hervor, ob die Skizze tatsächlich eine ehemals am Oberrhein existierende Brücke illustriert. Der toskanische Architekt ist im übrigen nicht der einzige Italiener, der die Stützenkonstruktion der hölzernen Rheinbrücken studierte. Bereits im Jahre 1600 besichtigte der bedeutende Architekt Vincenzo Scamozzi die Baseler Rheinbrücke, die er in seinem Reiseskizzenbuch nachzeichnete¹⁷.

Guerrini ist in seinem Bericht immer wieder davon fasziniert, wie es den Bewohnern am Rhein zur damaligen Zeit gerade auch im Bootsbau und in der Konstruktion von Maschinen von verschiedener Art (u. a. von Becherwerken) gelang, mit zum Teil einfachsten und finanziell bescheidenen Mitteln eine erstaunliche Effizienz zu erzielen. Guerrini unterließ es im übrigen nicht, einzelne Handwerkzeuge zur Holzverarbeitung zeichnerisch zu dokumentieren – unter ihnen einen Zweispitz mit einem ungefähr drei Fuß langen Stiel, dessen Namen er nicht kenne; er sei jedoch zur Bearbeitung der Holzbalken geeigneter als die in der Toskana gebräuchlichen Stemmeisen und Meißel¹⁸. Wir wissen nicht, ob die Berichte Guerrinis zu irgendeiner Neuerung

16 Die Deutung der Zeichen als Markierungen des sommerlichen Wasserhöchststandes beruht auf Angaben von einheimischen Bootsleuten, an deren Glaubwürdigkeit Guerrini jedoch gewisse Zweifel hegt (fol. 133v).

17 Vincenzo SCAMOZZI, *Taccuino di viaggio da Parigi a Venezia (14 marzo – 11 maggio 1600)*, hg. v. Franco BARBIERI, Venezia-Roma 1959, Taf. VIII.

18 Ms. Mediceo ..., cit., fol. 199v: »Strumento che non so il suo proprio nome, ma questo con manico lungo circa braccio e mezzo travagliano a trapassar le travi con incastri, che è assai più franchezza e facilità della nostra usanza di scarpello e socchio.«

im Handwerk, im Brücken-, Boots- oder Festungsbau oder in den Maßnahmen zur Regulierung der Flüsse in der Toskana führten. Es ist aber durchaus denkbar, daß der an Innovationen interessierte Großherzog die eine oder andere Anregung Guerrinis aufgegriffen haben könnte.

ANHANG

Florenz, Archivio di Stato, Ms. Mediceo del Principato 6390

Viaggio del Signor Pietro Guerrini per le provincie e regni cristiani d'Europa 1682-1685

(fol. 130r) »Esplicazzione di tal ponte o sua parte. `E molto facile formar i ponti con tal struttura, e questo molto più si conosce dal vederne molti tutti con tal manifattura fabbricati o a talj simile; a Costanza vi è un ponte quale traversa il Reno alla sua bocca del lago, ch'è in gran larghezza questo pur e coperto, quale per non confonder di più non ò voluto porlo dimostrato, avendo qui vi pur varie collegazzioni, che tanto quelle della sponda, coperta, ambulacro, suoi piedi corrispondono che l'una la forza e giova all'altra. Quivi pure sono molti incastri arrondinati e a morsa, che defatto in piccolo malamente si possono esplicare consistendo quivi solo in una grossezza di linea. Dichiaro di più che i due travi, ch' à c[i]ascun piede, serrano il medesimo piede, sono pur incastrati e con cavigle confitti, delle quali cavigle se ne servono moltissimo, a segno che tali ponti sono con pochissimo ferro, solo qual che spranga e fascia delle quali qual che d'una io ò procurato far vedere. `E necessario che tali ponti sieno coperti e per la sodezza nella sua collegazione, e per il salvargli dalla pioggia, quale gli cagioneria maggior rovina che non fa l'acqua al piede. Torno a dire che i due travi, e per conseguenza i sei travi sono i seguenti A, B, C, che di sopra m'ero scordato il contrassegnarli.

(fol. 133v) Esplicazzione di tal arco di ponte. Da questo assai si conosce come e in qual maniera con il legname usino render forte il transito d'un largo ponte o più uniti l'uno all'altro, quivi pure ne segue la solita difficoltà del dimostrar le collegature degl'incastri, ma questi sono *a libitum* di chi à la cura far tal macchina, il costituirgli secondo quelle fortezze che fino da primo l'istessa arte ci insegnò che questi s'adattano e secondo il luogo e secondo la resistenza e secondo il legname che si mette in opera. I due segni rimarcati per A mostrano il segno della sua maggior crescenza che tal segno sarà incirca tre ovvero quattro braccia, e tal segno cammina unito a tutte le ripe, e questo lo considerato in molte miglia che n'ò navigato, mi dicono i barcaroli sia il segno dell'acqua ch' à tal fiume Reno nel tempo di state. Se questo, e qui sono in paese in tutto differente a quello [che] segua costà, mi par poter dar qualche poca di fede, perché fin'ad ora mai per la pioggia ò auto a spiegar il manbello [sic], e siamo molto avanti con l'invernata. Questa parte di ponte, come si mostra, è fatta sopra i piedi di muraglia, e né questa s'è mostrata coperta per l'istessa ragione già detta, ma dalla sua faccia abbastanza par si possi com[prende]re. Dove sono B, C, D prolungati di punti, si mostra che quivi pur si possono adattare traverse.

Alta collegatura di ponte. Pur questa parte di ponte è sopra i piedi di muraglia, e la sua incatenatura è assai differente a la di sopra, ma tuttj si possono creder per assai forti e senza quasi niente di ferramenti ma cavigle, e mentre sieno assicurati dall'acque piovane e fuoco sono d'eterna durata, come defatto n'ò veduti molti di grand'antichità. Si collegono ancora tra di loro arco con arco, come se ne mostra un poco di principio da A, e qui queste e altre simili se ne possono adattare tutte secondo la considerazione dello struttore. E perché non mi par essermi ben soddisfatto in piccolo, voglio 'lmeno in maggiore mostrar tal unione d'una colonna quale, come si vede, è di due parti e con incastri, che l'una non si può in opera disunir, né reggere meno dell'altra, di queste tali ponti da me veduti e tra gl'altri quello di Rinfelden n' à molte tutte queste incastrature e collegazzioni, qua n'anno maggiore intelligenza perché le praticano nel far le case, che le mede-

sime sono fatte tutte di legniami collegati insieme a forza d'incastri e cavigle, le palate a i fiumi e insomma tutto. (fol. 213r) Veduta d'un ponte adattato acciò vi possi passar sotto le navi con l'aprirlo e serrarlo. Qui non ò fatto in veduta l'altra parte per meglio intelligenza sapendosi benissimo che deve esser simile a questa.«

Anschrift des Verfassers:
Michael Brunner, Birnauer Straße 24
D-78464 Konstanz

Zur Botschaft des Weihnachtsbildes von Franz Anton Maulbertsch (1724–1796) in der Pfarrkirche Sümeg/Ungarn

Einige Gedanken zum 200. Todesjahr des von Langenargen gebürtigen Barockmalers

VON HUBERT HOSCH

Anlässlich der Berliner Akademieausstellung von 1788 bemerkte der Zeichner und Chronist Daniel Chodowiecki (1726–1801) lakonisch: »(Maulbertsch) ist ein Mann von wahrem Genie, er hat viel Invention, Composition und venet. Kolorit, aber gar keine Ausführung«. Die folgenden Betrachtungen¹ eines Weihnachtsbildes von Franz Anton Maulbertsch in der Dreifaltigkeits- bzw. Christi Himmelfahrts-Pfarrkirche im fernen ungarischen Sümeg setzen sich mit dieser Einschätzung Maulbertschs auseinander. Die Wirkung der Kunst Maulbertschs läßt sich auch im Bodenseeraum noch lange verfolgen, wie einige Vergleichsbeispiele von dem Gehilfen in Sümeg und Langenargener Landsmann Andreas Brugger (1737–1812) zeigen.

Die Vorgeschichte

Bischof Martin III. Biró von Padány (1693–1762; Bischof von Veszprém seit 1744), ein missionarisch und literarisch veranlagter Mann, legte am 21.3.1756 den Grundstein zu der neuen Pfarrkirche in seiner Sommerresidenz Sümeg nach den Plänen eines unbekanntenen, wahrscheinlich deutsch-österreichischen Architekten. Um 1756/57 traf der Bischof mit dem Wiener Maler Franz Anton Maulbertsch, der sich vielleicht durch das große Hochaltarblatt in der Zisterzienserkirche Zirc (1754) empfohlen hatte, eine Abmachung zur malerischen Ausgestaltung der ganzen, eher bescheidenen Kirche, zumindest heute ein noch erhaltenes Hauptwerk Maulbertschs. Wie so oft gibt es darüber keine Aufzeichnungen. Bischof Biró dürfte – ähnlich später Bischof Szily – Maulbertsch schriftlich und mündlich ein vordergründig einfaches Programm mit dem »Erlösungswerk« vorgegeben haben.

Am 15. August 1757 trafen Mitarbeiter Maulbertschs² in Sümeg ein, um dann ab dem 1. September wenigstens den Chorraum mit gemalten Architektur- und Stuck-Elementen nach einem verschollenen Entwurf Maulbertschs zu gliedern. Vor dem 8. Oktober begann Maulbertsch selbst die Figuren der »Himmelfahrt Christi« in die Theaterkulisse des Chores ähnlich einem »Hl. Grab« hineinzumalen. Die Fresken an der Decke und den Wänden des Langhauses, der Orgelepore und zuletzt der Vorhalle konnten wegen des im Herbst 1757 noch unvollendeten

1 Sie sind auch als vorläufiger Schlußstrich des Verfassers unter die vom Museum Langenargen und seinem Leiter, Herrn Eduard Hindelang, veranstaltete Maulbertsch-Ausstellungstrilogie 1984, 1994 und 1996 mit ihren hier zugrunde liegenden Begleitbüchern anzusehen.

2 Wahrscheinlich Wolfgang Koepf von Eisenstadt (1738–1807), angeblich seit 1752 an der Wiener Akademie und bis 1760 bei Maulbertsch (auch als Architekturmaler?) und Andreas Brugger von Langenargen (1737–1812), seit 1755 an der Wiener Akademie und im Atelier Maulbertschs. Johannes Plank von Budweis dürfte erst seit 1759 und seinem Eintritt in die Wiener Akademie Gehilfe Maulbertschs geworden sein. Der Wiener mit schwäbischer Abstammung Johann Angst (1736–1760) ist bislang nur 1759/60 als Gehilfe Maulbertschs bezeugt.

Deckengewölbes erst im neuen Jahr 1758 ausgeführt werden. Maulbertsch hielt sich zusammen mit seiner Frau (aber sicher nicht ständig) bis zum 20. Oktober 1758 in Sümeg auf, wie die übernommenen Patenschaften beweisen. Die Weihe erfolgte nach Vollendung am 6. August 1759. Wenn die Annahme einer Entstehungsabfolge von Ost nach West und von oben nach unten zutrifft, dürfte das westliche rechte Seitenaltarfresko des Langhauses: »Anbetung der Hirten – Geburt Christi« (Abb. 1) erst im Herbst 1758 entstanden sein.

Die ersten Eindrücke

Zwischen Wandpfeilern in einer Konche plaziert zeigt das von einem gemalten, goldfarbenen Rahmen umgebene, oben halbrund geschlossene Gemälde³ von oben nach unten einen schwebenden Engelsreigen mit einem (ursprünglich vielleicht anders lautenden) Spruchband: »Ecce Evangelii (-zo?) Vobis Gaudium magnum quia natus est hodie Salvator« (Siehe ich verkünde Euch große Freude, da heute der Heiland geboren ist, aus Lukas 2, 10–11) vor einem nächtlichen Himmel. Darunter sitzt Maria im Sternenkranz und blickt auf das gewickelte, »strahlende« Jesuskind in der Krippe. Zur Linken etwas im Hintergrund mit der Stallkulisse steht der Hl. Joseph mit Nimbus und weist nach vorne, während er sich mit seinem blühenden Stab auf das Hinterteil eines Ochsen (?) stützt. Der Esel befindet sich hinter dem Heiligen an einer Heuraufe. Links außen und weiter vorne kommt gerade ein blonder, blauäugiger jüngerer Mann mit Blick zum Betrachter ins Bild. Er trägt einen pelzbesetzten, ungarischen, geflickten Mantel, ein offenes Hemd, keine Perücke und in seinen Händen einen großen Käse- oder Brot-Laib (?) mit weiteren kleineren Molkereiprodukten (u. a. Butter?) darauf. An seinem Arm hängt eine Flasche mit Milch. Auf der gegenüberliegenden Seite kniet eine dunkelhaarige junge Frau mit einem Eierkorb. Zu ihren Füßen liegt ein korinthisches Kapitell. Hinter ihr hält ein Hirtenknabe eine weiße Gans (wohl kein Lamm). Dazwischen weist fast in einem Michelangelo abgeschauten Gestus ein stehender Hirte umgeben von weiteren Gestalten auf das helle Bildzentrum mit dem Jesuskind. Darunter liegt auf Stroh und vor einer Futterraufe ein weiteres, fast nacktes Jesuskind am Boden. Ein kniender Ochse mit Decke und ein Esel mit Zaumzeug wärmen es durch ihren sichtbaren Atem. Davor erscheint wie eine moderne Laufschrift ein Chronostichon: »IaCet In praesepIo seD In CoeLIs sIne fIne regnat oMnIpotens« (= 1758; Es liegt in der Krippe, aber im Himmel herrscht es allmächtig ohne Ende). Ganz unten im Vordergrund als Zeichen des Winters liegt auf der Vegetation und antiken Architekturtrümmern schon tauender Schnee oder Eis: Soweit eine erste vordergründige Lesart.

Die Bildgedanken

Woran zeigt sich nun das »wahre Genie« Maulbertschs, seine »Invention«? Das Thema ist althergebracht: man vergleiche die Fresken Cosmas Damian Asams in Einsiedeln oder Jacob Carl Stauders in Weißenau. Originell, aber auch seltsam mutet das zuerst kaum auffallende zweimalige Vorkommen des Jesuskindes (und der Tiere) an. Das erklärende lateinische, für das Kirchenvolk unverständliche Chronostichon und damit letztlich der vielschichtige »Gedanke«

³ Darüber noch eine gemalte Kartusche mit einem von Biró verfertigten Chronostichon: »gLoria In eXCeLsIs Deo VIVo et Vero atqVe / In terra paX hoMInIbVs qVla // natVs est nobIs serVator fiLIVs Del eX Integra et IntaCta VIrGIne eXsVLteMVs« (Ehre sei Dir, lebendiger und wahrer Gott im Himmel und Friede auf Erden den Menschen, weil uns der Heiland, Gottes Sohn, aus der reinen und unberührten Jungfrau geboren ist, lässt uns frohlocken; 1758 // 1758).



Abb.1 Franz Anton Maulbertsch: *Geburt Christi – Anbetung der Hirten*, 1758, Fresko, Seitenaltar in der Pfk. in Sümeg (Foto: Károly Szelényi, Budapest)

stammt sicher von dem bibelkundigen, gegenüber Maulbertsch um eine Generation älteren Martin Biró, der sich der Propheten Habakuk 3,2 (in Pseudo-Matthäus LXXX): »Inmitten zweier Lebewesen wirst du erkannt werden« oder Jesaias 1,3: »Ein Ochse kennt seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn«⁴ typologisch erinnerte.

Geläufiger werden Maulbertsch die von Franz Martin Haberditzl in seiner erst 1977 erschienenen großen Maulbertsch-Monographie hervorgehobenen beliebten Herbergsspiele, die auf Weihnachtslegenden⁵ basieren, gewesen sein. Dagegen sieht Friedrich Gerke in seiner groß angelegten, 1950 erschienenen Analyse der Fresken in Sümeg bei eigenartiger Verquickung von Formal-Asthetik und Ikonographie auch hier mehr die Gemeinschaftsleistung von Maulbertsch und Biró.

Bei den übrigen Altarfresken von Sümeg ist die aristotelisch-rationale Einheit von Handlung (und Ort und Zeit) besser gewahrt, da hier keine literarisch-programmatischen Zusätze Birós Maulbertsch inspirierten oder gängelten⁶. Zu der bisher einzigartig erscheinenden Weihnachtsdarstellung lassen sich aber doch Vorstufen anführen wie z. B. Stephan Lochners Gemälde in München von 1445 mit dem auf dem Boden liegenden Jesuskind.

Die (gleichnishafte) Vermengung von Visionär-Himmlichem und Genrehaft-Realistischem wie auch die Einfügung von Porträts finden sich zumindest schon seit der Spätgotik, und doch überrascht das Auftauchen der von Haberditzl nur als »alter (!) ungarischer Hirte«, jetzt aber allgemein als Selbstbildnis (Abb. 2)⁷ gedeuteten Gestalt in der linken Bildmitte. Ob sich Maulbertsch auch noch etwas dabei dachte, als er sich mit den ländlich-duftenden Milchprodukten im Bild über dem Ochsen oder die Frau⁸ über dem Esel darstellte, bleibt Spekulation⁹.

Bei aller barocken Formelhaftigkeit, Allegorik und Auftragsbedingtheit wird in der Erzählfreude und der Wichtigkeit des Beiwerks¹⁰ der persönliche Eindruck des ungarischen Landlebens auf Maulbertsch sichtbar. Verschiedene Stimmen sprechen auch noch von »Einfalt«, »wie ein Märchen« (F. M. Haberditzl, K. Garas), von »Volkston« und »Idylle« (I. Krsek).

Die Bildgestalt

Die »Invention« zeigt sich auch in der sinnhaften Anordnung der Bildmotive oder der »Composition«, Friedrich Gerke, der anscheinend die programmatische Vorgabe für das doppelte Vorhandensein des Jesuskindes übergangen hatte, sah in dem Weihnachtsbild neben einer nicht

4 Die sonst als störrisch und dumm angesehenen Tiere Ochse und Esel werden oft auch mit dem Heidentum und Judentum gleichgesetzt, vgl. die Stichworte im Lexikon der christlichen Ikonographie, Freiburg 1968 ff.

5 Z. B. die »Meditationes vitae Christi« des Franziskaners Johannes de Caulibus, um 1300: darin auch die Szene mit der Wärmung durch die Tiere.

6 Die Imaginationsleistung eines damaligen Profikünstlers angesichts eines manchmal eher dürftig fixierten Programmkonzeptes erscheint uns heute umso größer, da wir mit der damals gängigen christlichen, theologischen Thematik nicht mehr vertraut sind.

7 Eine physiognomische Charakterdeutung wird hier nicht gewagt. Vielleicht läßt sich eine ironisch-witzige Komponente des sicher auch ganz lebenslustigen Maulbertsch ablesen. Das zerstörte angebliche Selbstbildnis in der Pfarrkirche Schwechat (1764) hat einen »gesetzestreuen Anstrich«, wenn nicht überhaupt der gerade verstorbene, »rechtgläubige« geistliche Bruder Franz Xaver mit den Gesetzestafeln des Moses dargestellt ist.

8 Das Aussehen der ersten Frau Maulbertschs ist unbekannt. Bei dem nicht für Maulbertsch gesicherten, um 1754 datierten, aber klassizistischer wirkenden Altarbild in der Wiener Michaelerkirche hält ein Knabe das Fruchtbarkeits- und Lebenssymbol Ei.

9 Die Ochse-Esel-Akteure scheinen keine (nachträgliche) Ergänzung zu sein. Der Esel soll nach Franz Martin HABERDITZL, Franz Anton Maulbertsch, Wien 1977, S. 178 auf eine Troger-Radierung zurückgehen.

10 Ein weiteres Beispiel wäre die »Würfelspiel«-Gruppe in einem anderen Sümeg-Altarfresko: »Kreuzigung«, bemerkenswert auch die Bambus-Stange mit dem Essigschwamm.

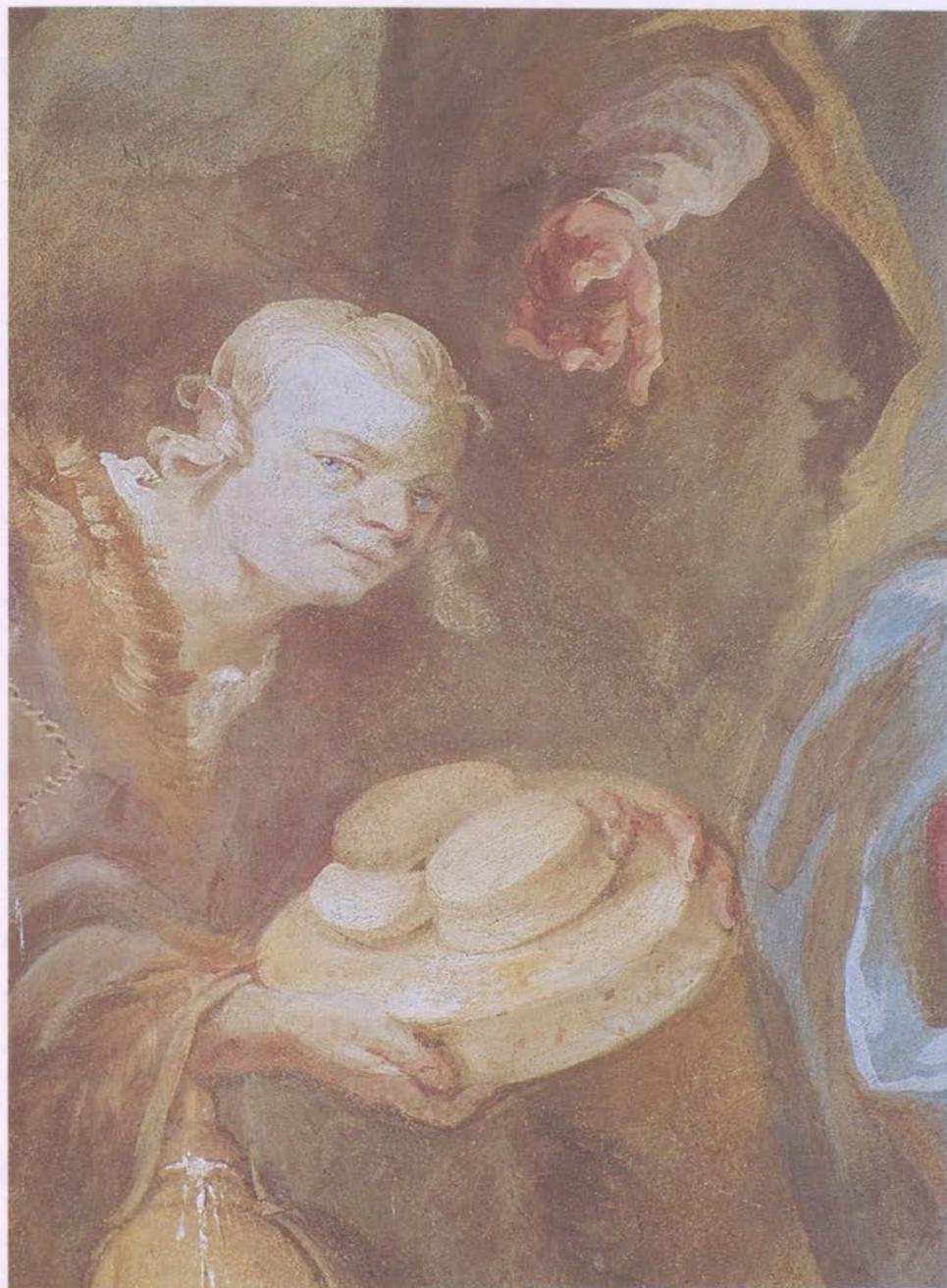


Abb.2 Franz Anton Maulbertsch: *Geburt Christi – Anbetung der Hirten* (Ausschnitt: Selbstbildnis), 1758, Fresko, Seitenaltar in der Pfk. Sümeg (Foto: Károly Szelényi, Budapest)

ganz nachzuvollziehenden Lichtregie ausgehend von der »Urtrinität« einen Dreier-Rhythmus vorherrschend und brachte die formalen (auch die Decken- und Wandgliederung) und inhaltlichen (auch die Realitätsgrade) Aspekte in einen größeren »trinitarischen«, aber nicht immer überinterpretationsfreien Zusammenhang¹¹.

Eigentlich besitzt das (komplexe) Bild eine von Kurven, Diagonalen umspielte vertikale Mittelachse, eine zwei- oder drei-fache Horizontalgliederung¹² und eine Kreis/Mandorla-Bewegung um den Kopf Mariens, die letztlich auch noch von einem Lichtdreieck (»Trinität«?) umgeben scheint.

Der nicht einfachen, eher schemalosen Komposition entspricht auch die Form/Motiv-Vielfalt. Die Bilder Maulbertschs vermeiden zumeist langweilige klassisch-akademische Kompositionsprinzipien zugunsten einer polyrhythmischen Bewegung und einem musikalischen Fließen verbunden mit einem unruhigen, teilweise inversiven Hell-Dunkel und zumeist einem Gefühl für die Erfassung der gesamten Bildfläche. Gewisse Gedrängtheiten vor allem bei den Hirten erinnern an die »Fülle« des Barock und an den »horror vacui« der Volkskunst.

Ein weiteres Merkmal der Kunst Maulbertschs nach Chodowiecki: das »venetianische Kolorit« kommt in diesem Weihnachtsbild nicht richtig zum Vorschein, da das Hell-Dunkel und ein älterer Rot/Braun – Blau – Gelb – Weiß-Klang – einer Ölmalerei ähnlich – hier vorherrschen. Die dekorativen, grünlich-silbrigen Töne der Venezianer, z. B. eines Giovanni Antonio Pellegrini in Füßen oder eines Giovanni Battista Pittoni in Mergentheim, die die vorangegangenen Fresken Maulbertschs in der Pfarrkirche Heiligenkreuz-Gutenbrunn auszeichnen, sind allenfalls in der Nabsicht auszumachen¹³. Die große koloristische Begabung Maulbertschs, die durchaus mit Matthias Grünewald oder G. B. Tiepolo vergleichbar ist, kommt hier nicht so richtig zur Geltung.

Einziger, aber gewichtiger Kritikpunkt Chodowieckis an Maulbertsch ist die fehlende oder mangelhafte »Ausführung«, wobei er dies sonderbarerweise an dem relativ durchgeführten verschollenen Kabinettpild auf Holz für die Berliner Akademieausstellung von 1788 beklagte. Ob Chodowiecki dabei nur die noch etwas durchdringende skizzenhaft-virtuose Malweise gemeint hatte oder allgemeiner auch die fehlende präzise oder gar unrichtige Zeichnung, die gekünstelten, »weitschweifigen« Draperien oder die »gezwungenen« Haltungen – wie frühere Kritiker auch schon angedeutet hatten – rügen wollte, läßt sich nicht genau beantworten. Das vorliegende, sicher in wenigen Tagen entstandene Weihnachtsbild scheint – auch freskobedingt und in der nicht intendierten Nabsicht noch deutlicher – flott gemalt zu sein. Vorzeichnungen, Vorritzungen und Tagwerkergrenzen sind kaum erkennbar. Kleinere zeichnerisch-anatomische Mängel wie bei dem Esel fallen auf den ersten Blick kaum auf. Die Körper- und Raum-Bildung bleibt oft unbestimmt und entsprach sicher nicht den Vorstellungen des aufziehenden Klassizismus. Kritiker der einheimischen barocken Dekorationskünstler sollten allerdings immer auch die oft ungünstigen Preis-Zeit-Rahmenbedingungen gegenüber den viel besser bezahlten »welschen« Wanderkünstlern sich vor Augen halten. Auch die Notwendigkeit der oft größeren Beteiligung der Werkstatt resultiert hieraus. Bei der schwächer, zögerlich wirkenden Vordergrund-

11 Vgl. Friedrich GERKE, Die Fresken des Franz Anton Maulbertsch in der Pfarrkirche zum Sümeg, in: Akademie der Wissenschaften und Literatur, Abhandlungen der geistes- u. sozialwissenschaftl. Klasse, Nr. 21, Mainz 1950, v. a. S. 1562. – Der immer rätselhafte und offene Charakter eines Kunstwerkes verleitet zu solchen Hinein- oder Heraus-Interpretationen. – Da vorrangig Auftragskunst und kaum eine subjektive Bekenntniskunst bei den Werken des sich den Auftraggebern und Strömungen geschickt anpassenden Maulbertsch vorliegt, bleibt eine Zuordnung Maulbertschs dem religiös-konservativen oder dem aufgeklärt-fortschrittlichen Lager bei dem bisher bekannten Material problematisch.

12 Die Horizontale der unteren, irdischen Region interpretierte Gerke nicht nur unterschwellig im Sinne von Incarnation und Verklärung.

13 In einigen Entwürfen greift Maulbertsch auch auf die kontrastreichere Farbigkeit Neapels in der Nachfolge Daniel Grans und Johann Jakob Zeillers zurück.

szene ist die Mitwirkung begabter Mitarbeiter wie Andreas Brugger (Abb. 3)¹⁴ anzunehmen. Die Vorhalle und die Wände des Orgelchores in Sümeg sind – wie schon Haberditzl mit Recht bemerkte – vorrangig durch die Hand der Mitarbeiter entstanden, die vielleicht gegen eine Sondervergütung die weltlichen und geistlichen Herrschaften und Handwerker ›abkonterfeiten‹, darunter auch den jetzt höfisch im Gehrock und Perücke gekleideten Meister (und Akademiker) Maulbertsch in einer Knie- und Bet-Pose unter dem Bischof Biró.

Schlußbemerkungen

Die ›Frohe Botschaft‹ des Sümeger Weihnachtsbildes ist vielleicht nicht ganz so tief-religiös und -sinnig aufzufassen – wie oft angenommen –, aber dafür spricht möglicherweise eher das Naturwüchsige und Rubens verwandte Sinnhafte den heutigen Betrachter umso stärker an. Das Volkstümliche verbindet sich aber mit dem Manieriert-Artifiziellen. Diese letztere Komponente prägte auch den eine Generation älteren Salemer Bildhauer Joseph Anton Feichtmayr, dessen 300. Geburtstag im Jahre 1996 gefeiert wird. Mit dem ebenfalls 1696 geborenen Giovanni Battista Tiepolo wird Maulbertsch immer wieder verglichen oft aus einem unausgesprochenen dauernden deutschen Minderwertigkeitsgefühl gegenüber den Italienern¹⁵. In der Gegenüberstellung der im selben Jahr wie Sümeg entstandenen profanen Fresken des Venezianers in der Villa Valmarana bei Vicenza würde Ivo Krsek¹⁶ sein archetypisierendes, aber für einen Tschechen weniger verfängliches Wort von der »italienischen (dekorativen) Form« Tiepolos und dem »nordischen (expressiven) Chaos« Maulbertschs sogar noch einmal wiederholen und vielleicht durch ein raffiniert inszeniertes, mehrdeutiges Schauspiel bei Tiepolo und ein improvisiertes, eher naives Volksstück bei Maulbertsch ergänzen: das Problem von Stilhöhe und Qualität läßt grüßen.

Schauen, genießen und freuen wir uns aber vorerst am ›Krippenspiel‹¹⁷ von Sümeg.

Anschrift des Verfassers:
Hubert Hosch, Stäudach 127,
D-72074 Tübingen

14 Vgl. Bruggers Treppenhausfresko im Neuen Schloss von Tettngang, um 1765, das im Detail Maulbertsch kaum nachsteht. Das Tiergenre, wie fast das ganze Seitenaltarbild »Hl. Wendelin« in der Pfarrkirche Heiligenkreuz-Gutenbrunn (um 1757) scheint von Gehilfen wie dem Bauernsohn Andreas Brugger zu stammen.

15 HABERDITZL (wie Anm. 10), S. 214 sieht Maulbertsch gegenüber dem älteren Tiepolo sogar retardiert.

16 Vgl. IVO KRSEK, Franz Anton Maulbertsch (1724–1796), Prag 1974, o. S.

17 An Weihnachtsmusik wird man kaum erinnert. Musikdarstellungen sind bei Maulbertsch selten zu finden. Ob sich darin ein eher geringer persönlicher Zugang Maulbertschs zu diesem anderen Medium ausdrückt, sei dahingestellt.

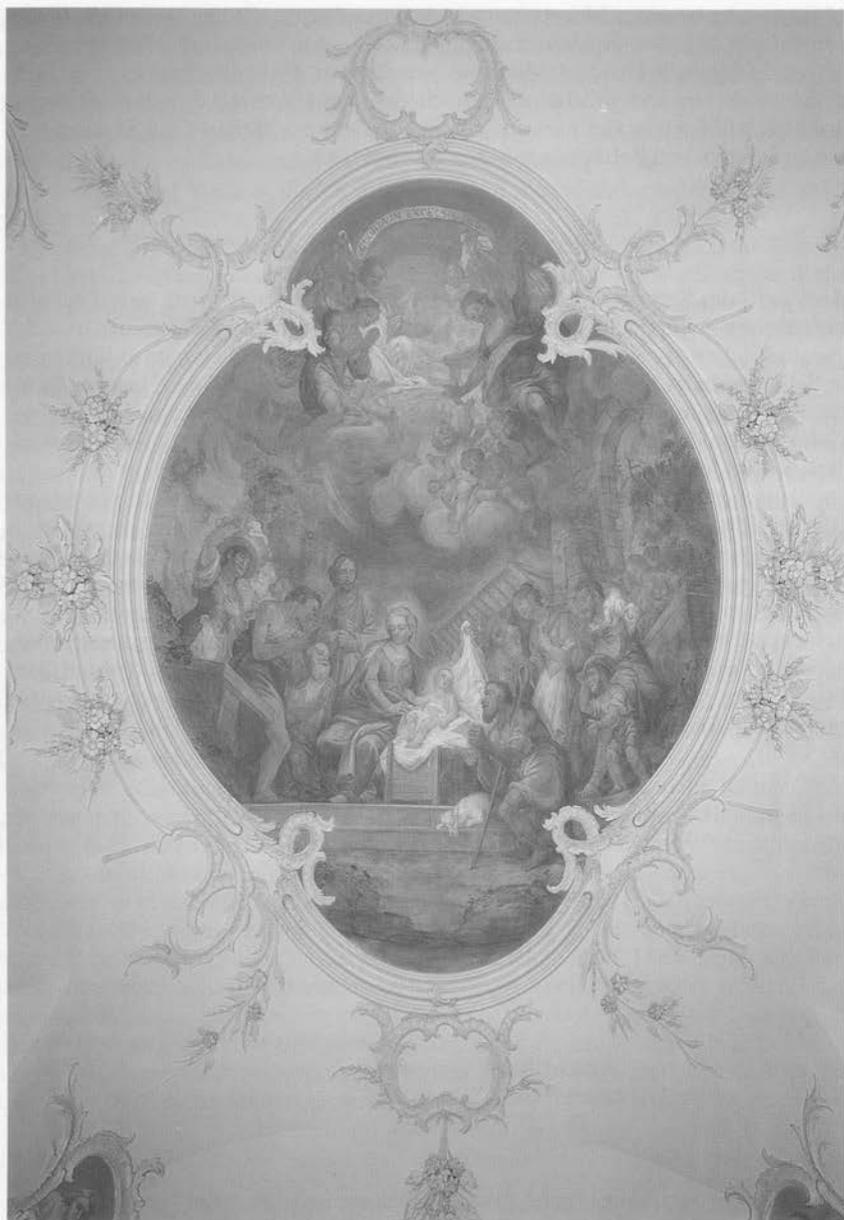


Abb.3 *Andreas Brugger: Anbetung der Hirten*, um 1785/86, Fresko, Chordeckenbild in der Kirche St. Gallen in Thal/Kanton St. Gallen (Foto: Toni Schneiders, Lindau)

Die Anfänge des Christlichen Metallarbeiterverbands in Friedrichshafen (1912/14)

Aus den Erinnerungen des LZ-Arbeiters August Maier,
eingeleitet und bearbeitet von GEORG WIELAND

*August Maier (1872–1960) – ein unbekannter Zeitzeuge
zu den Anfängen des Zeppelin-Luftschiffbaus*

Im September 1987 erhielt das Stadtarchiv Friedrichshafen unter Vermittlung des damaligen Ortsvorstehers Edwin Weiß in Ailingen (seit 1991 Bürgermeister in Kreßbronn) die Kopie eines 112 Seiten starken, handschriftlich beschriebenen Heftes mit dem Titel »Erinnerungen aus meiner Dienstzeit beim Luftschiffbau Zeppelin 1908–1941«. Name, Geburtstag und Wohnort des Autors ließen sich dem 1941 ausgestellten Dienstzeugnis entnehmen, das am Schluß des Heftes abschriftlich enthalten war. Der Autor hatte das Originalheft, wie Angehörige 1988 berichteten, kurz vor seinem Tod 1960 an die Gräfin von Brandenstein-Zeppelin ausgeliehen und nur eine Kopie zurückerhalten; diese befand sich inzwischen im Besitz einer in Ailingen wohnhaften Enkelin des Autors.

Schon eine erste Durchsicht des Textes ergab eine Reihe bislang unbekannter Perspektiven in die interne Entwicklung des Luftschiffbaus, gesehen aus dem Blickwinkel eines einfachen, aber aufmerksam beobachtenden Arbeiters. Zu den überraschenden Aspekten zählten Aufzeichnungen über die Anfänge des Christlichen Metallarbeiterverbands in Friedrichshafen (1912), über den so gut wie nichts mehr bekannt war. Hier hat erst die 1993 unter dem Titel »Metaller am See: Zur Geschichte der Gewerkschaften in Oberschwaben bis 1933« erschienene gründliche Studie von Wolfgang Glaeser Abhilfe geschaffen¹.

Bevor wir uns den Aussagen der Quelle zur gewerkschaftlichen Entwicklung im Luftschiffbau vor dem Ersten Weltkrieg zuwenden, sind einige Hinweise zur Person des Autors angebracht. August Maier wurde als Sohn des Hermann Maier (* Senglingen bei Liebenau 1838, † Berg-Buchholz 1908) und seiner Frau Franziska geb. Riederer (* Buch bei Kehlen 1845, † Berg-Buchholz 1912) am 28. September 1872 in Köstenbach bei Berg geboren. Der Vater, ursprünglich Tagelöhner, dann Zimmermann in Buch, war 1870/71 als Gutsaufseher nach Köstenbach gekommen, wohl auf den dortigen Gutshof des Freiherrn von Rom (heute Grötzelstraße 41). 1878 konnte Hermann Maier ein kleines, nur 15,7 ar großes Grundstück am Westrand der Markung Berg – an der Straße von Berg über Heiseloch nach Schnetzenhausen – erwerben und sich dort ein Haus errichten. Dieses Haus erhielt später der jüngste Sohn August, während der ältere Sohn Hermann 1895 auf einem 1888 hinzugekauften Nachbargrundstück in Buchholz ein zweites Haus errichtete.

Über Lehrjahre August Maiers ist nichts bekannt. Bei der Eheschließung mit der Näherin Albertine Meyer (* Ailingen 1879, † Berg-Buchholz 1940) im Februar 1901 gab er als Beruf »Gutsaufseher« an; er hatte demnach wohl die Nachfolge des betagten Vaters in der Verwaltung des Köstenbacher Gutshofs angetreten. Aus der Ehe Maiers sind drei Söhne und vier Töchter hervorgegangen. 1902 entschloß sich der 30jährige zu einer beruflichen Neuorientierung; als

¹ Wolfgang GLAESER, Metaller am See : Zur Geschichte der Gewerkschaften in Oberschwaben bis 1933, hrsg. von der IG Metall Verwaltungsstelle Friedrichshafen, Freiburg 1993.

Maschinenarbeiter trat er in die seit 1890 bestehende Parkettfabrik Preßmar in Friedrichshafen (Bismarckstraße 3) ein, die nach ihrer späteren Stilllegung 1920 zur Gewerbeschule und zur ev. Volksschule umgebaut wurde. Der Landwirtschaft blieb er jedoch durch den kleinen Familienbesitz im Berger Ortsteil Buchholz verbunden, der ihm Gelegenheit zur Betätigung als Nebenerwerbslandwirt bot.

Nachdem Maier die Entwicklung der Zeppelin-Luftschiffe in Manzell seit dem ersten Aufstieg im Juli 1900 mit Interesse verfolgt hatte, entschloß er sich nicht zuletzt wegen der dort gezahlten höheren Löhne – hatte er doch für eine große Familie zu sorgen – zum Wechsel der Arbeitsstelle; in der Parkettfabrik war ihm zuletzt ein Wochenlohn von 14 Mark bezahlt worden. Nach mehreren Anfragen wurde er am 14. Mai 1908 eingestellt², so daß er die aufregendste und entscheidende Epoche in Manzell (mit LZ 4, Unglück von Echterdingen, Volksspende, Entscheidung für eine endgültige Niederlassung des Zeppelinunternehmens in Friedrichshafen und schlagartiger Popularität) hautnah miterleben konnte. Als Hilfsarbeiter mit einem Stundenlohn von zunächst 32 Pfennigen übernommen³, erhielt der zuverlässige Arbeiter ab Mai 1909 eine Bohrmaschine anvertraut, wo er Längs- und Ringträgerprofile zu bohren hatte.

Am Umzug des Luftschiffbaus von Manzell aufs neue LZ-Gelände am Riedlewald im Spätherbst 1909 war Maier nicht beteiligt; eine Mittelohrentzündung zwang ihn zur Operation in Ravensburg und hatte eine mehrmonatige Arbeitspause zur Folge. Als Maier etwa im März 1910 in seine Firma zurückkehrte, wurde er zunächst im Gondelbau beschäftigt. Ab November 1910 war er dann an eine Stanzmaschine versetzt, die er bis 1917 selbständig zu bedienen hatte; an diesem Arbeitsplatz, wo neben den ersten beiden Stanzmaschinen bald weitere aufgestellt werden mußten und schließlich eine eigene Werkstatt erforderlich war, wurde er Zeuge der Umformung des Pionierunternehmens zum sprunghaft wachsenden Industriebetrieb und zum Konzern mit geradezu unglaublichen Produktionszeiten und -rekorden für Marine- und Heeresluftschiffe im Ersten Weltkrieg. Technische Verbesserungen und Produktionsbeschleunigungen mit Einschluß von Nachtschichten, die Maier für seinen Arbeitsplatz beschreibt, spiegelten das immer rasantere Entwicklungstempo wider. Bis Dezember 1911 betrug Maiers Stundenlohn 40 Pfennige, ab Januar 1912 45 Pfennige.

Am 17. April 1917 mußte Maier den Militärdienst antreten, doch als Vater einer großen Familie blieb er von einem Fronteinsatz verschont. Nach 2½ Monaten in Ravensburg folgte am 2. Juli die Versetzung nach Stuttgart und am 16. August 1917 eine erste, in der Folge mehrfach wiederholte Zurückstellung unter Entlassung zur Firma Luftschiffbau. Während der viermonatigen Abwesenheit war die Produktion von Militärluftschiffen eingestellt worden, da sich ihr Kriegseinsatz nur als begrenzt erfolgreich herausgestellt hatte; er war mit verheerenden Personal- und Materialverlusten verbunden.

Nach der Entlassung aus dem Militärdienst kehrte Maier nicht an seinen angestammten Arbeitsplatz zurück. Mit der Einstellung des Luftschiffbaus waren die Arbeiten in der Stanzerei weitgehend weggefallen. Der Rückkehrer wurde im August 1917 in die LZ-Gießerei versetzt und an die damals einzige vorhandene Hand-Formmaschine gestellt. Wider Erwarten sollte er 13 Jahre lang in der Gießerei verbleiben, wo er bis Kriegsende Arbeiten für verschiedene Rüstungsaufträge auszuführen hatte. Ab 1919 oblag ihm als Vorarbeiter in der vergrößerten Formerei die Umstellung auf Zivilprodukte, namentlich Haushaltsartikel, bis dann Mitte der 20er-Jahre der Gehäuseguß für Pkw-Getriebe folgte. Im Zuge der großen Wirtschaftskrise wurde Maier aus der Gießerei entlassen.

2 Ehrentafel der Arbeitsjubilare im LZ., in: Werkzeitschrift der Zeppelin-Betriebe 2 (1937), S. 146, mit Bild (Abb. 1).

3 Anfang 1911 betrug die tägliche Arbeitszeit im Luftschiffbau 9½ Stunden. Bei 57 Wochenstunden à 0,32 Mark ergäbe sich ein Wochenlohn von 18,24 Mark; bei 60 Stunden 19,20 Mark.

Nach kürzerer Arbeitslosigkeit konnte er 1930 in die Stammfirma Luftschiffbau zurückkehren, wo mit dem Bau von LZ 129 begonnen wurde und die Erfahrungen Maiers am früheren Arbeitsplatz in der Stanzerlei willkommen waren. Im Zuge der rasanten deutschen Kriegsrüstung verlagerte sich die Firmenproduktion ab 1936 immer stärker auf den Flugzeugbau, bis dieser ab 1939 Maiers Tagesarbeit voll ausfüllte. Nachdem er das 69. Lebensjahr vollendet hatte, reichte er die Kündigung zum 31. Oktober 1941 ein. Dem Rentner war ein langer Lebensabend vergönnt; im Alter von 87 Jahren verstarb er in Berg am 17. Mai 1960.

Abb. 1
August Maier, Stanzer
(14. 5. 1908)



August Maiers Erinnerungen

Wie sich aus verschiedenen Ausblicken auf spätere Verhältnisse ergibt, hat August Maier seine Erinnerungen im Ruhestand zusammenhängend niedergeschrieben. Kritische Äußerungen zum Nationalsozialismus und zum Zweiten Weltkrieg zeigen, daß dies erst nach 1945 geschehen ist; der sicherste Datierungshinweis ist die Angabe, daß Ingenieur Losch († 14.2.1946) »uns leider jetzt im Tode vorausgegangen ist«. Der Tod der LZ-Größen Eckener (1954), Colman (1955) und Dürr (1956) wird noch nicht erwähnt. So wird man annehmen dürfen, daß das Erinnerungsheft 1946 oder wenig später entstanden ist.

Beim näheren Betrachten werden zwei Textteile von unterschiedlichem Quellenwert erkennbar. Die Jahre 1908–1917 sind sehr detailliert beschrieben und enthalten eine Vielzahl konkreter eigener Beobachtungen (S.7–71). Die Genauigkeit vieler Schilderungen läßt erwarten, daß Maier bei der Niederschrift nach 1946 ältere Aufzeichnungen (z.B. Tagesnotizen, Tagebücher) verwerten konnte. In Nachfragen bei Angehörigen wurde bestätigt, daß Aufschriebe vorhanden waren; sie sind offenbar nicht mehr erhalten.

Mit der Rückkehr aus dem Militärdienst und der Versetzung in die Gießerei bricht die ausführliche Berichterstattung abrupt ab, so daß wir aus den Jahren 1918–1935 nur sehr wenig erfahren (S.71–83). Das Ende der Luftschiffproduktion wie die Versetzung in die LZ-Gießerei mögen Maier veranlaßt haben, fortan keine Aufzeichnungen mehr als Augenzeuge der bisher ruhmreichen Luftschiffgeschichte anzufertigen. So fehlen leider auch persönliche Schilderungen aus dem Umbruch ab 1918, obwohl der Autor, wie er beiläufig erwähnt, an vielen »Massenversammlungen im Freien und im Saalbau« teilgenommen und »den hochtönenden Phrasen der Revolutionsredner Gehör« gegeben hat (S.71).

Stärker ins Detail geht er erst wieder bei den Jahren 1937–1939 (S.83–112), doch beschränkt sich die Berichterstattung nun auf große Ereignisse wie die Katastrophe von Lakehurst (1937) und Zeppelins 100. Geburtstag (1938), auf Betriebsausflüge (1937, 1939), das erste Werkkonzert (1937) und die erste betriebliche Weihnachtsfeier (1937). Diese Schilderungen sind teilweise sogar an die entsprechenden Artikel der 1936–1943 erschienenen »Werkzeitschrift der Zeppelin-Betriebe« angelehnt. Man gewinnt daher den Eindruck, daß Maier, als er seine Erinnerungen an die Dienstzeit beim Luftschiffbau nach 1946 niederschrieb, darum bemüht war, die ab 1917 entstandene Aufzeichnungslücke nachträglich zu schließen.

Sprache und Ausdruck sind für einen Arbeiter erstaunlich gewandt; die Orthographie weist nur wenige Fehler und Eigentümlichkeiten auf. Das hohe sprachliche Niveau läßt sich aber erklären: Maier war offenbar recht belesen; er berichtet z. B., daß ihm Dr. Eckener schon vor seinem LZ-Eintritt »durch seine zahlreichen Schriften zu Gunsten der Zeppelinsache bekannt« gewesen sei (S.35); an vielen Stellen wird zudem deutlich, wie wach Maier die politische, gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung verfolgte. Nebenbei erfahren wir auch, daß er im Herbst 1910 einen Artikel zur Herbstfeier des Ailingen Katholischen Arbeitervereins im »Seebblatt« geschrieben hat, also auch für die Lokalpresse tätig war (S.40).

Formierung der Metallarbeitergewerkschaften in Friedrichshafen (1910/12)

Vor der Ansiedlung des Luftschiffbaus lag die gewerkschaftliche Bewegung in Friedrichshafen im wesentlichen in der Hand der reichsweit seit 1868 entstandenen sogenannten »Hirsch-Duncker'schen Gewerkvereine«. Liberal und (als Gegner des Klassenkampfes) anti-sozialistisch eingestellt, dienten sie vorwiegend gesellschaftlichen und sozialen Zielsetzungen (Unterstützung von Mitgliedern bei Arbeitslosigkeit und Krankheit). Seit 1882 bestand in diesem Rahmen ein Gewerkverein der Maschinenbau- und Metallarbeiter in Friedrichshafen.

Im jungen Luftschiffbau Zeppelin trat diese traditionelle Organisation offenbar kaum in Erscheinung. Mit der Festigung des Unternehmens ab 1908 und dem Anwachsen der Beschäftigtenzahl formierten sich dort die Anhänger der freien und der christlichen Gewerkschaften. In ihrer Polarisierung, die ab 1910 immer stärker hervortrat, fanden nicht zuletzt die Ressourcen des Arbeitskräftezustroms ihren Niederschlag. Zum Teil kamen die Beschäftigten aus dem ländlichen, vom Zentrum beherrschten Hinterland von Friedrichshafen. 1915 erklärte die amtliche Beschreibung des Oberamts Tettnang eine zwischen der Industrie und der Landwirtschaft des Bezirks bemerkbare Harmonie mit dem Umstand, »daß eine namhafte Zahl der Fabrikarbeiter aus ländlichen Familien stammt und vielfach nebenher noch einen kleinen landwirtschaftlichen Betrieb hat, dessen Bewirtschaftung in den Freistunden die Arbeiter selbst oder ihre Angehörigen übernehmen«. Daß der sprunghaft ansteigende Arbeitskräftebedarf aus dem Umland aber nicht mehr zu decken war, wird nicht übersehen: »Auch beim Luftschiffbau Zeppelin, bei der Eisenbahnwerkstätte, der Lederfabrik Hüni & Cie. usw. rekrutiert sich ein Teil der Arbeiter-

schaft aus nicht bodenständigen Elementen.«⁴ Sicher darf man Rekrutierungsgebiete und gewerkschaftliche Orientierung der Arbeiter nicht generell und vereinfachend gleichsetzen, doch bietet die unterschiedliche politische, soziale und regionale Herkunft immerhin einige Erklärungsansätze.

Seit 1908, also spätestens seit Bildung der Firma Luftschiffbau Zeppelin GmbH aus Mitteln der Volksspende vom August 1908, wurden die Interessen der Arbeiter von einem »Arbeiterausschuß« wahrgenommen, dem allerdings keine gesetzlich definierten Kompetenzen zustanden.⁵ Ein Teil der ständig zunehmenden LZ-Beschäftigten (Anfang 1912 waren 208 Arbeiter wahlberechtigt)⁶ war daher schon um 1909 unter Zuordnung zu Ravensburger Ortsgruppen gewerkschaftlich organisiert; dies gilt für Mitglieder des sozialdemokratisch orientierten Deutschen Metallarbeiterverbandes (DMV, mit Geschäftsstelle in Ravensburg seit 1891) ebenso wie für Mitglieder des Christlichen Metallarbeiterverbandes (CMV, in Ravensburg seit etwa 1905 vertreten).

Im April 1909 kam es zum ersten großen Konflikt zwischen den beiden weltanschaulichen Lagern. Der sozialdemokratische Verein setzte eine öffentliche Versammlung zum »Kampf der Arbeiterklasse« an, worauf eine vom CMV unmittelbar darauf in die Friedrichshafener »Krone« einberufene Protestversammlung »wegen ausgeübten Terrorismus sozialdemokratischer Arbeiter« die Frage behandelte: »Richtet sich der Klassenkampf der freien Gewerkschaften nur gegen die Arbeitgeber oder auch gegen die Arbeiter?« Diese Versammlung, für welche den gegnerischen Sozialdemokraten »volle Redefreiheit« zugesichert war, endete in »wüsten Beschimpfungen«, welche die angereisten Funktionäre des DMV (Enßner und Vorhölzer) und CMV (Verbandssekretär Krug aus Stuttgart) im Streit um weltanschauliche Fragen austauschten. Nach tumultuarische Szenen sahen sich der Gastwirt und die Polizei veranlaßt, die Veranstalter zur Schließung der Versammlung aufzufordern.⁷ Auf einer »großen, öffentlichen Versammlung«, die der DMV dann am 17. Mai im Saal der Kronenbrauerei (Schanzstraße) abhielt, sprach der Stuttgarter DMV-Sekretär Karl Vorhölzer⁸ über »Die Notwendigkeit der gewerkschaftlichen Organisation für die Arbeiter unter besonderer Berücksichtigung der christlichen Gewerkvereine«. Im Anschluß an das Referat sollte eine »freie Diskussion« stattfinden; das zwei Tage zuvor im Friedrichshafener Seeblatt abgedruckte Veranstaltungsinserat versicherte diesmal ausdrücklich: »NB. Die Mitglieder der christlichen Gewerkvereine und deren Führer sind freundlichst eingeladen u. ist ihnen vollste Redefreiheit zugesichert.«⁹ Wie sich das von

4 Beschreibung des Oberamts Tettngang, hrsg. vom K. Statist. Landesamt, 2. Bearb., Stuttgart 1915, S. 559, 562.

5 Jahresbericht des Gewerbeaufsichtsbeamten im Königreich Württemberg 1908, S. 82; vgl. W. GLAESER, *Metaller am See*, S. 53.

6 Die Zahl von 208 LZ-Arbeitern (123 Schlosser, 5 Zimmerleute, 80 Hilfsarbeiter) nennt August Maier in seinen Erinnerungen, S. 54. Elmar L. KUHN, *Industrialisierung in Oberschwaben und am Bodensee (Geschichte am See 24)*, Bd. 2, Friedrichshafen 1984, S. 625, nennt folgende Zahlen für den Luftschiffbau, wohl jeweils für Jahresende und mit Einschluß der »Beamten« (Angestellten): 1908: 70; 1909: 130; 1911: 250; 1912: 350; 1913: 430; 1914: 585; 1915: 1457; 1916: 2528; 1917: 3130.

7 Seeblatt (Friedrichshafen), Nr. 88 vom 21. 4., Nr. 90 vom 23. 4., Nr. 94 vom 28. 4. 1909; weiterer Bericht im CMV-Verbandsorgan »Der deutsche Metallarbeiter« am 12. 6. 1909. Vgl. zu diesen Konflikten auch Martin SCHMOLZE: *Der 1. Mai in Friedrichshafen 1908–1932*, in: Gerhard RAICHLER u. a., *Die »ausgesperrte« Geschichte: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung und des Nationalsozialismus in Friedrichshafen (Geschichte am See: Materialien zur Regionalgeschichte, 26)*, Friedrichshafen 1985, S. 25–124, hier S. 40; W. GLAESER: *Metaller am See*, S. 52f.

8 Karl Vorhölzer, * ... 12. 1. 1872, † ... 17. 12. 1934, DMV-Bezirksvorstand in Stuttgart; 1919/20 Mitglied der Verfassungsgebenden Landesversammlung in Württemberg (SPD); Josef WEIK: *Der Landtag von Baden-Württemberg*, 4. Aufl. 1988, S. 319.

9 Seeblatt (Friedrichshafen), Nr. 109 vom 15. 5. 1909. Im redaktionellen Teil der Zeitung findet sich kein Bericht über diese Versammlung, während die Bezirksversammlung der Kath. Arbeitervereine, die am 23. 5. in der »Krone« stattfand, am 15. 5. angekündigt und am 25. 5. beschrieben wurde.

einem Sozialisten behandelte provozierende Thema und die Aufforderung zur »freien Diskussion« auswirkten, geht aus der Lokalzeitung nicht hervor, die diesmal auf eine Berichterstattung verzichtete.

Die Auseinandersetzungen vom April und Mai 1909 schienen August Maier in seinen Erinnerungen nicht erwähnenswert; womöglich war die Polarisierung unter den Manzeller Zeppelein-Arbeitern erst im Ausbau begriffen.

Nach einem ersten kurzlebigen Versuch von 1905 kam im Herbst 1910 die Bildung einer Friedrichshafener Ortsgruppe des Deutschen Metallarbeiterverbandes zustande, die in der Folge ein rasches Wachstum der Mitgliederzahlen verzeichnen konnte (1910: 74; 1911: 112, 1912: 145, 1913: 245, 1914: 321, jeweils am Jahresende). 1910 entstand für die beim Luftschiffbau beschäftigten Zimmerleute und Schreiner auch eine Friedrichshafener Verwaltungsstelle des Deutschen Holzarbeiterverbandes¹⁰.

Der Formierung des Christlichen Metallarbeiterverbands in Friedrichshafen war eine jahrelange und landesweite Sammlungsbewegung unter den katholischen Arbeitern vorausgegangen. 1884 war auf der Schwäbischen Alb der erste Kath. Arbeiterverein der Diözese Rottenburg entstanden, schon 1885 kam es zur Vereinsgründung in Ravensburg, 1889 in Oberteuringen, 1896 in Ailingen, 1897 in Hasenweiler, 1899 in Friedrichshafen und 1903 in Schnetzenhausen; kurz darauf folgten Tettmang, Langenargen und Riedheim-Raderach. Diese neun Vereine bildeten dann den »Bodensee- und Schussengau« im 1891 gebildeten »Verband kath. Arbeitervereine Süddeutschlands«; der Ravensburger Verein hatte sich 1892, der Teuringer 1894 dem Verband angeschlossen; Ailingen und Hasenweiler folgten 1897¹¹. Mitglieder waren Arbeiter im weiteren Sinne, d.h. unselbständige Arbeitskräfte (Tagelöhner, Knechte, Handwerker, Fabrikarbeiter); Selbständige und sonstige Personen konnten als »außerordentliche Mitglieder« oder als »Ehrenmitglieder« aufgenommen werden.

Vom Ailinger Verein ist das Protokollbuch 2 (1909–1933) noch erhalten¹²; es läßt viele Hintergründe der gewerkschaftlichen Formierung von 1912 deutlich werden. In den Jahren 1909 bis 1916 zählte der Kath. Arbeiterverein jeweils 68–74 aktive Mitglieder und 28–30 Ehrenmitglieder. Der Verein hat eine rege Aktivität entfaltet. Im Vordergrund stand die Bildungsarbeit, die sogar durch eine eigene Bibliothek unterstützt wurde; schon 1897 – ein Jahr nach der Gründung – verfügte sie über einen Bestand von 114 Bänden. Die Bildungsarbeit im Verein zielte mit Referaten eines erstaunlich breiten Spektrums bei den meisten Zusammenkünften im Jahr auf eine Geschlossenheit der Arbeiterschaft hin; die Vorträge behandelten Themen der gesellschaftlich-politischen Entwicklung in Region, Land und Reich, ja sogar über die Reichsgrenzen hinaus. Der Bildungsarbeit diente auch das wöchentlich erscheinende Verbandsorgan »Der Arbeiter«, dessen Bezug von den aktiven Mitgliedern erwartet wurde. Öffentliche Auftritte des Vereins am Fronleichnamfest und bei mehreren »Generalkommunionen« im Jahr, wo der Verein geschlossen und mit Fahne zur Sonntagsmesse erschien und die Kommunion empfing, brachten die Festigung des katholischen Lagers gegen unerwünschte Einflüsse anderer Rich-

10 Hendrik RIEMER, 75 Jahre Metallarbeitergewerkschaft in Friedrichshafen : Von der Gründung der DMV-Geschäftsstelle 1910 bis zum Streik in der Zahnradfabrik AG 1959, masch. vervielfältigt, 1987; W. GLAESER, Metaller am See, S. 52, 225.

11 Festschrift zum 100jährigen Bestehen der Katholischen Arbeitnehmer-Bewegung in der Diözese Rottenburg-Stuttgart : 1883–1983, Hrsg.: Kath. Arbeitnehmer-Bewegung der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Mitarbeiter: Reinhard KEINERT [u.a.], Backnang 1983, S. 31 ff.

12 Kath. Arbeiterverein Ailingen, Protokollbuch 2 (Jan. 1909 – Sept. 1933), Original seit 1989 im Besitz der Kath. Arbeitnehmer-Bewegung Ailingen (Franz Hillebrand), Kopie seit 1996 im Stadtarchiv Friedrichshafen.

tungen sichtbar zum Ausdruck. Weiter bemühte man sich um eine niveauevolle Freizeitgestaltung mit Ausflügen und mehreren Familienabenden während des Jahres, die in der Regel mit Theateraufführungen verbunden waren und zum Teil gemeinsam mit Nachbarvereinen begangen wurden. Die für Ailingen dank des Protokollbuchs gut dokumentierten Vereinsaktivitäten dürften im wesentlichen auch für die Schwesternvereine in Friedrichshafen, Schnetzenhausen und Riedheim-Raderach gelten.

Als »roter Faden« zog sich durch alle Veranstaltungen die Abgrenzung gegen »unsere Gegner«, namentlich gegen die religionsfeindlich eingestellte Sozialdemokratie und den Liberalismus. So referierte der Ailingener Kaplan Alfons Schneider (1905–1921) als Vereinspräsident über die Frage »Kann ein Katholik Sozialdemokrat sein?« (9. 10. 1910). Aus München kam sogar der Verbandssekretär Kritzer, der zunächst die Vorzüge der Verbandssterbekasse darlegte, um dann über »die Tätigkeit der Sozialdemokratie und ihre Stellung uns gegenüber« zu sprechen und ihre »Angriffe auf das Christentum« zu brandmarken und zu widerlegen (2. 5. 1911).

Zu den Rednern gehörte auch der aus Ailingen stammende Theologe Dr. Joseph Eberle (* Reinachmühle 1884, † Salzburg 1947), der nach einer Kehlkopfkrankung sein Berufsziel Priester aufgab, weil das Stimmleiden eine Tätigkeit als Prediger zu verbieten schien, und sich in einem mehrjährigen Genesungsaufenthalt in der Heimat auf eine berufliche Neuorientierung in der christlichen Presse vorbereitete. Hier in Ailingen entstand sein 1912 gedrucktes Werk »Großmacht Presse: Enthüllungen für Zeitungsgläubige, Forderungen für Männer«, das ihn in der katholischen Welt schlagartig bekannt machte. Am 26. November 1911 als Ehrenmitglied dem Ailingener Arbeiterverein beigetreten, nahm Eberle häufig an Vereinsversammlungen teil, bis er im April 1913 eine neue Tätigkeit als Redakteur bei der christlich-sozialen Tageszeitung »Reichspost« in Wien aufnehmen konnte. Als Chefredakteur und Herausgeber der Wiener Wochenschriften »Das Neue Reich« (1918–1925) und »Schönere Zukunft« (1925–1941) sollte er später zum führenden Kopf der katholischen Presse Österreichs aufsteigen.

Zweimal wurde im Ailingener Arbeiterverein für die Bildung christlicher Gewerkschaften geworben. In der Monatsversammlung vom 29. Oktober 1911 sprach Karl Mayerhausen, der ein halbes Jahr lang (Mai – November 1911) als Kaplaneiverweser in Ailingen tätig war, über seine Erfahrungen in der kath. Arbeiterbewegung, in der er seit Jahren aktiv gewesen war, zuletzt als Bezirkspräsident in Rottweil. In seinem Vortrag betonte Mayerhausen u. a. »die Notwendigkeit der Organisation der Arbeiter in den christl. Gewerkschaften«. Bei der Generalversammlung vom 4. Februar 1912 sprach Kaplan Schneider als Präsident des Ailingener Vereins über den Ausgang der kurz zurückliegenden Reichstagswahlen und über die Bedeutung der kath. Presse für das Wahlverhalten. »Er erwähnte dann auch«, fährt das Protokoll fort, »die Macht des Geldes u. der Organisationen, nur dann könne unsere Zentrumspartei erhalten bleiben, wenn sich auch die christlichen Arbeiter zusammenschließen in Massenorganisationen, um so ihre Ideale u. wirtschaftlichen Interessen vertreten zu können. Nicht der Einzelne könne ankämpfen gegen unsere Gegner, sondern nur die Masse der organisierten Arbeiterschaft. Mit warmen Worten empfahl dann der H.H. Redner den Anwesenden den Beitritt zu den christl. Gewerkschaften.«

Diese Aufrufe stehen in einem engen zeitlichen Zusammenhang mit den von August Maier geschilderten Vorgängen zur Bildung der Friedrichshafener Ortsgruppe des Christlichen Metallarbeiterverbandes. Im Februar 1912, so berichtet Maier, wurde im Zuge anhaltender Auseinandersetzungen um die Wahl des LZ-Arbeiterausschusses die Werbung für den Verband von ihm selbst und vom Ailingener LZ-Arbeiter Bucher aufgenommen (S.54f.). Die Wogen gingen immer höher, als die Werksdirektion zwei Wahlen (27. I., 3. 2.) aus formalen Gründen für ungültig erklärte und am 17. Februar eigenmächtig eine »besser verteilte« Neubesetzung des Arbeiterausschusses bekanntgab, in welcher die drei Mitarbeitergruppen (Schlosser, Zimmerleute, Hilfsarbeiter) gleichmäßiger vertreten und auch Vertreter der Christlichen berücksichtigt

waren. Dies beantworteten die vorgesehenen DMV-Vertreter mit der Ablehnung ihres Mandats, so daß die Bildung des Ausschusses erneut gescheitert war¹³.

In einer vom DMV einberufenen »Werkstättenversammlung« am 1. März 1912, an welcher die CMV-Sekretäre Spindler aus Ulm und Kolenfraß aus Gmünd als Kontrahenten des Hauptredners und Sozialdemokraten Karl Vorhölzer aus Stuttgart teilnahmen, erreichte der Richtungskampf zwischen den opponierenden Sozialisten und den gegenüber der Firmenleitung kompromißbereiten Christlichen seinen Höhepunkt. Die Mehrheit der Anwesenden erklärte, sie verzichte »auf eine Interessenvertretung, die von der Gnade der Firma abhängig ist«. Weil den CMV-Sekretären eine Entgegnung auf Vorhölzers Anfeindungen verwehrt wurde, zogen sie mit ihren Anhängern aus dem Versammlungslokal im Gasthaus »zum Löwen« aus und begaben sich ins »Rad«, wo mit 10 Neueintritten in den Christlichen Metallarbeiterverband der Beginn für eine gezielte Aufbauarbeit in Friedrichshafen gesetzt wurde (S. 56f.)¹⁴. Im Friedrichshafener »Seeblatt«, das fast täglich über die Luftschiffaufstiege und ihre prominenten Teilnehmer berichtete, findet sich keine Spur von den beschriebenen internen Auseinandersetzungen um die Vertretung der LZ-Arbeiterschaft.

Schon am 10. März kamen die CMV-Mitglieder zu ihrer ersten Friedrichshafener Versammlung zusammen (S.57). Und nur eine Woche später, bei der Monatsversammlung des Ailingener Arbeitervereins am 17. März 1912, machte August Maier »interessante Mitteilungen über die Vorgänge bei der Arbeiterausschlußwahl im Luftschiffbau Zeppelin, welche so recht erkennen ließen, mit welchem Terrorismus die Sozialdemokraten die christlichen Arbeiter bekämpfen«.

Es war wohl kein Zufall, daß die nächste Bezirkskonferenz der Kath. Arbeitervereine des Bodensee- und Schussengaus, die jährlich im April/Mai stattfand, auf den 19. Mai 1912 nach Ailingen einberufen wurde. Bezirkssekretär Hader¹⁵ aus Ravensburg berichtete über den Stand der Vereine. »Nach dem Bericht«, heißt es im Ailingener Protokollband, »zählt der Verband 9 Vereine mit 1032 Mitgliedern, denen 436 Ehrenmitglieder zur Seite stehen. [...] 70 Vereinsmitglieder sind in den christl. Gewerkschaften organisiert. Der Bericht stellt fest, daß die Vereine mit Befriedigung auf ihre Tätigkeit zurückblicken können.« Die von Hader erwähnten 70 Gewerkschaftsmitglieder dürften sich auf die Industriestandorte Friedrichshafen, Ravensburg und Weingarten sowie auf verschiedene Gewerkschaften verteilen; nur zum kleineren Teil sind schon Friedrichshafener CMV-Mitglieder anzunehmen. Zum Vergleich: Der Deutsche Metallarbeiterverband hatte Ende 1911 in den Bezirken Ravensburg (186) und Friedrichshafen (112) 298 Mitglieder gezählt¹⁶.

Der Neuansatz im März 1912 stand noch in der Obhut der CMV-Geschäftsstelle Ravensburg. Eine eigenständige Ortsgruppe Friedrichshafen wird im Verbandsbericht erst für das Jahr 1914 ausgewiesen¹⁷.

August Maier, der bei der Entstehung der Friedrichshafener CMV-Ortsgruppe 1912/14 offenbar eine zentrale Rolle spielte, gehörte zu den aktivsten Mitgliedern des Ailingener Arbeiter-

13 Vgl. neben Maiers Erinnerungen auch den Bericht im DMV-Verbandsorgan »Metallarbeiterzeitung« am 16. 3. 1912, zitiert bei W. GLAESER, *Metaller am See*, S. 53.

14 Über die Friedrichshafener Vorgänge vom März 1912 berichtete auch das CMV-Verbandsorgan »Der deutsche Metallarbeiter« am 30. 3. 1912; die im offenen Konflikt von DMV und CMV endende Betriebsversammlung wurde hier auf den 2.3. datiert, vgl. W. GLAESER: *Metaller am See*, S. 53.

15 Wohl identisch mit dem im Ravensburger Adreßbuch 1906, S. 34, aufgeführten Bernhard Hader, Mechaniker und Gemeinderat (Gartenstr.37); daneben erscheint noch der Magaziner Joh. Hader (Schussenstr.13).

16 W. GLAESER, *Metaller am See*, S. 225. Im Bezirk Friedrichshafen wuchs der DMV in den Folgejahren rasch an, während sich der Bezirk Ravensburg ab 1914 durch den Umzug vieler Arbeiter in die Friedrichshafener Rüstungsbetriebe rasch auflöste.

17 Christl. Metallarbeiterverband: Bericht des Verbandsvorstands 1912–1918, S. 318; vgl. W. GLAESER, *Metaller am See*, S. 53.

vereins. Er erwähnt in seinen Erinnerungen zweimal, daß er als Mitglied des Katholischen Arbeitervereins Ailingen aktiv war und deshalb von den »Roten« manche Anfeindung zu ertragen hatte (S. 39), so auch, als er »im ›Seebblatt‹ einen Bericht über die Herbstfeier [27. 11. 1910] unseres Kath. Arbeitervereins brachte und darauf hinwies, wie sich die Genossen bemühten, ihre roten Eier auch im Theuringer Tal abzulegen« (S. 40f.). Letzteres bezog sich auf einen Bericht, den der Vorstand des Kath. Arbeitervereins Oberteuringen bei der erwähnten Herbstfeier in Ailingen vorgetragen hatte.

Von mindestens 1908 (der erste Protokollband fehlt) bis zum März 1919 war Maier Mitglied im Ausschuß (Vorstand) des Ailinger Arbeitervereins; vom Januar 1909 bis Februar 1913 hatte er das Amt des Schriftführers inne. Im April 1910 nahm er als Vertreter und Berichterstatter des Vereins am Bezirkstag in Langenargen teil; an den Weihnachtsfeiern 1909–1913 gehörte eine kurze Festansprache Maiers zum festen Programm. Noch erstaunlicher ist, daß der Arbeiter sogar als Referent in Versammlungen des Ailinger Vereins auftrat und stets schwierige Themen wählte: »über die Freidenkerbewegung in unseren Tagen« (Generalversammlung am 30. 1. 1910), »Wie hält es die Sozialdemokratie mit dem Bauernstand?« und »Ist das Zentrum arbeiterfeindlich?« (beides in der Monatsversammlung am 26. 3. 1911), Balkankrieg und Jesuitengesetz (Monatsversammlung am 21. 12. 1913), Schuldfrage am Weltkrieg, Ausbruch und Folgen der Revolution (Schutzfest des hl. Josef am 11. 5. 1919, in Konkurrenz zum »roten« 1. Mai). Der bescheiden auftretende Mann war, wie schon die Analyse seiner Luftschiffbau-Erinnerungen gezeigt hat, ein hellwacher Beobachter seiner Umwelt, gesellschaftlich und politisch stark interessiert und engagiert. So wird auch verständlich, daß er mutig zu seinen Überzeugungen stand und sich von Gegnern nicht einschüchtern ließ.

Auch sein Mitstreiter Josef Bucher zählte zur Führungsgruppe des Ailinger Arbeitervereins. Am 19. Januar 1880 als Sohn des Schusters Joseph Anton Bucher in Oberailingen geboren, war Josef Bucher zunächst als Schuhmachermeister in Friedrichshafen tätig; nach der Heirat 1906 kehrte er nach Oberailingen zurück, wo er später mit seiner Frau ein Ladengeschäft in der Nähe des Gasthauses »zum Adler« innehatte. Zwischen 1906 und 1912 kam er als Arbeiter zum Luftschiffbau, von wo er dann im Juni 1917 zur Zahnradfabrik wechselte; als ZF-Vorarbeiter (Einsteller in der Stoßerei) ist er am 7. November 1943 verstorben¹⁸. 1896 Mitgründer des Kath. Arbeitervereins Ailingen, gehörte Josef Bucher von mindestens 1907 bis Januar 1909 dem Ausschuß an; ab 1911 führte er einige Jahre lang die Vereinskassenkasse. In der Generalversammlung vom 16. Februar 1913 wurde er zum Vereinsvorstand (Vorsitzenden) gewählt; dieses Amt hatte er – durch Wiederwahl oft bestätigt – bis zum Rücktritt am 8. Februar 1925 inne. Im Mai 1919 vom Kath. Arbeiterverein als Gemeinderatskandidat aufgestellt, war er in der Folge wohl in mehreren Wahlperioden Mitglied des Ailinger Gemeinderats, zumindest vom Dezember 1931 bis April 1933. Bei der vom Reich nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten vorgeschriebenen Neubesetzung des Gremiums nach dem Stimmenverhältnis der Reichstagswahl vom 5. März 1933 kam Bucher nicht zum Zuge; erst als die Zentrumsvertreter im Oktober 1933 aus dem Rat ausschieden, kehrte er – nun von der NSDAP benannt – in den Gemeinderat zurück. In der Freiwilligen Feuerwehr Ailingen fungierte Bucher vom April 1929 bis September 1934 als Adjutant (Stellvertreter) des Kommandanten Albert Schraff vom Höhlerhof; nachdem dieser zum Bürgermeister ernannt worden war, erfolgte bei den Neuwahlen in der Hauptversammlung vom 22. September 1934 ein Ämtertausch; nun amtierte Bucher bis zu seinem Tod 1943 als Kommandant und Schraff als Stellvertreter. Am 19. Oktober 1935 wurde Josef Bucher, weil nach der neuen Deutschen Gemeindeordnung zwei Beigeordnete des Bürgermeisters zu bestimmen waren, mit diesem Amt betraut, das er ebenfalls bis zum Tod innehatte.

¹⁸ Jubilare in der Zahnradfabrik Friedrichshafen, in: *Werkzeitschrift der Zeppelin-Betriebe* 7 (1942), S. 58f., mit Bild. Bucher starb im Karl-Olga-Krankenhaus in Friedrichshafen.

Im Gegensatz zu den Sozialdemokraten und den freien Gewerkschaften lehnten die Katholischen Arbeitervereine und die Christlichen Gewerkschaften den Klassenkampf ab. Ihre Zielsetzung war nicht eine Umkehrung der Machtverhältnisse in Politik und Wirtschaft, sondern eine Sozialpartnerschaft zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, orientiert an den christlichen Geboten sozialer Gerechtigkeit. Wenn die christlichen Arbeitervertreter auf eine Besserung ihrer rechtlichen und materiellen Lage hinwirken wollten, besaßen ihre Unternehmungen daher nicht immer die Stoßkraft der viel weiter denkenden, radikaleren »linken« Arbeiterbewegung. Mit dem Zuzug zahlreicher Arbeitskräfte in den rasch aufstrebenden Luftschiffbau ab 1909 veränderten sich die Gewichtungen in der Arbeiterschaft sehr schnell. Die Mitarbeit an der vielbewunderten, national erhebenden Aufgabe des Luftschiffbaus und das Wissen um die hohe militärische Bedeutung des jungen Unternehmens, das für einen kommenden Krieg eine vielversprechende Waffe zu liefern schien, wirkte zunächst wohl dämpfend auf die sozialen Konflikte im Betrieb, konnte sie aber nicht verhindern.

In der Manzeller Pionierzeit waren angesichts vieler Rückschläge alle Beteiligten – Ingenieure und Arbeiter – noch eng aufeinander angewiesen. »So gestaltete sich in Manzell ein harmonisches Zusammenarbeiten zwischen der Leitung und den Arbeitern«, schreibt Maier in seinen Erinnerungen (S. 36). Er weist auf die vielen Fehlschläge der Manzeller Gründerjahre hin und fährt dann fort: »Und gerade dieses Miterleben gab dem Zusammenarbeiten in Manzell immer mehr einen familiären Charakter. Wir wussten aber auch, daß manche bisherigen Gepflogenheiten und manche uns so lieb gewordene Geschäftsauffassung einem neuen Geist in Friedrichshafen weichen wird, denn manches deutete darauf hin, daß der damals einsetzende Zeitgeist sich immer mehr vom bisherigen familiären Zusammenarbeiten von Arbeitgeber und Arbeitnehmer entfernte. Diese letztere Bemerkung wird im Nachfolgenden bestätigt werden.« (S. 36–37)

Auszüge aus dem Quellentext

Die Entwicklung der gewerkschaftlichen Bewegung in der jungen Firma Luftschiffbau Zeppelin in den Jahren 1910–1912 schildert August Maier in zwei längeren Passagen seiner Erinnerungen (im Manuskript S. 38–47 und 54–58). Sie setzen ein mit seiner Rückkehr in die Firma nach mehrmonatiger Erkrankung, etwa im März 1910. Über jede neue Seite hat Maier die Jahreszahl gesetzt; orthographische Fehler sind nicht korrigiert.

»[S.38: 1910] Bei der Wiederaufnahme der Arbeit fand ich natürlich ganz andere Verhältnisse vor. Abgesehen von der Modernisierung der Werft, der Vergrößerung des Maschinenparks sowie der Giesserei, hatte sich auch die Moral der Arbeiterschaft wesentlich geändert. Neu war auch die Einführung eines Arbeiterausschusses, welcher die Interessen der Arbeiter bei der Firma zu vertreten hatte. Aber gerade dieses Instrument der Vermittlung wurde sehr oft zur Ursache der Entzweiung zwischen Arbeiter und Arbeitgeber und führte immer mehr zur Radikalisierung der ersteren.

So betrachtete ich es bereits für einen Aprilscherz, als am 1. April 1910 in der Mittagspause in unserer Vesperkantine ein Polizist erschien, der sofort von verschiedenen Arbeitern mit dem Rufe: Hinaus! empfangen wurde. An so etwas nicht gewohnt, wurde ich stutzig. Es handelte sich um Bestrafung von Arbeitern wegen Trottoirfahren. Arbeiter Glante[?] machte den Vorschlag einer Eingabe an die Direktion, um einen Protest beim Stadtschultheisenamt wegen der schlechten Strassen, die ein fahren auf dem Trottoir notwendig machen. Über die Wirkung dieses bereits komisch anmutenden Vorschlags war ich vorweg [S.39: 1910] nicht im Zweifel, und so gieng alles den gewohnten Gang.

Am 6. April wurden mir von der bereits erwähnten Unterstützungskasse 108 M ausbezahlt aus Anlass einer Operation meines Kindes Albertine. Der 7. April brachte wieder neue Erregung und ein Auflauf der Arbeiter wegen Abzugs der Mittagsvesperpause bei Überstundenarbeit. Es

erfolgte dann am 8. April eine Betriebsversammlung wegen obigem Punkt sowie Lohn-erhöhung bei erregter Debatte, mit der Resolution: Vorsprache über die beiden Punkte bei der Direktion. In einer nochmaligen Betriebsversammlung am 11. April wurde das Resultat der Besprechung bekannt gegeben, wobei scharfe Reden gegen die Betriebsleitung geführt wurden. In seiner Erwiderung führte Ingenieur Losch¹⁹ aus, daß er bisher alles auf seine Kappe genommen habe, was er künftig nicht mehr tue. Auf eine wiederholte Aussprache wurde Lohnregelung durchgeführt, wonach wieder Ruhe eintrat.

Ich war in dieser Zeit im Gondelbau beschäftigt, und es ist unglaublich, wie schwer die sogenannten Genossen einem Arbeiter, der nicht den freien Gewerkschaften angehörte oder gar, wie es bei mir der Fall war, einem kath. Arbeiterverein angehörte, die Mitarbeit machten. Durch Druck und Schikane wollte man den Eintritt [S. 40: 1910] erzwingen, Pfaffenknechte, Heilig Geistbrüder x. waren die gewohnten lieblose Namen. So hatte man Gelegenheit, für seine Überzeugung manchen Spott zu ertragen.

Im Laufe des April erfolgte dann auch die Abfahrt des Militärluftschiffes Z. II²⁰ nach Cöln, wo es verschiedene Fahrten ausführte, darunter nach Frankfurt; es verunglückte dann bei Weilburg. Am 22. Juni erfolgte die Abfahrt des Z. 4 (Luftschiff Deutschland)²¹ morgens früh 3 Uhr nach Düsseldorf; wir mussten die ganze Nacht im Geschäft bleiben, Nachts 12 Uhr Gas ausladen und nochmal nachfüllen. Früh 5 Uhr durften wir nach Hause. Die Ankunft in Düsseldorf erfolgte Mittags 12 Uhr. 28. Juni verunglückte dasselbe bei Osnabrück im Teutoburger Walde. Z. 3²² erhielt eine Notkabine, seine Fahrt führte dann nach Baden-Baden, wo es weitere Fahrten ausführte und schließlich verbrannte. So schien zu dieser Zeit gerade kein glücklicher Stern über den Zeppelin zu walten, und die Stimmung im Geschäft war auch entsprechend gedrückt. Verschiedene Vermutungen über die Ursachen kamen auf. In der Folgezeit kamen dann bereits die Trümmer des bei Osnabrück verunglückten Z. 4 hier an.

Eine neue Anrempelung der Genossen wurde mir zu Teil, als ich im ›Seebblatt‹ einen Bericht über die Herbstfeier [1910] unseres Kath. [S. 41: 1911] Arbeitervereins brachte und darauf hinwies, wie sich die Genossen bemühten, ihre roten Eier auch im Theuringer Tal abzulegen. So war ich den glücklich, als ich von November des Jahres [1910] ab an eine Stanzmaschine versetzt wurde und wieder selbständig arbeiten konnte.

In diese Zeit fielen auch verschiedene Zeitungsartikel, welche den Verdacht auf Arbeiter lenkten und Graf v. Zeppelin veranlassten, persönlich zu den Arbeitern zu sprechen. Da trotzdem Inserate folgten, ließ Direktor Colsmann²³ eine Belohnung von 200 M anschlagen, wer den Einsender nachweisen konnte.

19 Max Losch, * Plieningen 22. 2. 1878, † Friedrichshafen 14. 2. 1946, Ing., seit 1. 6. 1906 beim Luftschiffbau in Friedrichshafen tätig, zuletzt Prokurist (bis 1945) und Betriebsleiter der Gießerei. Vgl. Max LOSCH: Aus den Anfängen des Luftschiffbaus, in: *Werkzeitschrift der Zeppelin-Betriebe 2* (1937), S. 151–153, mit Ill.; schildert die Situation in Manzell beim Dienst Eintritt als Ingenieur ab Pfingsten 1906.

20 LZ 5 nach heutiger Zählung, Baubeginn 1908, erste Fahrt am 26. 5. 1909; 29. 5.–2. 6. 1909 Fahrt nach Bitterfeld, auf der Rückfahrt bei Göppingen beschädigt; als Heeresluftschiff »Z II« nach Köln geliefert mit Zwischenhalt auf der Internationalen Luftfahrtausstellung (ILA) in Frankfurt; auf der 16. Heeresfahrt am 24. 4. 1910 im Sturm bei Weilburg gestrandet und abgewrackt.

21 LZ 7 ›Deutschland‹ (zeitgenössisch »Z 4«), erste Fahrt am 19. 6. 1910; nach 7 Passagierfahrten am 28. 6. 1910 im Teutoburger Wald gestrandet.

22 LZ 6 (zeitgenössisch »Z 3«), erste Fahrt am 25. 8. 1909, Fahrten nach Berlin (29. 8.) und Frankfurt (11. 9. 1909); im Winter 1909/10 Umbau in der neuen Werft am Riedlewald zum Passagierschiff der DELAG (Deutsche Luftschiffahrts AG, vgl. Anm. 43); nach 34 Fahrten im Passagierdienst (insges. 73 Fahrten) am 12. 9. 1910 in der Halle Baden-Oos verbrannt.

23 Alfred Colsmann, * Werdohl (Westfalen) 7. 5. 1873, † ebd. 9. 1. 1955, Fabrikant in Werdohl, Generaldirektor des Zeppelinkonzerns in Friedrichshafen vom 21. 9. 1909–11. 6. 1929, kgl. württ. Kommerzienrat; Gemeinderat in Friedrichshafen (DDP) Mai 1919–1920 (Rücktritt).

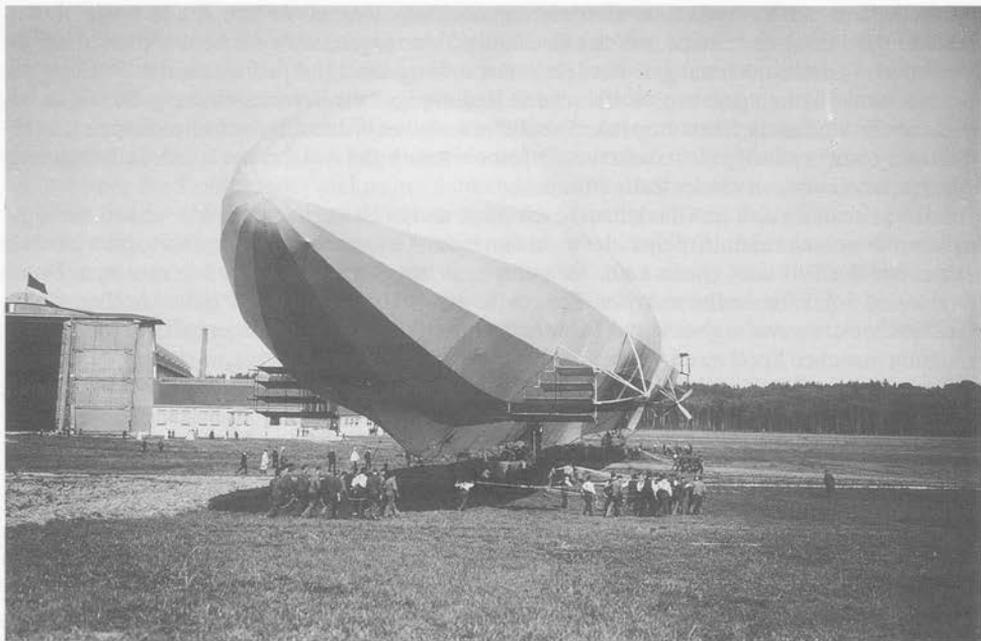


Abb 2 LZ 6 im Gelände (Sommer 1910)



Abb.3 LZ 11 –Victoria Luise fährt ein (1912)

Am 26. Januar 1911 war Betriebsversammlung betreffs Wahl des Arbeiterausschusses, welche immer viel Staub aufwirbelte. Die Wahl fand am 28. Januar statt, wobei natürlich lauter Genossen gewählt wurden unter dem Obmann Reichard²⁴. Am 11. Febr. starb unser Kantine-Wirt Trautenmüller im Elisabethenkrankenhaus Ravensburg. Portier Kopp sammelte für einen Trauerkranz und wurde auch zur Beerdigung gesandt, welche in Weingarten stattfand am 14. Februar. Von den Kosten des Kranzes verblieb noch ein Rest von 5 M, den verschiedene Genossen für ein Faß Bier vorschlugen, was wir ablehnten und der Wittwe zukommen ließen.

[S.42: 1911] Weitere Betriebsversammlungen forderten Arbeitszeitveränderung, 10% Lohnerhöhung und führten zu weiteren Vorschlägen des Ausschusses bei der Direktion. Die Forderungen sollen bis 1. April durchgeführt sein. Resultat: Arbeitszeiteinteilung wird nach Wunsch gewährt, 10% Lohnerhöhung absolut undurchführbar. Aufbesserung erfolgt nach Belieben. 27. Februar Fastnachtmontag frei. Dienstag arbeiteten etwa $\frac{1}{2}$. Also 3 Tage Fastnacht neben 10% Lohnerhöhung. Gewiß kein überzeugendes Bild. Und so war es nicht verwunderlich, wenn sich Direktor Dürr²⁵ dahin aussprach, er sehe keine Notwendigkeit für eine solche Lohnerhöhung.

Am kommenden Freitag 10. März war Zahltag mit der oben zugesagten Lohnaufbesserung. Dieselbe schwankte zwischen 2 bis 6 Pfennig pro Stunde. Einige Arbeiter erhielten auch keine, welche dann mitunter aus dem Betrieb austraten. Neue Unzufriedenheit.

Am 15. März hielt der soz. Verband eine Versammlung in der Angelegenheit im Gasthaus zur Linde. Nichtmitglieder waren nicht eingeladen. Am folgenden Tag sprach der Arbeiterausschuss wieder bei der Betriebsleitung vor wegen Lohnforderung. Das Ergebniss war gleich 0, da sich Dürr auf nichts weiter mehr einließ. Derselbe beanstandete hiebei auch die Arbeiterausschusswahl, [S.43: 1911] welche immer nur die Verbandsmitglieder berücksichtigte, während ein Drittel der Belegschaft ohne Vertretung sei. Der gleiche Tag brachte Abends eine neue Betriebsversammlung. Es wurden Maßnahmen, Streik, Kündigung besprochen und in hochtrabenden Worten verkündete Arbeiterausschussobmann Reichard: »Der Sieg ist uns gewiß, der Luftschiffbau muß nachgeben.« ? Ich persönlich war ganz anderer Meinung, hatte aber nichts zu sagen. Natürlich sollten jetzt auch die Nichtverbandsmitglieder mitmachen sowie die Hilfsarbeiter, welche sonst immer als minderwertig angesehen wurden.

Nun jagte eine Betriebsversammlung die andere. Die Erregung unter der Arbeiterschaft wuchs und eine geordnete Arbeit war kaum möglich. Am 18. März war mittags Betriebsversammlung wegen Verweigerung von Überstunden, auch Dir. Dürr und Ing. Losch waren anwesend, die Verhandlungen waren erfolglos. Am 20. sowie 21. März je waren Betriebsversammlungen im Gasthof z. Schwanen. Bei letzterer Beschlussfassung betreffs Streik [ab 1. April]²⁶. Referent: Soz. Sekretär Massatsch²⁷. Zuerst Feststellung, ob alle Arbeiter anwesend, dann Auf-

24 Wohl Josef Reichard, Mechaniker, wohnhaft Wilhelmstraße 27b: Adreßbücher Friedrichshafen 1911, S. 37 (Reichard); 1913, S. 27.

25 Ludwig Dürr, * Stuttgart 4. 6. 1878, † Friedrichshafen 1. 1. 1956, seit Jan. 1899 Ingenieur im Konstruktionsbüro des Grafen Zeppelin, ab 1904 Büroleiter (Konstrukteur von LZ 2–130) und stellv. Betriebsleiter beim Luftschiffbau; ab Juli 1913 technischer Direktor; ab 1913 Dr.-Ing. e.h.

26 Aus dem unten S. 47 folgenden Hinweis auf den Streik von 1922, der »auch« am 1. April beginnen sollte, läßt sich folgern, daß der Massenaustritt / Streik im Luftschiffbau am 1. April 1911 in Kraft treten sollte.

27 Karl Massatsch, * Wien-Hernals 3. 12. 1866, † Stuttgart 14. 12. 1914, bis 1900 als Metallarbeiter tätig; 1900–1903 zunächst Hilfsbeamter im Hauptbüro des Metallarbeiterverbandes und dann angestellter Bevollmächtigter des Verbands in Stuttgart; 1903–1914 hauptamtl. Sekretär im Hauptvorstand des Metallarbeiterverbandes mit Sitz in Stuttgart; langjähriges Vorstandsmitglied der Sozialdemokr. Partei in Stuttgart, 1912 Kandidat zur Reichstagswahl; Sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete und Reichstagskandidaten 1898–1918: Biographisch-statistisches Handbuch, bearb. von Wilhelm Heinz SCHRÖDER, Düsseldorf 1986, S. 161.

klärung verschiedener Punkte. Zur Beschlussfassung des Streiks waren $\frac{3}{4}$ der Verbandsmitglieder notwendig. Es [S.44: 1911] folgte geheime Abstimmung zuerst im Verband. Von 75 stimmten mit Ja 65, mit Nein 10. Damit war der Streik formel bereits beschlossen. Gegen mein Erwarten stimmten von 38 Hilfsarbeiter mit Ja 28, mit Nein 8, Ungültig 2. Die Würfel waren gefallen. Ein Zirkular für Unterschriften zur Kündigung wurde herumgegeben. Ich unterschrieb nicht.

Am 22. März wurde der Arbeiterausschuss nochmal vorstellig bei Dir. Colsmann, Graf v. Zeppelin, Ing. Dürr und Losch. Resultat: Erfolglos. Abends $\frac{1}{2}$ 4 Uhr wieder Betriebsversammlung betreffs Bekanntgabe des Resultats und einer Besprechung Reichards mit Stadtschultheis Maier²⁸. Losch und Buchhalter Schwarz²⁹ anwesend. Abends $\frac{1}{2}$ 6 Uhr abermalige Betriebsversammlung. Anwesend: Dir. Colsmann, Dürr, Losch, Schwarz sowie Stadtschultheis Maier. Es fand eine Aussprache zwischen Maier, Colsmann und Reichard statt. Ersterer glaubte, auch etwas dazu zu sagen haben, jedoch wurde eine Vermittlung Maiers von der Direktion abgelehnt. Wenn eine Vermittlung notwendig sei, ist Graf v. Zeppelin da, wenn der nicht gut genug, braucht man keinen andern. Dir. Colsmann kritisierte besonders das Hinwerfen des Geschäfts [S.45: 1911] vor den Aufstiegen³⁰ und warnte zum Frieden. Als einige lachten, nannte er sie Feiglinge, es gebe da nichts zum lachen, wer da lachen möge, sei wohl fort.

Am 23. März gieng der Arbeiterausschuss abermals zur Verhandlung bei Graf v. Zeppelin. (Persönliche Bemerkung: Schon das fortwährende Drängen zu neuen Verhandlungen war mir der beste Beweis, daß die Herren Genossen ihre Sache für verloren hielten und noch alles daran setzten, wenigstens noch etwas zu erreichen, um sich vor den Arbeitern rehabilitieren zu können. Doch das Spiel war verloren.) Bei der obigen Verhandlung bei Graf v. Zeppelin, die 2 Stunden dauerte, sprach der Graf sein tiefstes Bedauern aus, daß er in seinen alten Tagen an seiner Arbeiterschaft noch so etwas erleben müsse. Die Arbeiterschaft möge Ihm zu Liebe das Geschäft wieder aufnehmen.

Da die Kündigungen eingereicht waren, wurde die Stimmung immer gedrückter, je näher der Termin herankam. Es halten Verschiedene wieder an, die Kündigung zurückzunehmen. Verbandsmitglieder werden krank und drücken sich auf alle Arten fort. Am 24. März erfolgte Abends ein Anschlag betreffs Werkzeugabgabe der austretenden Arbeiter. Nach [S.46: 1911] Arbeitsschluss hielten diejenigen, welche gekündigt hatten, eine Versammlung im Schwanen. Dabei wurde die Ansprache des Grafen v. Zeppelin verlesen. Auch Gassau³¹ (Meister) hielt eine Ansprache und forderte die Anwesenden auf, durch Aufstehen ihre Zustimmung zur Wiederaufnahme der Arbeit zu geben. Es erhoben sich sämtliche und war somit die Kündigung zurückgenommen.

Am folgenden Tag wurde im Büro durch Reichard und Hohenstein³² die Kündigung zurückgenommen und blieb somit alles beim Alten. Eine neue Arbeitszeit wurde angeschlagen. Damit

28 Adolf Mayer, * Fellbach bei Horb 27. 7. 1871, † Tübingen 20. 7. 1932, Stadtschultheiß in Friedrichshafen vom 2. 4. 1908 – 25. 9. 1920, danach Verwaltungsdirektor der Oberschwäbischen Elektrizitätswerke (OEW) in Biberach/Riß.

29 Vgl. Heinrich Schwarz, Monteur, wohnhaft Kanalstraße 4: Adreßbücher Friedrichshafen 1911, S. 43; 1913, S. 32; oder Karl Schwarz, seit 6. 6. 1899 beim Luftschiffbau in Manzell und Friedrichshafen tätig, Betriebsmeister, wohnhaft Riedleparkstr. 10 (1913), zuletzt Obermeister (noch 1939): Adreßbuch 1913, S. 32; Dr. L. [Eberhard LEMPERTZ], Obermeister Schwarz 40 Jahre Zeppeliner, in: Werkzeitschrift der Zeppelin-Betriebe 4 (1939), S.112, mit Ill.

30 Gemeint sind die am 30. 3. 1911 beginnenden Aufstiege von LZ 8 (Ersatz ›Deutschland‹).

31 Hans Gasau, Monteur, wohnhaft Werastraße 40: Adreßbücher Friedrichshafen 1911, S. 19 (Gassau); 1913, S.11 (Gasau); seit 5. 7. 1905 beim Luftschiffbau tätig, zuletzt Obermeister: Werkzeitschrift der Zeppelin-Betriebe 2 (1937), S. 131, mit Bild (Gasau).

32 Wohl August Hohenstein, Monteur, wohnhaft Friedrichstraße 75c: Adreßbuch Friedrichshafen 1911, S. 24; Mechaniker, Bahnhofstraße 46: Adreßbuch 1913, S. 16.

war der Sieg errungen und der folgende Sonntag gab Zeit, über ihn nachzudenken. (Ich gab die Ausführungen über dieses Thema, obwohl etwas langweilig, deshalb wahrheitsgetreu, weil solche Vorkommnisse sich bis auf den heutigen Tag abspielen und meist der Arbeiterschaft selbst sowie der Gesamtheit zum Schaden sind.)

27. März. Alles ruhig. Das Geschäft zeigte wieder das gewohnte Gesicht. Kurz vor Mittag gieng noch Graf v. Zeppelin durch die Werkstätte. Er grüßte freundlich mit lautem: »Guten Tag«, sprach verschiedene an, klopfte ihnen auf die Schulter und sagte: »Es freut mich, daß ich alle wieder [S.47: 1911] hier sehe. Es ist doch besser so.« Auch Dir. Colsmann gieng Vormittags durch das Geschäft.

Hier möchte ich noch zugleich anfügen, daß ich auch in späteren Jahren beim Luftschiffbau unter gleich kritischen Umständen, aber wesentlich ungünstigeren Zeitverhältnissen, doch noch einen Streik miterleben sollte. Auch er sollte am 1. April [1922] beginnen. Auch die Natur hatte damals ihre Mithilfe angesagt, indem sie diesem Tag der Narren eine 35 cm hohe Schneedecke beschieden hatte. Wie sagte doch damals General Dir. Colsmann in seiner Rede im Saalbau an die versammelte Arbeiterschaft: »Ich glaube, man hat Sie alle in den April geschickt.« Ich dachte das gleiche und noch mancher unter uns, und so stapften wir dann mit gemischten Gefühlen vom Saalbau durch die jungfräuliche Bekleidung der Natur nach Hause. Ein paar Sonnentage genügten, um der letzteren in ihrem frischen Grün die Weiterarbeit zu ermöglichen. Nicht so bei uns. 11 Wochen, bis Mitte Juni, dauerte der Streik und fügte den Arbeitern empfindlichen Schaden zu, dem kein entsprechender Erfolg gegenüberstand. Werden sie für die Zukunft eine Lehre daraus ziehen?

[S.48: 1911] Und nun zurück zum März 1911. Am 29. erfolgte das Füllen des Z. 8 (Ersatz Deutschland)³³ mit Gas. Am 30. März 10 Uhr vormittags erhob er sich bei schönem Wetter erstmals in die Lüfte. Graf v. Zeppelin hatte die Führung. Die Landung vollzog sich glatt um 11 Uhr. Mitfahren noch Dürr, die Capitäne Lau³⁴ und Hagger³⁵ sowie Ing. Siegle³⁶. Am 31. März war der zweite Aufstieg des Z. 8 um 8.30, Landung 11.15. Auser den Obigen fuhr auch Dr. Ekener³⁷ mit. Bei der Landung wurde ein Ring sowie zwei Langträger geknickt. In der folgenden Nacht platzte noch ein Goldschläger Ballonet³⁸, so daß die Arbeit wegen Gasausströmung eingestellt werden musste. Die Schäden wurden am folgenden Morgen, 1. April, ausgebessert. Nachmittags 2.30 Aufstieg zur ersten Passagierfahrt. Sehr schnelle, aber schöne Landung um 5 Uhr. Mitgefahren auser Passagieren: Graf v. Zeppelin, Dir. Colsmann, Dürr sowie Hagger. Die Fahrt gieng zum Hohentwil.

33 LZ 8 (Ersatz »Deutschland«), erster Aufstieg 30. 3. 1911, 24 Fahrten als DELAG-Luftschiff; am 16. 5. 1911 gegen die vordere Schutzwand der Düsseldorfer Halle gedrückt, abgewrackt.

34 Bernhard Lau, »Luftschiffkapitän«, wohnhaft Riedleparkstraße 36; Adreßbücher Friedrichshafen 1911, S. 29; Ders., Olgastraße 64: 1913, S. 21.

35 Georg Hacker, * Münchberg (Oberfranken) 18. 1. 1870, † (nach 1936), 1902–1907 Assistent beim Marine-Observatorium in Wilhelmshaven, seit Sept. 1907 als Steuermann, später Luftschiffkapitän beim Luftschiffbau in Manzell und Friedrichshafen tätig.

36 Wilhelm Siegle, Ingenieur, seit 1. 1. 1909 beim Luftschiffbau tätig, wohnhaft Moltkestraße 9 II; Adreßbuch Friedrichshafen 1911, S. 43; Ders., Werastraße 37: 1913, S. 33; zuletzt Betriebsleiter: Werkzeitschrift der Zeppelin-Betriebe 2 (1937), S. 146, mit Bild.

37 Dr. Hugo Eckener, * Flensburg 10. 8. 1868, † Friedrichshafen 14. 8. 1954, seit 1894 als freier Schriftsteller tätig, 1897 Übersiedlung von Flensburg nach München, bald darauf nach Friedrichshafen; 1909 Eintritt beim Luftschiffbau Zeppelin, ab 1910 Fahrtenleiter der DELAG (Deutsche Luftschiffahrts AG), später Prokurist und Direktor dieser Firma; Instrukteur der Marineluftschiffer 1914–1918; 1920–1947 im Vorstand der Zeppelinstiftung, ab 1924 geschäftsführend; seither Vorsitzender der Aufsichtsräte oder Gesellschafterversammlungen der meisten Konzernfirmen; daneben Luftschiffkapitän bis 1939.

38 Gaszellen aus Goldschlägerhaut wurden erstmals bei LZ 7 (fertiggestellt Juni 1910) und LZ 8 (fertig März 1911) verwendet.

2. April (Sonntag, Blumentag) fanden die Aufstiege mit Zwischenlandungen statt, bei denen außer der Besatzung etwa 50 Passagiere mitfuhren. An diesem Tag lösten etwa 2000 Personen Karten zum Eintritt auf den Platz, neben einer Masse von Zaungästen ringsum. Am 7. April kurze Probefahrt über dem See, die Landung [S.49: 1911] erfolgte um 8 Uhr früh. Das Luftschiff wurde auf dem Platz festgehalten zur Mitnahme von Blumen, Kronen mit der römischen Zahl XXV sowie Fallschirm. Diese Vorbereitung galt der Ehrung des württ. Königspaares aus Anlaß seiner am folgenden Tag stattfindenden Silberhochzeit. Um ½9 Uhr war Abfahrt nach Stuttgart, dortige Ankunft ½1 Uhr mittags. Landung in Cannstatt 12.50. Von dort weitere Abfahrt um 2.40 nach Baden-Oos, Ankunft nachmittags 4.20. Am 8. April (Samstag) hatten wir frei aus obigem Anlaß. Der Lohn wurde normal bezahlt.

Am 11. April kam die Meldung von Abfahrt des Luftschiffes von Baden-Oos um 10.40, Frankfurt an 1.30, von dort wurde es dann nach Düsseldorf überführt. 14. April (Charfreitag) wurde dasselbe beim Ausfahren aus der dortigen Halle beschädigt wegen zu bald hochlassen, dabei ein Propeller demoliert; so traf es auch mich, in der kommenden Woche auch in Nachtstunden auf schnellstem Weg ein Ersatz zu schaffen. In der Folgezeit wurde überhaupt viel Überzeit gearbeitet. Am 16. Mai wurde Z. 8 (Ersatz Deutschland) zerstört, wodurch das Stimmungsthermometer im Geschäft wieder wesentlich sank.

24. Juni Füllen des Luftschiffes Z. 10³⁹. 26. Juni erste Probefahrt. [S. 50: 1911] Dauer 1¼ Stunden, alles gut verlaufen. Abends ½2 6 Uhr mußten sich alle Arbeiter in der Halle versammeln einschließlich der Beamten. Graf v. Zeppelin hielt eine Ansprache, dankte Allen für die Mitarbeit am neuen Werk und versprach, in nächster Zeit mit den Arbeitern eine kleine Feier abzuhalten.

29. Juni (Peter und Paul) Arbeiten wie Werktags. Aufstieg des Z. 10 um ½2 10 Uhr, Landung 12 Uhr. Bruch der hinteren linken Antriebswelle für Propeller, die Welle gieng während der Fahrt verloren, der Propeller selbst war schwer beschädigt, zum Teil auch die Gondel. Das Luftschiff soll eine Geschwindigkeit von 19,2 Sekundenmeter⁴⁰ erreicht haben. [...]

Am 1. Juli löste Graf v. Zeppelin sein Versprechen ein durch einen Ausflug nach Walzenhausen. Ein Extra-Schiff führte die Belegschaft nach Staad bei [S. 51: 1911] Rohrschach. [...]

[S. 52: 1911] In den folgenden Tagen waren wieder täglich Aufstiege. Am 6. Juli traf König Wilhelm von Württemberg in Friedrichshafen ein. Graf v. Zeppelin fuhr Ihm mit dem Luftschiff entgegen. Am 11. Juli war Ausfahrt des Luftschiffes Mittags 11 Uhr. Es wurde auf dem Platz verankert. Es kam eine türkische Studienkommission an, deren Mitglieder an zwei Aufstiegen teilnahmen. 15. Juli war 3½ stündige Fahrt mit Parseval⁴¹ und Prof. Hergesell⁴². Graf v. Zeppelin fuhr mit.

39 LZ 10 (Schwaben), erste Fahrt am 26. 6. 1911, im Dienst der DELAG an verschiedenen Standorten. Nach 224 Fahrten am 28.6.1912 Einhalten in Düsseldorf durch Querwinde verhindert; Luftschiff gestaut und auf dem Landeplatz verbrannt.

40 Ergibt 69,120 km/h.

41 August von Parseval, * Frankenthal/Pfalz 5. 2. 1861, † Berlin 22. 2. 1942, kgl. bayer. Major a. D., seit 1893 Luftschiffer und aeronautischer Schriftsteller; 1897 Erfinder des Drachenballons (mit Bartsch von Sigsfeld) und des 1906 gebauten unstarren Prallluftschiffs; seit 1911 Professor an der Technischen Hochschule Berlin.

42 Hugo Hergesell, * Bromberg 29. 5. 1859, † Berlin 6. 6. 1938, Dr.phil., Meteorologe, Geh. Regierungsrat, Direktor des meteorolog. Landesdienstes von Elsaß-Lothringen, Luftschiffer seit 1895; erster Präsident der 1896 in Paris gegr. internat. Kommission für wissenschaftl. Luftschiffahrt, 1897–1914 und 1927–1935 Präsident der Internat. Aerologischen Kommission; ab 1900 Professor in Straßburg, ab 1914 Direktor des Aeronautischen Observatoriums Lindenberg (Brandenburg); nach 1919 Leiter des deutschen Flugwetterdienstes.

[S. 53: 1911] 16. Juli erfolgten 3 Aufstiege mit Passagieren. Etwa 40 Personen sind mitgefahren. Die Fahrten wurden von der Delag⁴³ ausgeführt, in deren Besitz das Luftschiff übergegangen ist. Auch der folgende Tag brachte zwei Passagierfahrten.

An diesem Tag (17. Juli) wollte der Arbeiterausschuss wieder mal ins Büro wegen Lohnforderung für die paar Stunden, welche wir beim Ausflug nach Walzenhausen nicht bezahlt erhielten. Ein Vorgehen, das viele von uns aneckelten und wir dagegen protestierten. Schließlich unterblieb es.

Nach weiteren Passagierfahrten in den folgenden Tagen sollte am 20. Juli eine Fernfahrt nach Luzern stattfinden. Die Abfahrt erfolgte früh 5.15. Wegen Steuerradbruch mußte wieder umgekehrt werden. Die Ausbesserung erfolgte sofort auf dem Gelände. Wieder Abfahrt um 7 Uhr. Rückkehr von Luzern 1.45 nachmittags. Die Führung hatte Graf v. Zeppelin und Ing. Dürr.

Am 22. Juli fanden zwei Passagierfahrten statt, ebenso eine Fahrt mit Ulanenoffizieren des Ulmer Regiments, dessen Chef Graf v. Zeppelin früher war. Er beteiligte sich in der Obersten-Uniform des Regiments. Auch am folgenden Tag war eine Fahrt mit Ulanenoffizieren. Am 24. Juli war Abfahrt des Luftschiffes nach Baden-Baden.

[S. 54: 1912] In letzter Zeit giengen auch verschiedene Mannschaften nach Metz ab zur Reparatur des Militärluftschiffes Z. 3⁴⁴. Die Arbeiten hier auf der Werft galten Z. 11⁴⁵.

Am 21. Dez. [1911] fand die Wahl für den Wohlfahrtsausschuss statt. Gewählt wurden natürlich lauter Sozzi. Die Vorschläge, die sie wegen Krankenunterstützung machten, ließen sie nachher alle fallen. Zu Weihnachten gab es auch wieder Lohnaufbesserung. Ich stieg von 40 auf 45 Pf. Stundenlohn.

In dieser Zeit stieg der Terrorismus der Genossen wieder aufs Höchste. Eine Betriebsversammlung folgte der andern wegen der bevorstehenden Arbeiterausschusswahl. Dieselbe fand statt am 27. Jan. Mittags 12 Uhr. Gewählt haben kaum die Hälfte, die Wahl wurde umgestoßen wegen ungültiger Wahlzettel. Am 3. Febr. fand eine neue Wahl statt. Von 208 Arbeitern waren 80 Hilfsarbeiter und 5 Zimmerleute. Letztere erhielten 1 Vertreter, ebenso die Hilfsarbeiter 1 Vertreter, die 123 Schlosser 6 Vertreter. Die Wahl wurde abermals kassiert und von der Direktion abgelehnt, weil die Genossen in letzter Stunde einen neuen Wahlvorschlag einreichten.

In dieser Zeit machten ich und Bucher in Ailingen erstmals den Versuch, Mitglieder für den christlichen Metallarbeiter- [S. 55: 1912] verband zu gewinnen.

Am 12. Februar begann die Füllung des Z. 11, und am 14. Febr. war der erste Aufstieg von Z. 11 (Luftschiff Viktoria Luise), der eine Stunde dauerte. Auch die folgenden Tage brachten je einen Aufstieg des neuen Luftschiffes. Nach längerer Zeit ließ sich in diesen Tagen auch Graf v. Zeppelin wieder im Geschäft sehen, nach allen Seiten freundlich grüssend.

Am 17. Febr. wurde an der schwarzen Tafel angeschlagen, wer in den neuen Arbeiterausschuss gewählt ist. Es galt nicht der Verbandsvorschlag und waren die Mitglieder besser verteilt. Ich selber kam zum Ersatz. In den folgenden Tagen sprachen die sozialdemokratischen Mitglieder des Ausschusses wiederholt bei Dir. Dürr vor und lehnten ihre Wahl ab. So wurde der Arbeiterausschuss abermals aufgelöst. Vor lauter Solidaritätsgefühl brachte es der Verband nun so weit, daß wir wieder keinen Ausschuss hatten. Am 24. Februar kam dann die Brüderlich-

43 Deutsche Luftschiffahrts-AG (DELAG), gegr. Nov. 1909 mit Sitz in Frankfurt, ab 1925 in Friedrichshafen zur Umsetzung von Passagierfahrten im Zeppelin-Luftschiffen. Nach Gründung der Deutschen Zeppelin-Reederei (1935) aufgelöst.

44 LZ 3 (Z I), erste Fahrt am 9. 10. 1906, 1908 verlängert, erste Fahrt nach dem Umbau am 23. 10. 1908; im Nov. 1908 vom Heer übernommen und in Metz stationiert; nach 45 Fahrten im März 1913 als veraltet abgewrackt.

45 LZ 11 (Viktoria Luise), erste Fahrt am 19. 2. 1912, als DELAG-Schiff bis 31. 7. 1914 im Einsatz an wechselnden Standorten mit insges. 489 Fahrten; ab 1. 8. 1914 als Ausbildungsschiff für Heer und Marine in Leipzig, Dresden und Liegnitz; am 8. 10. 1915 beim Einhalten auseinandergebrochen, danach abgerüstet. – Nicht erwähnt ist LZ 9 (Ersatz Z II), erste Fahrt am 2. 10. 1911, nach Umbau im Nov. 1911 ans Heer abgeliefert; am 1. 8. 1914 als veraltet außer Dienst gestellt und abgewrackt.

keit der Genossen noch dadurch zum Ausdruck, daß zwei derselben, Schüßleder und Lerchenmüller, während der Vesperpause einander pakten und am Boden auf einander einhieben, bis andere dazwischen traten. Während dessen verteilte Weigel⁴⁶ den »wahren [S. 56: 1912] Jakob« mit dem Titelbild »Proletarier aller Länder, vereinigt euch.«

Am 1. März stieg Z. 11 nachmittags 3 Uhr auf und fuhr direkt gegen Rorschach, es begleitete den deutschen Kronprinzen auf seiner Überfahrt nach Lindau.

Am gleichen Abend war noch Werkstättenversammlung im Gasthof z. Löwen, einberufen vom deutschen Metallarbeiterverband. Referent: Der berühmte Karl Vorhölzer⁴⁷ (Stuttgart). Tagesordnung: Die Vorgänge bei unserer Arbeiterausschusswahl und ihre Lehren für die Arbeiter. Für unsere Interessen hatten wir Sekretär Spindler (Ulm) und Sekretär Kolenfraß (Gmünd) bestellt, beide vom christl. Metallarbeiterverband. Freie Aussprache war zugesagt. Von derselben machte Vorhölzer allein Gebrauch, schimpfte über unsere Sekretäre und die christl. Gewerkschaften, sie hätten überall Druckfehler in ihren Abrechnungen und Statistiken. Dann gieng es über den Papst los und die Pfaffenknechte u.s.w. Als man bei uns etwas unruhig wurde, sagte er: »Wenn ihr dort hinten nicht still seid, zeige ich euch, wo der Zimmermann das Loch gemacht hat.« Unsere Sekretäre ließ man nicht zu Wort kommen. So verließen wir den Löwen und giengen ins Gasthaus zum Rad. Leider brachten nicht alle, die [S.57: 1912] zu uns zählten, den Mut auf, mit zu gehen, aus Angst vor den Genossen. Unser 10 traten dann dem christl. Metallarbeiterverband bei. Der Anfang war gemacht.

Am 4. März war Aufstieg des Z. 11 zur Fahrt nach Frankfurt morgens 9 Uhr, Ankunft dort 4.40 nachmittags. Die Führung hatte Dr. Ekener, Dürr und Losch.

Am 9. März wurde von Portier Kopp unsere am 10. März stattfindende Versammlung im christl. Metallarbeiterverband an der schwarzen Tafel angeschlagen, aber von den Genossen sofort weggerissen und auf wiederholten Anschlag immer wieder weggerissen. So lag denselben unsere Einführung des christl. Metallarbeiterverbandes schwer im Magen. Und in der Folgezeit waren Schimpfnamen wie Christenhunde, Schmarotzer, Hl. Geist Brüder x. an der Tagesordnung. Eine solche Einwirkung der Genossen auf ihre Mitarbeiter brachte naturgemäß manchen wieder soweit, daß er unserem Verband wieder lieber den Rücken kehrte als dauernd schikaniert zu werden, den[n] das gegenseitige Benehmen war oft fast unerträglich. So konnten wir aus dem bisher Gesagten entnehmen, wie tiefgreifend der neue Zeitgeist das Verhältniss der Arbeiter zueinander einerseits und zu dem Arbeitgeber [S.58: 1912] andererseits, seit Manzell, verändert hat, zum Schaden beider Teile.«

Nachwort

Die weitere Entwicklung der Friedrichshafener Ortsgruppe des Christlichen Metallarbeiterverbands in den Jahren 1912/14 bis 1933 ist noch nicht aufgearbeitet. Es ist nicht einmal bekannt, ob August Maier oder Josef Bucher eine leitende Position in der Ortsgruppe übernahmen. Nach den überstandenen Richtungskämpfen und nach klar bezogenen Positionen verlor Maier kein Wort mehr über den CMV in seinen Erinnerungen. In den turbulenten Jahren 1918–1920 ist der Verband nicht auffällig in Erscheinung getreten; das Sagen hatten in dieser Zeit die freien Gewerkschaften. Dennoch wäre es eine lohnende Aufgabe, das Wirken des CMV (z.B. anhand von Zeitungsinseraten und -berichten) noch weiter aufzuhellen.

46 Wohl Kleophas Weigel, Schlosser, wohnhaft Bahnhofstraße 14; Adreßbuch Friedrichshafen 1911, S.48; im Adreßbuch 1913 nicht genannt.

47 Vgl. biographische Daten in Anm. 8.

Als am 2. Mai 1933 die freien Gewerkschaften reichsweit von den Nationalsozialisten zerschlagen wurden, beugten sich die christlichen und die liberalen (Hirsch-Duncker'schen) Gewerkschaften dem Druck der neuen Machthaber. So konnte auch in Friedrichshafen eine gedruckte Bekanntmachung erscheinen, die mit folgendem Satz begann: »Am 2. Mai übernahm die NSBO. die Führung der ›Freien Gewerkschaften‹. Die christlichen Gewerkschaften und die Hirsch-Duncker'schen Gewerkvereine haben sich freiwillig unter die Führung Adolf Hitlers und das von ihm bestellte Aktionskomitee gestellt.« Unterzeichnet war die Erklärung von den örtlichen Repräsentanten, und zwar von Johannes Wilhelm (CMV-Geschäftsführer) für die christlichen und von Friedrich Gailer (DMV-Geschäftsführer) für die freien Gewerkschaften sowie von Adolf Baer (kommissar. Beauftragter der NSBO = Nationalsozialistische Betriebszellenorganisation als Vorläufer der Deutschen Arbeitsfront).

Der im Spätjahr 1945 begonnene Neuaufbau von Gewerkschaften wollte die Zersplitterung der Vergangenheit vermeiden. Es entstanden überparteilich ausgerichtete Einheitsgewerkschaften⁴⁸. Erst 1955 kam es auf Bundesebene zur Neugründung eines Christlichen Metallarbeiterverbandes; seit 1959 besteht eine Ortsgruppe in Friedrichshafen.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Georg Wieland, Galleyenstraße 19/1
88048 Friedrichshafen

⁴⁸ Hendrik RIEMER: Gewerkschaftlicher Wiederaufbau in Friedrichshafen 1945–1948: gewerkschaftliche Entwicklung unter Berücksichtigung kommunaler Aspekte. Friedrichshafen 1985.

Ruderfußkrebse (Crustacea, Copepoda) aus temporären Kleingewässern des westlichen Bodenseegebietes (*Cyclops stagnalis*, n.sp.)

Von ULRICH EINSLE

Neben dem großen Bodensee-Obersee und -Untersee, der durch die frühzeitige Einrichtung von Forschungsstationen (1919 Konstanz-Staad, 1920 Langenargen) als intensiv bearbeitet gelten kann, wurden die kleineren Seen in der nächsten Umgebung nur gelegentlich als Vergleichsobjekte studiert: der Mindelsee in den zwanziger Jahren von Staad aus, ebenso der Schleinsee von den Langenargener Limnologen.

Im westlichen Bodenseegebiet, also in der Umgebung des Überlinger Sees und Untersees, wurden die Arbeiten am Mindelsee 1960 wieder aufgenommen, gleichzeitig die Buchenseen (bei Güttingen/Radolfzell) limnologisch bearbeitet (Einsle 1964 b, 1966, 1969, 1970). Weniger konsequent verliefen die Sammlerarbeiten, die zunächst einen Überblick über die im Gebiet vorkommenden Crustaceen geben sollten. Dabei wurden bald einige Besonderheiten gefunden, so daß einige der Kleingewässer intensiver und regelmäßiger besucht wurden. Einige dieser Populationen sollen in der folgenden Bearbeitung dargestellt werden; dabei ist festzuhalten, daß selbst in diesem regional begrenzten und relativ gut untersuchten Gebiet mit weiteren Überraschungen zu rechnen ist, gerade was die Gruppe der *Cyclops*-Arten betrifft.

Gewässer: Der Begriff Kleingewässer ist – im Vergleich zum Bodensee – nicht nur in Bezug auf die absolute Größe der Flächenausdehnung zu präzisieren:

In der vorliegenden Übersicht werden die natürlichen, glazialen Kleinseen nur am Rande erwähnt: Mindel- und Buchenseen, Steißlinger oder Böhringer See. Mit Ausnahme des aus einem Zungengletscher hervorgegangenen Mindelsees handelt es sich hier um Toteis-Seen, also um Gewässer mit relativ großen Tiefen und nur gering entwickelter Flachwasserzone. Eine weitere Gruppe von Gewässern stellen die »Weiher« dar, entweder bereits im Mittelalter von den Klöstern angelegte Fischteiche oder spätere Brand- und Mühlweiher, alle mit einem regulierbaren Abfluß. Sie werden in jüngster Zeit kaum noch bewirtschaftet, man kann sie mehr oder weniger als perennierend bezeichnen. Die Untersuchungen an diesen beiden Gruppen von Gewässern sind noch nicht abgeschlossen, eine vergleichende Darstellung ist in Vorbereitung. Die wirklich temporären Kleingewässer gehen meist auf späteiszeitliche Geländeformationen zurück, also verlandete Kleinseen, Toteislöcher, Mulden mit wasserundurchlässigem Untergrund. Ihre Wasserführung hängt allein von den Niederschlägen ab, nur gelegentlich findet sich ein Abfluß für Überschwemmungssituationen. Zwei Sonderformen dieser Tümpel stellen der Litzelsee bei Markelfingen und der Tümpel I bei Kalkofen/Hohenfels dar, die mitten im landwirtschaftlich genutzten Ackergelände erscheinen.

Die einzelnen Arten

Die Gattung *Cyclops* s. str. (»*strenuus*«-Gruppe)

Diese seit jeher als taxonomisch außerordentlich schwierig geltende Gattung wurde seit anfangs der dreißiger Jahre (Rzoska 1931, Kozminski 1936) im wesentlichen morphometrisch erfaßt und dadurch aufgliedert: Aus einer Reihe von Messungen der Körperproportionen und

Extremitäten wurden Indizes errechnet, die als Grundlage für eine taxonomische Klassifizierung dienen. Dabei wurde das Ausmaß der temporalen (jahreszeitlichen) und lokalen Variation zwar erfaßt, konnte jedoch nicht interpretiert werden. Für die genaue Beschreibung einer Population zu einem bestimmten Zeitpunkt ist die Morphometrie jedoch nach wie vor unverzichtbar.

Ein neues Kriterium wurde durch die Entdeckung der Chromatin-Dimination bei Arten der Gattung *Cyclops s.str.* (S. Beermann 1959) in die Taxonomie der Gattung eingeführt (Einsle 1962), das sich als weitgehend spezifisch und von der Morphologie unabhängig erwies. Die Dimination erlaubt eine sichere Bestimmung in der Ebene der Spezies, wenn auch derzeit eine quantitative Aussage nicht möglich ist.

Als wertvolles Merkmal für die Populationsanalyse hat sich schließlich neuerdings die Enzym-Elektrophorese erwiesen (Herbert u. Bioleau 1988, Einsle 1988), die in der Kombination mit den beiden anderen Methoden gelegentlich recht überraschende Einzelheiten liefert.

Methoden

a. Morphometrie

Normalerweise verwendet man adulte Weibchen, fixiert in Formalin-Glyzerin; läßt man die Probe einige Tage offen stehen, liegen die Tiere schließlich in reinem Glyzerin, wo sie sich – aufgehellt – besser vermessen und präparieren lassen. Um Ungenauigkeiten bei gestreckten oder kontrahierten Tieren zu vermeiden, werden die Körpersegmente einzeln gemessen und addiert. Zusammen mit der Furka und ihren Endborsten ergeben sich meist 17 Einzelmessungen, aus denen dann 15 bis 20 Indizes (Proportionen) errechnet werden. Der Zeitaufwand für ein einzelnes Tier liegt bei etwa einer halben Stunde, so daß bei großen Meßreihen von dieser Seite her Grenzen gesetzt sind.

b. Chromatin-Dimination

Diese interessante Eigenheit vor allem bei Arten der Gattung *Cyclops s. str.* besteht in einer Abtrennung von Chromosomen-DNA während der Mitose einer bestimmten Furchungsteilung. Diese Elimination kann bis zu 97% des vorher vorhandenen Heterochromatins betragen, natürlich nur in den späteren somatischen Zellen. Von der Urkeimzelle an bleibt die prospektive Keimbahn von der Dimination ausgeschlossen.

Das abgetrennte Heterochromatin kann sich entweder hinter den Anaphasekernen an den Spindelpolen sammeln (*C. strenuus*), es kann in kurzen Stücken in einer Ebene zwischen den Kernen angeordnet sein (*C. vicinus*, *C. bohater*) oder sich in großen, schollenartigen Partikeln sowohl am Rand als auch im Zentrum der Teilungsfigur konzentrieren (*C. furcifer*, *C. abyssorum*). Nach der Beendigung der Kernteilung wird dieses Material ins Zellumen abgegeben. Die Dimination kann sowohl in der vierten, (normalerweise) in der fünften als auch in der sechsten Furchungsteilung ablaufen.

Die Methode selbst ist relativ einfach: Die in Alkohol-Eisessig (3:1) fixierten Eier werden mit Orcein (gelöst in Milchsäure: Essigsäure 3:1) angefärbt und das Präparat vorsichtig mit dem Deckglas gequetscht. Das Problem liegt darin, die entsprechende Furchungsteilung zu treffen, die nach einer vorangehenden mehrstündigen Ruhepause innerhalb weniger Minuten abläuft.

Enzym-Elektrophorese

Die vor allem für Populationsanalysen bei Daphnien (Hebert & Beaton 1989) entwickelte Untersuchungsmethode zeigt gute Ergebnisse auch bei Copepoden. Die Tiere werden in kleinen Vertiefungen einer Kunststoffplatte zerstoßen und die Körpersubstanz auf eine Zelluloseacetat-

Tabelle 1: *Morphometrie der drei untersuchten Populationen von Cyclops stagnalis n. sp.*
(Mittelwerte und mittlere Abweichung)

	Spreit 1993/94						Kalkofen		
	12.10.93	4.11.93	3.1.94	31.1.94	1.3.94	17.5.94	M	II	III
long. tota (µm)	1775 ± 65	1815 ± 75	1990 ± 65	2050 ± 75	2065 ± 140	1665 ± 85	1890 ± 85	1880 ± 50	1840 ± 105
long.: lat. furc.	5,8 ± 0,3	6,0 ± 0,4	6,4 ± 0,5	6,5 ± 0,4	6,3 ± 0,4	5,9 ± 0,3	6,2 ± 0,4	7,0 ± 0,5	6,4 ± 0,5
seta 1	0,85 ± 0,04	0,85 ± 0,04	0,87 ± 0,05	0,81 ± 0,04	0,79 ± 0,05	0,86 ± 0,04	0,84 ± 0,04	0,77 ± 0,07	0,78 ± 0,05
seta 2	2,16 ± 0,10	2,19 ± 0,09	2,26 ± 0,13	2,15 ± 0,11	2,06 ± 0,13	2,12 ± 0,09	2,16 ± 0,11	2,06 ± 0,14	2,12 ± 0,11
seta 3	1,84 ± 0,10	1,85 ± 0,09	1,90 ± 0,11	1,77 ± 0,10	1,73 ± 0,09	1,79 ± 0,09	1,81 ± 0,10	1,72 ± 0,15	1,79 ± 0,09
seta 1: seta 4	139 ± 4	141 ± 4	147 ± 6	145 ± 6	144 ± 6	147 ± 6	144 ± 5	140 ± 8	142 ± 5
seta 1	112 ± 4	113 ± 3	114 ± 5	109 ± 4	108 ± 6	112 ± 5	111 ± 5	111 ± 8	108 ± 5
seta 2	283 ± 10	291 ± 10	296 ± 7	288 ± 10	280 ± 13	277 ± 8	286 ± 10	299 ± 14	294 ± 10
seta 3	241 ± 10	246 ± 9	249 ± 7	238 ± 8	237 ± 8	234 ± 12	241 ± 9	249 ± 14	249 ± 8
n =	54	35	37	36	26	10	198	10	84

Platte aufgedrückt. Im elektrischen Feld wandern die Coenzyme beziehungsweise Enzyme unterschiedlich weit und werden als native Enzyme spezifisch angefärbt.

Diese Platten-Methode liefert für größere Copepoden (über etwa 1,5 mm Körperlänge) genügend Substanz für 3 bis 6 unterschiedliche Färbungen an einem einzelnen Tier. Bei populationsanalytischen Studien empfiehlt es sich, die Tiere aus verschiedenen Populationen abwechselnd nebeneinander zu legen, um die Unterschiede in der Anordnung der Bänder genau zu erkennen.

Ergebnisse

a. *Cyclops strenuus* Fischer, 1851

Die Art unterscheidet sich von den übrigen Angehörigen der Gattung durch die Konzentration des abgetrennten Heterochromatins an den Spindelpolen; bei der Nominart geschieht dies in der fünften Furchungsteilung. Als morphologische Merkmale gelten in erster Linie die relativ schmalen, seitlichen Enden der vierten und fünften Thoracomere. Besonders in der ventralen Ansicht des Abdomens und dem damit verbundenen fünften Thoracomer fallen die kurz abgerundeten seitlichen Segmentenden auf, die nicht viel breiter sind als das erste Abdominalsegment (Genitalsegment).

Bei den eingehenden morphometrischen Analysen ließ sich für eine Reihe von Populationen eine deutliche Variation mehrerer Indizes zwischen den körperlich größeren Winter- und kleineren Frühjahrsgenerationen feststellen (Einsle 1964 a). Die eupelagisch lebenden Bewohner von Seen und Weihern weisen zudem relativ zur Körpergröße längere Furkalendborsten auf. Diese Populationen durchlaufen in der Regel eine sommerliche Diapause im vierten Copepodidstadium (CIV), die ersten Adulten erscheinen im Spätherbst im freien Wasserraum. Eine Ausnahme stellt die Population des Buchensees dar, die keine Diapause erkennen läßt (Einsle 1969).

In den periodischen Gewässern ist das Vorkommen von *C. strenuus* natürlich an das herbstliche Wiederauffüllen des im Sommer ausgetrockneten Tümpels gebunden. Je nach der Lebensdauer des Kleingewässers kann sich auch hier gelegentlich eine – körperlich kleinere – Frühjahrsgeneration entwickeln.

b. Eine in mancherlei Hinsicht vom oben gezeigten Schema des jahreszeitlichen Auftretens abweichende Population fand sich zunächst in einem Tümpel (ehemaliges Toteisloch) im Gewann »Spreit« auf der Gemarkung Göttingen/Radolfzell. Die körperlich robusten Tiere erscheinen im Herbst sehr rasch nach dem Auffüllen des im Sommer trocken liegenden Tümpels und produzieren eine Folge von Generationen, die sich zum Teil erheblich voneinander unterscheiden (Tab.1).

Die ersten adulten Weibchen im Oktober 1993 waren noch relativ klein, doch erhöhte sich die mittlere Körperlänge ständig im Laufe des Winters, um im Februar/März den Höchstwert zu erreichen. Die größere Streuung der Werte am 1.3.94 geht auf das gleichzeitige Vorhandensein der nächsten, deutlich kleineren Frühjahrsgeneration zurück, wie sie sich Mitte Mai präsentierte. Etwas schwächere Trends zeigten sich auch in der relativen Länge der beiden längsten Furkalendborsten (seta 2 und seta 3).

Eine morphologisch außerordentlich ähnliche *Cyclops*-Form fand sich 1995 in zwei Waldtümpeln (Toteislöchern) in der Nähe von Kalkofen/Hohenfels (Kalkofen II und III). Die dargestellten Indizes passen durchweg in die Streuungsbreite der »Spreit«-Population.

Beim Vergleich der Chromatin-Diminution zeigte sich nun überraschenderweise, daß alle drei Populationen ihre Diminution bereits in der vierten statt – wie bei *C. strenuus* üblich – der fünften Furchungsteilung durchlaufen (Abb.1).

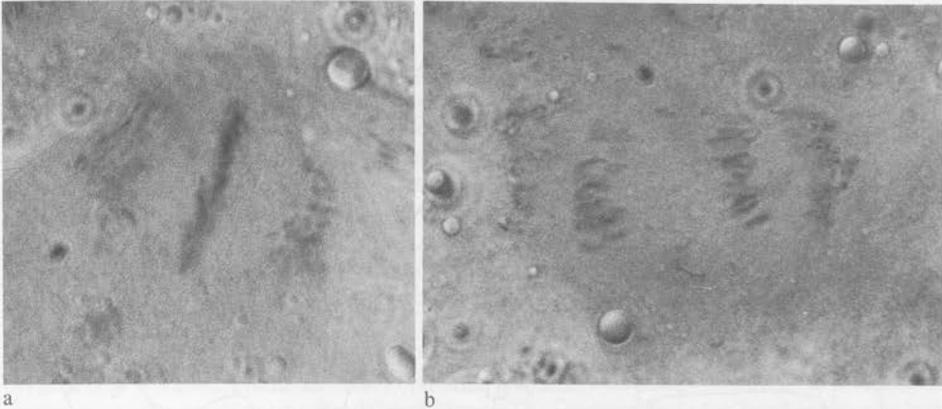


Abb. 1 *Cyclops stagnalis* n. sp.: Chromatin-Dimination: a. Metaphasenplatte (seitlich), b. Anaphase

Vergleicht man zudem die Ergebnisse der Enzym-Elektrophorese, so zeigen sich auch hier identische Eigenheiten der drei fraglichen Populationen und deutliche Abweichungen zu den übrigen, »echten« *C. strenuus*-Formen. Diese Untersuchungen sind noch nicht abgeschlossen. Für die hier besprochenen Tiere wurden folgende vier Enzyme untersucht: Argininphosphokinase (APK), Glutamat-Oxalacetat Transferase (GOT), Phosphoglucomutase (PGM) und Aldehyd-Oxidase (AO). Wie erwähnt, waren die Bänder für die drei Populationen praktisch identisch. Es ist deshalb angebracht, diese Cyclopiden mit ihrer im Ablauf für *C. strenuus* typischen, jedoch im vierten Teilungsstadium stattfindenden Chromatin-Dimination als neue Art zu deklarieren.

Einen ähnlichen Fall, also die Dimination einer *C. strenuus*-Population bereits im vierten Teilungsschritt war bereits von S. Beermann (1977) beschrieben worden, allerdings ohne Angaben über eventuelle morphologische Differenzierung der fraglichen Population.

Genus *Cyclops* s. str. (Kiefer, 1927)

Cyclops stagnalis n. sp.

Locus typicus:

Tümpel (Toteisloch) im Gewann »Spreit« der Gemeinde Güttingen/Radolfzell. Bei maximaler Füllung etwa 30 mal 10 m, 78–80 cm tief, im Sommer meist ausgetrocknet. Schilf- und Carex-Gürtel. Typenexemplare in der Sammlung des Autors, Paratypen im Staatlichen Museum für Naturkunde in Karlsruhe.

Weibchen (Abb.2):

Körperlänge 1500 bis 2400 nm, die 17-gliedrige Antennula (A1) reicht bis zum Ende des Cephalothorax; das zweite Thoracomer zeigt seitliche Lobi. Die Spitzen an den Enden des vierten und fünften Thoracomers sind gut ausgeprägt, das fünfte Segment nur wenig breiter als das Genitalsegment.

Furkaläste 5 bis 7mal so lang wie breit, innerste Endborste (seta 1) kürzer als der Furkalast (0,85–0,90:1), äußere (seta 4) kürzer als innere, dorsale (seta 5) kürzer als äußere (seta 4) Endborste. Furka mit dorsaler Chitinleiste, Behaarung am Innenrand gleichmäßig. Antenna (A2) mit querlaufenden Zähnenreihen am Basalglied, drittes Glied mit 9 Borsten. Maxilliped (Mxp) rostrad mit Borstengruppe am ersten Glied. Schwimmbeinpaare dreigliedrig, Dornformel 3433, Borstenformel 5555. Borste auf Basale P1 reicht bis zum ersten Drittel des 3.Glie-

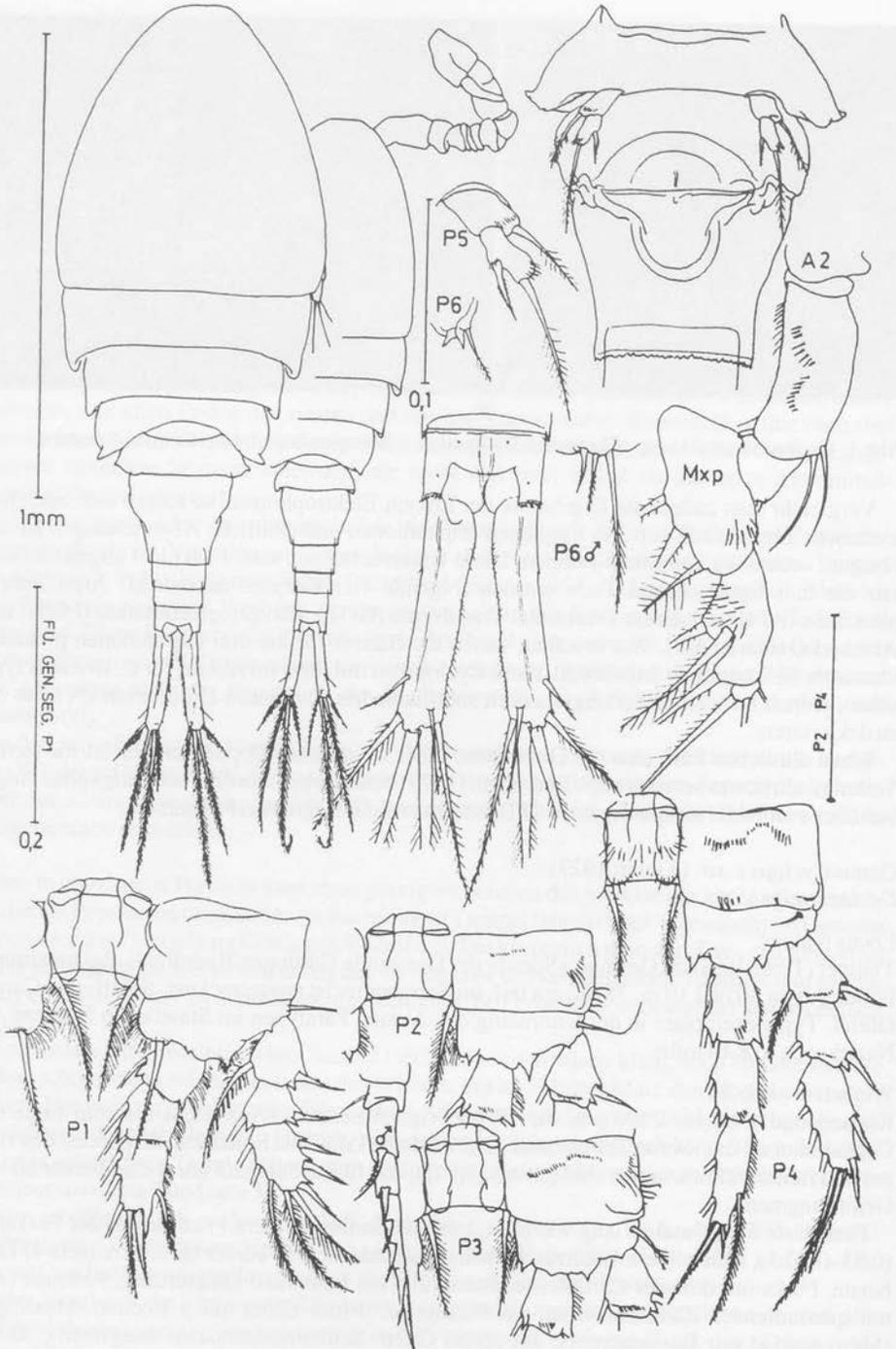


Abb.2 *Cyclops stagnalis* n. sp. (Tümpel im Gewann »Spreit« bei Güttingen/Radolfzell

des des Endopoditen, Coxae P2 und P3 mit randständigen Borstengruppen und basaler Dörnchenreihe; Verbindungsmembrane P1 bis P3 glatt. Coxa P4 mit einer basal stehenden Dörnchenreihe und mehreren stärkeren Zähnen am Oberrand. Die Verbindungsmembran mit einer oder zwei Reihen langer Borsten, Endglied Endopodit P4 gut doppelt so lang wie breit, innerer apikaler Dorn etwa so lang wie das Endglied, äußerer etwa ein Drittel der Länge des inneren Enddorns.

Auffallend am P5 ist der lange seitliche Dorn, ebenso lang oder länger als das schlanke Endglied; er inseriert nicht immer in der Mitte des Endgliedes. Die Borste am P6 ist etwa dreimal so lang wie die beiden kurzen Dorne.

Männchen:

Antennula mit 3 Aesthetasken am ersten, je ein weiterer an den Gliedern 4 und 8. Am P6 ist die mittlere Borste etwas länger als der ventrale Dorn, die dorsale Borste fast dreimal so lang wie die mittlere.

Ökologie:

Wie schon erwähnt, produziert die Population zwischen Oktober/November und April/Mai mehrere, stark größenverschiedene Generationen. Die Überdauerung der Trockenzeit geschieht durch diapausierende Copepodide im vierten, möglicherweise auch im fünften Stadium. Der Name bezieht sich auf die zu- und abflußlosen Tümpel der bisherigen Fundorte.

c. Die drei *Cyclops*-Arten aus dem Litzelsee und dem Tümpel Kalkofen I.

Die beiden Gewässer sind sich außerordentlich ähnlich. Es handelt sich um flache Geländemulden, die unter der Ackerkrume eine wasserundurchlässige Schicht aufweisen, letztlich also auf ehemalige Toteislöcher zurückgehen. Sie sammeln Regen- und Schmelzwasser aus der nächsten Umgebung, ohne Zu- oder Abfluß. Die Wasserführung ist deshalb außerordentlich unterschiedlich: Der Litzelsee war 1966/68 fast über drei Jahre hinweg ständig vorhanden, andererseits fehlte er wiederum über Jahre hindurch völlig. Der Tümpel Kalkofen I erscheint nach Angaben des Besitzers noch seltener.

Beide Gewässer treten inmitten von Ackerland auf, das meist mit Getreide oder Mais bepflanzt und im Herbst gepflügt wird. Der Litzelsee kann eine Ausdehnung von etwa 100 x 60 Metern erreichen, der Tümpel Kalkofen I etwa die Hälfte.

Für diesen Lebensraum galt bisher *Cyclops furcifer* CLAUS 1857 als die einzige an diese extremen Bedingungen angepaßte *Cyclops*-Art, die dementsprechend in anderen periodischen Tümpeln nicht auftrat. Aus diesem Vorurteil der Taxonomen heraus wurden die vom Artypus abweichenden *Cyclops*-Formen jahrelang vom Verfasser als Varianten des *C. furcifer* angesehen.

Erstmals war es nun im Jahr 1994 möglich, die Population des Litzelsees mit der Kombination der oben genannten Methoden genauer zu untersuchen. Dabei stellte sich heraus, daß im Litzelsee neben *C. furcifer* in Wirklichkeit zwei weitere, neue Arten vorkommen, *C. heberti* und *C. singularis* (Einsle 1996). Zwar wurde schon in früheren Jahren die Chromatin-Diminution der Litzelsee-Tiere untersucht, jedoch übersehen, daß dieses Ereignis bei den angenommenen Varianten in unterschiedlichen Furchungsphasen abläuft. Bekanntermaßen findet die Diminution bei *C. furcifer* in der sechsten Furchungsteilung statt; neu war der Befund, daß dies bei *C. heberti* jedoch in der fünften, bei *C. singularis* sogar bereits in der vierten Furchungsteilung (8-Zellstadium) geschieht. Der Ablauf der Diminution erscheint dabei gleich, über quantitative Unterschiede können derzeit keine Angaben gemacht werden.

Die Vergleiche der Enzym-Elektrophorese ergaben engere Beziehungen zwischen *C. heberti* und *C. singularis*, deren Abstand zu *C. furcifer* etwas größer zu sein scheint (Einsle 1996). Nach diesen Ergebnissen ließen sich auch die morphometrischen Einzelheiten besser beurteilen, so daß nun auch eine Bestimmungsmöglichkeit auf diesem Wege möglich ist.

Überraschenderweise fanden sich nun diese drei *Cyclops*-Arten auch im Tümpel Kalkofen I. Während für die Erstbeschreibung von diesem Fundort nur einige wenige Tiere zur Verfügung standen, ließ sich im Frühjahr 1995 ein für die morphologische Analyse ausreichendes Material beschaffen. Ebenso war es möglich, den *C. singularis* aus Kalkofen I auf seine Chromatin-Diminution zu untersuchen; die Anaphasenbilder waren in Einzelheiten etwas verschieden von den Litzelsee-Tieren, die Diminution verlief auch hier in der vierten Furchungsteilung (Abb.1).

Es liegt auf der Hand, daß bei der Ähnlichkeit der extremen Biotope diese Gemeinsamkeit im Vorkommen der drei Arten *C. furcifer*, *heberti* und *singularis* zu weiteren Mutmaßungen einlädt: Es ist durchaus vorstellbar, daß hier eine analog verlaufene genetische Aufsplitterung eines *Cyclops*-Typs nach dem unterschiedlichen Zeitpunkt der Chromatin-Diminution stattfand, daß dieser also den evolutiven Sprung darstellte. Ähnliches wäre dann auch für den oben beschriebenen *C. stagnalis* im Verhältnis zu *C. strenuus* zu bedenken.

Der *C. heberti* war übrigens schon viele Jahre zuvor im »Nägelsee«-Ried bei Steißlingen beobachtet und sowohl morphologisch als auch umfassend morphometrisch bearbeitet worden; auch in diesem Fall schien es zunächst problematisch, allein mit diesen Merkmalen eine neue Spezies zu begründen.

Die bisherigen Ergebnisse sind dann auch von faszinierender Konsequenz für die gesamte Taxonomie der Gattung *Cyclops*: Auf engem geographischem Raum, von Spezialisten gründlich studiert, leben nicht nur die beiden Arten *C. furcifer* und *C. strenuus*, sondern drei weitere, neue Spezies, die sich von den beiden anderen vor allem durch den Zeitpunkt der Chromatin-Diminution unterscheiden, ebenso auch durch Unterschiede in der Enzym-Elektrophorese und in morphologischen Einzelheiten.

Auf die weitgehend isolierte Entwicklung der Populationen deutet auch das Vorkommen des eher mediterranen *Diaptomus castor* (Jurine 1820) hin, dessen Auftreten im westlichen Bodenseegebiet genau auf die hier besprochenen Gewässer begrenzt ist (Litzelsee, »Nägelsee«, »Spreit«, Kalkofen I, II und III). Ein weiteres Argument ist das historische Alter der Gewässer, die alle auf späteiszeitliche Ausformungen zurückgehen.

Beim Vergleich der morphologischen Einzelheiten weiterer Populationen aus dem westlichen Bodenseegebiet ist zu vermuten, daß *C. stagnalis* auch in anderen periodischen Kleingewässern vorkommt, die nicht alle auf Glazialrelikte zurückgehen dürften.

Zusammenfassung

Die unterschiedlichen Gewässertypen in der näheren Umgebung des Bodensees werden seit längerer Zeit auf die artliche Zusammensetzung ihrer Crustaceen-Populationen hin untersucht, wobei die Arten der Gattung *Cyclops* s. str., der sogenannten »*strenuus*-Gruppe«, im Vordergrund stehen. Neben der herkömmlichen morphometrischen Methode kommen auch moderne Verfahren zur Anwendung, außer dem Vergleich der Chromatin-Diminution auch Studien mit Hilfe der Enzym-Elektrophorese. Diese Untersuchungen erlauben auch Aussagen über populationsgenetische Zusammenhänge (Einsle 1993).

Während die Arbeiten über die Vielzahl der *C. strenuus*-Populationen im Untersuchungsgebiet noch weiterlaufen werden, ließ sich bereits jetzt innerhalb dieser Formengruppe eine weitere, neue *Cyclops*-Art identifizieren, die sich von der Nominatart *C. strenuus* im wesentlichen durch den Zeitpunkt ihrer Chromatin-Diminution unterscheidet: statt in der fünften findet sie hier bereits in der vierten Furchungsteilung statt.

Diese neue Art, *Cyclops stagnalis*, zeichnet sich daneben auch durch einige morphologische Merkmale aus, vor allem den sehr langen Dorn am Endglied P5; auch im Vergleich der Enzym-Elektrophorese weist sie Unterschiede zu anderen, »echten« *C. strenuus*-Populationen auf. Sie

wurde zunächst im Tümpel »Spreit« bei Göttingen/Radolfzell sowie zwei periodischen Waldtümpeln bei Kalkofen/Hohenfels festgestellt, dürfte jedoch auch in anderen periodischen Tümpeln des westlichen Bodenseegebietes vorkommen.

Aus dem Litzelsee (Markelfingen) und einem ähnlichen Tümpel ebenfalls bei Kalkofen/Hohenfels wurden kürzlich zwei weitere neue *Cyclops*-Arten beschrieben, die vorher zunächst als Varianten von *C. furcifer* angesehen worden waren: *C. heberti* und *C. singularis*. Als Ergänzung zur Erstbeschreibung konnte nun weiteres Material über die Populationen des Tümpels Kalkofen gesammelt werden, vor allem jedoch ließ sich die Chromatin-Dimination von *C. singularis* in der vierten und von *C. heberti* in der fünften Furchungsteilung dokumentieren.

Literatur

- BEERMANN, S. (1959): Chromatin-Dimination bei Copepoden. – *Chromosoma* (Berl.) 10:504–514
- DIES. (1977): The dimination of heterochromatic chromosomal segments in *Cyclops* (Crustacea, Copepoda). – *Chromosoma* (Berl.) 60:297–344
- BOILEAU, M.G. & HEBERT, P.D.N. (1988): Genetic differentiation of freshwater pond copepods at arctic sites. – *Hydrobiologia* 167/168: 393–400
- EINSLE, U. (1962): Die Bedeutung der Chromatin-Dimination für die Systematik der Gattung *Cyclops* s. str. – *Die Naturwissenschaften* 49. Jg.4:90
- DERS. (1963): Untersuchungen über die Variabilität von *Cyclops furcifer* CLAUS, 1857. – *Crustaceana* 5:193–204
- DERS. (1964 a): Die Gattung *Cyclops* im Bodensee. – *Arch. Hydrobiol.* 60:133–199
- DERS. (1964 b): Das Crustaceenplankton des Mindelsees. – *Beitr. naturk. Forsch. SW-Deutschland* 23:53–70
- DERS. (1966): Die Buchenseen bei Radolfzell (Bodensee) und ihr Zooplankton. – *Mitt. bad. Landesver. Naturk. Naturschutz N.F.* 10:27–63
- DERS. (1969): Populationsdynamische und synökologische Studien am Crustaceenplankton zweier Kleinsseen. – *Beitr. naturk. Forsch. SW-Deutschland* 28:53–73
- DERS. (1970): Weitere Ergebnisse limnologischer Untersuchungen an den Buchenseen (bei Radolfzell/Bodensee). – *Veröff. Landesst. Naturschutz und Landschaftspflege* 38:95–112
- DERS. (1988): Taxonomy of the genus *Megacyclops* (Crustacea, Copepoda): morphometry and the use of enzyme electrophoresis. – *Hydrobiologia* 167/168:387–391
- DERS. (1993): Crustacea: Copepoda: Calanoida und Cyclopoida. – *Süßwasserfauna von Mitteleuropa* Bd.8 Heft 4 Teil 1: 1–209. Gustav Fischer Verlag Stuttgart
- DERS. (1996): *Cyclops heberti* n. sp. and *Cyclops singularis* n. sp., two new species within the genus *Cyclops* (»*strenuus*-subgroup«) (Crust., Copepoda) from ephemeral ponds in southern Germany. – *Hydrobiologia* 319: 167–177
- HEBERT, P.D.N. & BEATON, M. (1989): Methodologies for allozyme analysis using cellulose acetate electrophoresis. – *Helena Laboratories, Beaumont, Texas*: 1–31
- KIEFER, F. & EINSLE, U. (1963): Der Litzelsee bei Markelfingen. – *Schr. V. G. Bodensee Umgeb.* 81: 1–10
- KOZMINSKI, Z. (1936): Morphologische und ökologische Untersuchungen an Cyclopiden der *strenuus*-Gruppe. – *Int. Revue ges. Hydrobiol.* 33: 61–240
- RZOSKA, J. (1931): Biometrische Studien über die Variabilität einer Cyclopidengruppe (*Cyclops strenuus* s. lat.). – *Arch. Hydrobiol. Ichthyol.* 5: 193–200

Anschrift des Verfassers:
Dr. Ulrich Einsle, Sonnentauweg 7,
D-78467 Konstanz

Hydrographie des Bodenseeraums während der letzten Vorlandvereisung

Von EDGAR KRAYSS und OSKAR KELLER

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	111
2. Zur Entwicklung des Gewässernetzes seit Beginn des Eiszeitalters	112
3. Hauptphasen und Stände der letzten Vorlandvereisung	115
4. Geomorphologische Prozesse am Rande des Vorlandgletschers	118
5. Hydrographie der Regionen	121
5.1 Argengebiet	121
5.2 Schussental	125
5.3 Linzgau	129
5.4 Hegau, Untersee und Rhein	131
5.5 Sitter-, Thur- und Tössgebiet	135
5.6 Überblick	140
Literaturverzeichnis	141

Eine Karte 1:250000 »Vorlandvereisung des Bodensee-Rheingletschers in der Würmeiszeit« ist diesem Heft am hinteren Umschlag beigelegt.

1. Einleitung

Mit der »Bodensee-Vorlandvereisung während des Würm-Hochglazials« befaßten sich die Autoren dieser Arbeit bereits vor 13 Jahren im 101. Heft dieser Schriftenreihe. Beschrieben wurden der Eisaufbau, die Randlagen des Maximalstandes sowie der Stadiale Komplex Stein am Rhein. Die Karten des rekonstruierten Vorlandgletschers gaben Anlaß zu Erwägungen über die Geometrie und Glazialgeologie der verschiedenen Eiskörper.

In der Zeit, die seit jener Publikation verstrich, ging die glazialgeologische Erforschung des Bodenseeraums weiter. So konnte aufgrund vieler Befunde aus Kiesgrubenaufschlüssen und Bohrungen die Einsicht in die Prozesse an den eiszeitlichen Gletscherrändern wesentlich vertieft werden. Neben den Erkenntnissen, die mit sedimentologischen Methoden gewonnen werden, leistet die morphologische Betrachtung, wie sie von Albrecht Penck begründet wurde, immer noch einen gewichtigen Beitrag zur Lösung glazialgeologischer Probleme. Nach wie vor kommen wir nicht darum herum, uns mit vereinfachenden Modellen sowohl zeitlicher als auch räumlicher Natur an das eiszeitliche Geschehen heranzutasten.

Wenn den Autoren erneut Gelegenheit geboten wird, in dieser Schriftenreihe über die letzte Vorlandvereisung im Bodenseeraum zu berichten, so soll nun vor allem auf die *hydrographischen Verhältnisse* während den verschiedenen Gletscherständen ausführlicher eingegangen werden. Die verschlungenen Wege mancher dem Bodensee zustrebender Gewässer haben schon früher die lokalen Eiszeitforscher beschäftigt. Erstmals soll aber hier die *letzteiszeitliche Hydrographie des gesamten Bodenseeraums* umfassend zur Darstellung gelangen. Unter dem

Begriff »Bodenseeraum« verstehen wir dabei das Gebiet innerhalb der Grenzen, die im Maximalstand der letzten Vergletscherung vom Vorlandeis erreicht wurden (Abb.3).

Ein *allgemeiner* Teil berichtet über

- die Entwicklung des Gewässernetzes seit Beginn des Eiszeitalters,
- die Hauptphasen und Stände der letzten Vorlandvereisung und
- die geomorphologischen Prozesse am Rande des Vorlandgletschers.

Dem folgt in einem *speziellen Teil*

- die Darstellung der Eisrandentwässerung in den einzelnen Regionen mit abschließendem Überblick.

Eine Unterteilung in verschiedene Regionen (Abb.3) drängt sich auf, um dem Leser den Zugang zu jenem Gebiet zu erleichtern, mit dem er geographisch vertraut ist. Vielleicht haben ihn die mannigfaltigen Formen ehemaliger Flußtäler, ausgelaufener Seebecken oder markanter Felsschluchten in seiner Umgebung schon hin und wieder zum Nachdenken und Fragen ange-regt. Für genaueres Studium der lokalen Verhältnisse ist es zweckmäßig, sich der Topographi-schen Karten 1:50000 des Landesvermessungsamtes Baden-Württemberg beziehungsweise der Schweizerischen Landestopographie zu bedienen. Dort sind auch alle Orts- und Flurnamen zu finden, die hier verwendet werden. Die beigelegte Karte 1: 250 000 soll vor allem die letzteis-zeitlichen Entwässerungssysteme im größeren Zusammenhang erläutern.

Die Anmerkungen und das Literaturverzeichnis sind deshalb etwas ausführlicher gehalten, um auf eine Reihe neuerer glazialgeologischer Arbeiten aus dem Bodenseeraum hinzuweisen.

2. Zur Entwicklung des Gewässernetzes seit Beginn des Eiszeitalters

Daß die »klassische« Gliederung des Eiszeitalters in die vier Eiszeiten Günz – Mindel – Riß – Würm einer Revision bedarf, hat sich in den letzten Jahren auch für den Bodenseeraum erwiesen. Ohne uns an dieser Stelle auf eine Diskussion um die Neugliederung des Pleistozäns einzulassen, möchten wir den Rückblick auf die Entwicklung des Gewässernetzes in die derzeitigen Vorstel-lungen einbetten. Als neue Gliederung bietet sich für das Alpenvorland folgendes Schema an¹:

Hauptkomplexe	Eiszeiten
Riss-Würm-Komplex 10000–0,8 Mio J.v.h.	Oberes Würm Älteres Würm Jungriss Doppelwallriss Älteres Riss
Deckenschotter-Komplex 0,8 Mio–1,7 Mio J.v.h.	Mindel-Haslach-Komplex Günz-Komplex
Deckschotter-Komplex 1,7 Mio–2,5 Mio J.v.h.	Donau-Komplex Biber-Komplex

Neben den klassischen vier Eiszeiten treten in dieser (vorläufigen) Tabelle verschiedene wei-tere glaziale Zyklen und Komplexe auf. Offen ist allerdings noch, ob im Riss-Würm-Komplex wirklich fünf »Eiszeiten« durch Warmzeiten voneinander abtrennbar sind.

1 Schema nach ELLWANGER (1994) in BENDA, Das Quartär Deutschlands, S.259. Weiteres zur Quartär-stratigraphie im Bodenseegebiet SCHREINER (1989, 1992), zu den pleistozänen Vergletscherungen des süddeutschen Alpenvorlandes HABBE (1989).

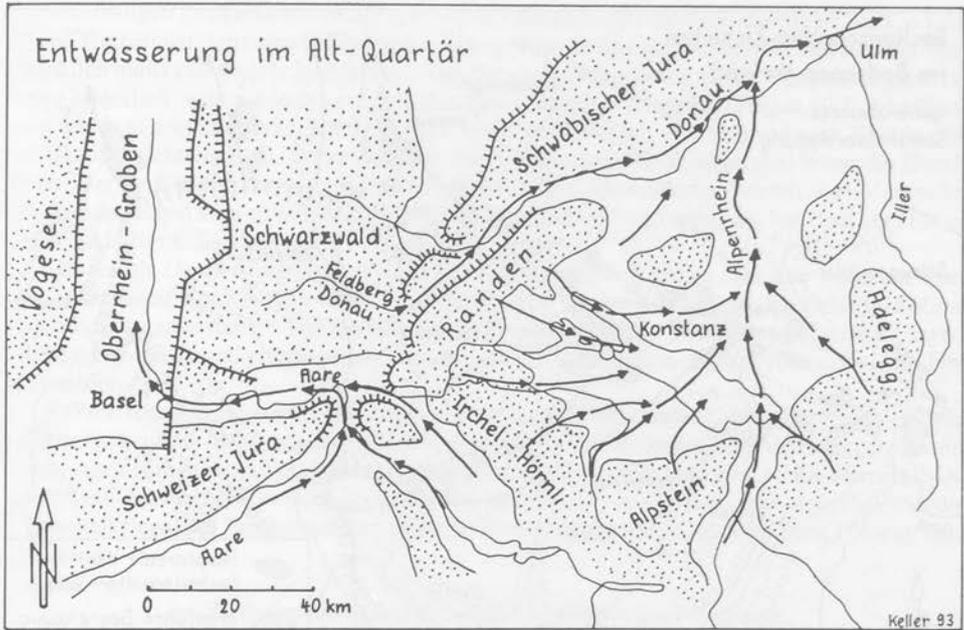


Abb. 1 Alpenvorland im Alt-Quartär vor rund 2 Millionen Jahren. Der Alpenrhein fließt nordwärts zur Donau und sammelt die Zuflüsse aus dem heutigen Bodenseeraum.

Wir beginnen unseren Überblick mit einer Rekonstruktion des Gewässernetzes im *Alt-Quartär*, das in obiger Tabelle mit dem *Deckenschotter-Komplex* Donau/Biber gleichzusetzen ist. Die Abb.1 zeigt im Sinne eines Modells die Hydrographie des Alpenvorlandes zwischen dem Oberrhein-Graben und der Iller. Nachdem die Aare noch im Unteren Pliozän das Schweizer Mittelland als Oberlauf der Donau entwässert hatte, wendet sie sich jetzt westwärts dem tiefliegenden Oberrhein-Graben zu². Östlich einer Wasserscheide von den Alpen über das Hörnli-Bergland zum Randen ist das Gebiet, in dem später einmal der Bodensee liegen wird, gänzlich auf die Donau ausgerichtet. Als Sammelstrom figuriert der Alpenrhein, dem eine Reihe kleinerer Flüsse von den Hochflächen des Randen, des Hörnligebiets und der Adelegg her zufließen³.

Eine wesentliche Umgestaltung des Großreliefs setzte ein, als während den *Deckenschotter-Eiszeiten* die Alpengletscher bis ins Vorland vorzustoßen begannen⁴. Die Mechanismen der Eisströme und ihre morphodynamischen Auswirkungen dürften die gleichen gewesen sein, wie wir sie von den jüngeren Vereisungen her kennen. Das Auslaßtal des Alpenrhains wurde verbreitert und vertieft. Im Vorland schürfte das Eis ein flaches Becken aus. Der in die Höhe und nach außen wachsende Eiskuchen der Vorlandvergletscherung drang in die Seitentäler ein, staute dort Seen auf und bewirkte schließlich deren Überlaufen in benachbarte Depressionen. In den neu angelegten Abflurinnen lagerten die Schmelzwässer Kiese und Sande ab, die relik-tisch erhalten blieben. Als *Deckenschotter* finden wir sie verbreitet am Nordrand des Bodensee-

2 Zur Flußgeschichte von Aare/Donau und Alpenrhein VILLINGER (1986, 1989).

3 Nach GRAF (1993) floß während den frühen Deckenschotter-Eiszeiten der Alpenrhein über das Walensee-tal zur Aare. In diesem Fall wäre der zur Donau entwässernde Sammelstrom eher als Ill anzusprechen.

4 KRAYSS & KELLER (1989), KELLER (1994).

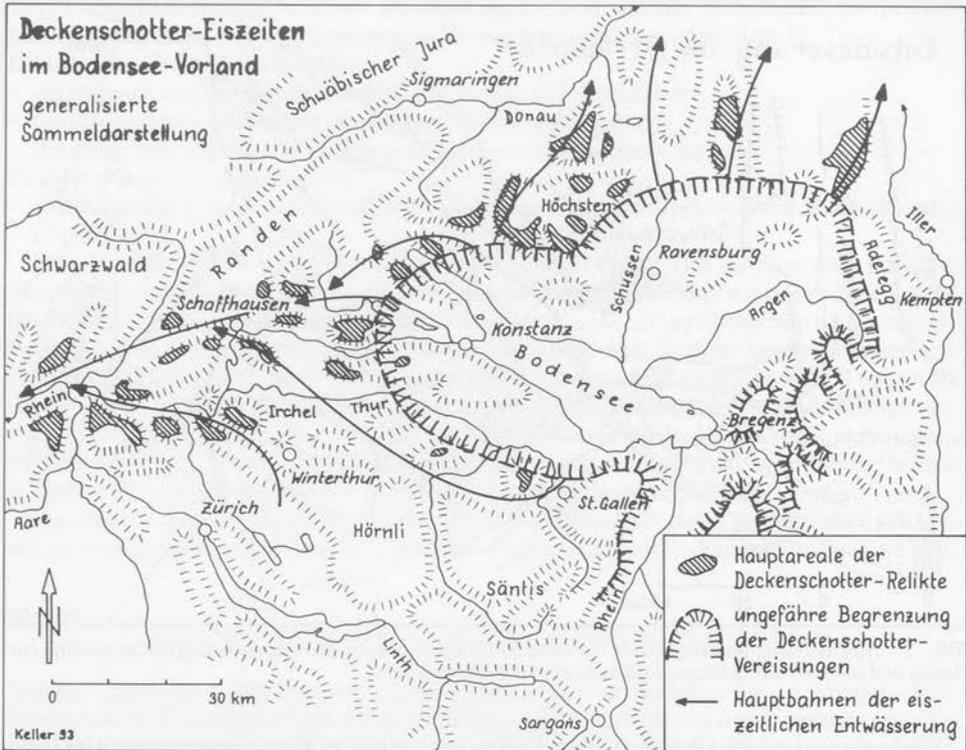


Abb. 2 Bodensee-Vorlandvereisungen während den Deckenschotter-Eiszeiten. Die Ablagerungen der Schmelzwasserflüsse blieben als Deckenschotter vor allem in Oberschwaben und im Hochrheingebiet reliktsch erhalten.

beckens und beidseits des Hochrheins (Abb.2). Ihre Verteilung läßt darauf schließen, daß sich die Ausbreitung der Deckenschotter-Vorlandvereisungen auf das Gebiet innerhalb eines Bogens vom Schienerberg über den Höchstern zur Adelegg beschränkte. Während jeder Vereisungsphase begünstigte das starke Gefälle in den westwärts zur Aare gerichteten Überlauf-rinnen eine kräftige Tiefenerosion. Am Ende einer dieser Deckenschotter-Eiszeiten – wahr-scheinlich aus dem Günz-Komplex – lag das Niveau der über den Hegau verlaufenden Abfluß-rinne tiefer als die Überlaufschwelle und das Tal des Alpenrheins zur Donau. Vermutlich hatte die abgeschmolzene Vorlandvereisung einen noch hoch gelegenen Bodensee hinterlassen, des-sen Abfluß jetzt nach Westen erfolgte. Der alte Lauf des Alpenrheins zur Donau fiel trocken und wurde seither nur noch unter glazialen Bedingungen aktiviert.

Der Übergang vom Deckenschotter-Komplex zum Komplex Riss-Würm ist im Bodensee-raum durch eine hohe Erosionsleistung gekennzeichnet. In der ehemaligen Schwellenzone zwi-schen dem Untersee und Schaffhausen betrug die Eintiefung 250–300 m, und wohl überwie-gend durch die Erosion fließender Gewässer. Die größte Vorlandvereisung des Rheinglet-schers, die zwischen Sigmaringen und Riedlingen sogar noch die Donau überschritt, dürfte an den Beginn des Riss-Würm-Komplexes zu stellen sein. Neben der großen Ausdehnung des Eis-körpers ist sie dadurch charakterisiert, daß es in den peripheren Zonen – vorwiegend im Gürtel

der ehemaligen Deckenschotter-Ablagerungen – zur Erosion schmaler, aber tiefer Becken kam. Diese Rinnen wurden anschließend mit mächtigen Seeablagerungen verfüllt, und sie sind oberflächlich meist kaum mehr zu erkennen. Das Gewässernetz, das die größte Vorlandvergletscherung hinterließ, wurde dominiert durch den Rhein, der über Singen im Hegau nach Schaffhausen und von dort durch den Klettgau nach Waldshut floß. Auf den Eingang zum Klettgau bei Neuhausen richteten sich vermutlich auch die Zuflüsse aus dem Thurgau aus. Wann der Durchbruch der Thur in den Raum Eglisau erfolgte, läßt sich zeitlich schwer fixieren. Zu bedeutenden Flußumlegungen kam es während der größten Vorlandvergletscherung auch in dem vom Eis erfaßten Abschnitt des Donautals⁵.

Mit der als *Doppelwallriss* bezeichneten Vorlandvergletscherung fällt sehr wahrscheinlich die Umlenkung des Klettgau-Rheins ins Becken von Rheinau und durch die Rafzerfeld-Rinne nach Eglisau zusammen⁶. Die Barriere der Engisotter, die die Umlenkung bewirkten, ist sowohl das Werk des Rheingletschers als auch des Linthgletschers, die bei Neuhausen aufeinanderstießen.

Auf die Abweichungen der Hydrographie am Beginn der *letzten Vorlandvereisung* (Oberes Würm) gegenüber den heutigen Verhältnissen, werden wir im regionalen Teil zu sprechen kommen. Als Errungenschaften dieser Vergletscherung seien immerhin hier schon vermerkt: Der neue Lauf des Rheins durch den Untersee und das Becken von Diessenhofen, sein Fall über den Malmkalkriegel bei Neuhausen und die neue Stromstrecke von Rüdlingen über Tössegg nach Eglisau⁷.

3. Hauptphasen und Stände der letzten Vorlandvereisung

Der Beginn der letzten Eiszeit, der Würmeiszeit, wird heute aufgrund weltweiter Daten allgemein auf rund 110 000 J.v.h. angesetzt. Über die Gliederung des Würmglazials nach kälteren und wärmeren Phasen mit entsprechenden Eisbedeckungen sind hingegen verschiedene Versionen im Umlauf. Weitgehend einig ist man sich darüber, daß sich die letzte große Vorlandvergletscherung rings um die Alpen im Zeitraum zwischen 25 000 J.v.h. und 10 000 J.v.h. abspielte⁸. Als wichtige Zeitmarken für den letzten wärmeren Zeitabschnitt vor dem Eisvorstoß ins Alpenvorland gelten die Datierungen von 27 000 J.v.h. an organischem Material in den Bänder-tonen von Baumkirchen bei Innsbruck⁹ und von 28 000 J.v.h. an den Schieferkohlen von Gos-sau im Zürcher Oberland¹⁰.

Die wenigen Daten aus dem Bodenseeraum gestatten noch keine eindeutige Rekonstruktion des Eisaufbaus. Die Autoren stellten ein Modell auf, in dem sie den Vorstoß des alpinen Eisstromnetzes aus einer Position bei Domat-Ems westlich Chur um 25 000 J.v.h. beginnen lassen¹¹. Der Aufbau des Vorlandgletschers und das Rückschmelzen bis in die Alpentäler wird in 4 Hauptphasen gegliedert¹²:

5 VILLINGER (1985, 1986).

6 Zur Quartärgeologie des Klettgaus und im Raum Schaffhausen SCHINDLER (1985), KRAYSS (1988), HOFMANN (1994).

7 Zur Rekonstruktion eines »Alt-Bodensees« vor der letzten Eiszeit KELLER (1994, Abb.15).

8 Alle im folgenden aufgeführten Zeitmarken beziehen sich auf ¹⁴C Datierungen, sind also sogenannte ¹⁴C-Jahre. Nach neuen Untersuchungen sind die ¹⁴C-Alter gegenüber der wirklichen Zeit, ausgedrückt in Kalenderjahren, zwischen 12 000 und 20 000 J. v. h. um 1000 bis 4000 Jahre zu jung.

9 FLIRI et al. (1972).

10 SCHLÜCHTER et al. (1987).

11 KELLER & KRAYSS (1991 b).

12 KELLER & KRAYSS (1993).

A. Vorstoß in die Vorlandbecken 25 000–22 000 J.v.h.
B. Aufbau der Vorlandvergletscherung 22 000–19 000 J.v.h.
C. Eishochstände Maximum – Stein am Rhein 19 000–15 500 J.v.h.
D. Rückschmelzen in den Vorlandbecken und Ausläßtälern 15 500–13 500 J.v.h.

Diesem Modell gemäß erreichte der aus den alpinen Hochzonen Graubündens vorstoßende Eisstrom den Bodenseeraum vor rund 22 000 Jahren. Im Becken des Obersees begann sich ein Vorlandgletscher auszubreiten. Nach einer vermutlich interstadialen Oszillation der Eisränder bei Ravensburg und im Raum Hohentannen/Bischofszell, der sogenannten *Ravensburg-Schwankung*, kam es von 22 000 J.v.h. an zum weiteren Aufbau der Vorlandvergletscherung auf den wärmzeitlichen *Maximalstand* (Abb.3). Dieser dürfte zwischen 20 000 und 19 000 J.v.h. erreicht worden sein¹³.

Wie in den meisten Gebieten der alpinen Vorlandvergletscherung zeichnet sich die *Hauptphase C der Eishochstände* auch im Rheingletschergebiet durch eine Abfolge von 3 *Eisrandkomplexen* aus, nämlich durch die Randlagen des *Würm-Maximums* und die beiden internen Eisrandkomplexe *Feuerthalen* und *Stein am Rhein*. Im Raum Schaffhausen-Singen wurde es üblich, die Abfolge der Eisrandlagen nach den entsprechenden Schotterterrassen von außen nach innen durchnummerieren, woraus sich für die 3 Eisrandkomplexe eine Unterteilung in die Stände (1) bis (8) ergibt. Als Stände (9) und (10) bezeichnen wir die beiden Eisrandlagen des *Konstanz-Stadiums*. Nachdem die Eismassen des Vorlandgletschers im Stand (10) bereits auf etwa 1/6 des Volumens im Maximalstand abgeschmolzen waren, korrelieren wir diesen Eisrandkomplex mit der *Hauptphase D* des abschließenden Rückschmelzens in den Vorlandbecken und Ausläßtälern¹⁴.

Die 4 *Eisrandkomplexe* markieren gewißermaßen die Pegelstände des Eismeers im Bodenseebecken. Gesteuert wurden die Prozesse des Eisaufbaus und Abschmelzens durch die *Schwankungen des Klimas*. Bei einer Temperaturerniedrigung um 10° C gegenüber heute lag die Schneegrenze während dem Würm-Maximum in den Voralpen eindeutig unter 1000 m ü.M. Eine mäßige Temperaturerhöhung führte zum Anstieg der Schneegrenze gegen 1300 m ü.M. und damit zur *ersten Rückschmelzphase*. An den Relikten des Eisrandkomplexes Stein am Rhein zeichnet sich indessen als Folge eines Temperaturrückgangs ein *erneuter Eisaufbau* mit Schneegrenzen um 1200 m ü.M. ab. Erst die Klimaverbesserung der anschließenden *zweiten Rückschmelzphase* mit Schneegrenzen um 1500 m ü.M. im Konstanz-Stadium bewirkte das endgültige Abschmelzen der Vorlandvergletscherung im Bodenseebecken.

Die anschließende Zusammenstellung versucht eine *zeitliche Einordnung* der 4 Eisrandkomplexe. Infolge des spärlichen datierbaren Materials ist die Chronologie jedoch immer noch recht problematisch. Dieser Vorbehalt gilt auch für die Zeitmarken zu den Hauptphasen A–D¹⁵.

13 Gestützt auf eine ¹⁴C-Datierung an einem Mammutzahn (Kiesgrube Hochwacht östlich Bregenz) postulieren DE GRAAFF & DE JONG (1995) einen Eisaufbau, der um 24 000 J. v. h. bereits einen Großteil des Oberseebeckens verfüllt hätte. Das Würm-Maximum vermuten sie zwischen 21 000 und 20 000 J. v. h.

14 Mit dem Konstanz-Stadium befassen sich KELLER & KRAYSS (1994). Die Arbeit enthält eine Karte des rekonstruierten Vorlandgletschers im Stand (10) im Maßstab 1:150 000.

15 DE GRAAFF & DE JONG (1995) sowie DE JONG et al. (1995) gliedern die Abschmelzphasen nach 4 Rückzugskomplexen (Datierungen in ¹⁴C J. v. h.): Der erste Rückzugskomplex (um 20 000) markiert das erste

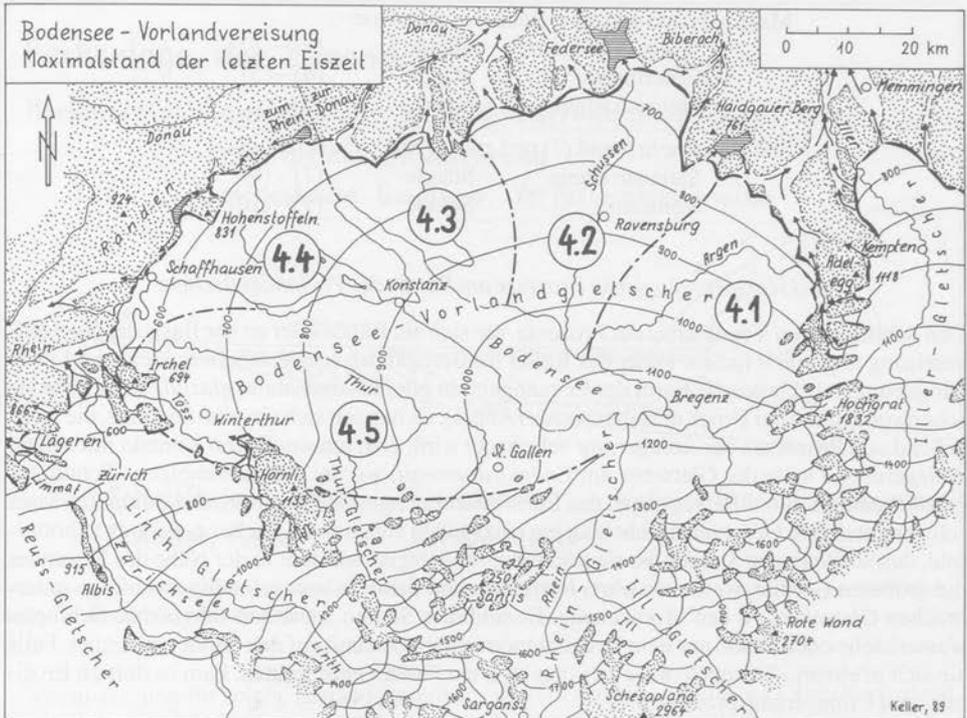


Abb. 3 Bodensee-Vorlandvereisung im Maximalstand der letzten Eiszeit. Unterteilung des Bodenseeraums in Regionen: 4.1 Argengebiet, 4.2 Schussental, 4.3 Linzgau, 4.4 Hegau, Untersee und Rhein, 4.5 Sitter-, Thur- und Tössgebiet.

Eisrandkomplexe	Stände	Ungefähre Zeitmarken
Würm-Maximum W/Max	(1)–(3)	20 000–18 000 J.v.h.
Feuerthalen W/F	(4)–(5)	17 000
Stein am Rhein W/S	(6)–(8)	16 000
Konstanz W/K	(9)–(10)	15 000

Neben der räumlichen Gliederung nach Eisrandkomplexen verwenden wir im Fortgang dieser Arbeit auch die klimabezogene Unterteilung in die beiden Rückschmelzphasen. Sie werden getrennt durch die Zwischenphase des Eisvorstoßes im Stand (7) des Eisrandkomplexes Stein am Rhein.

Abschmelzen nach dem Maximalstand. Der zweite Rückzugskomplex (16 000 bis 15 000) entspricht dem Stadial Stein am Rhein. Der dritte und vierte Rückzugskomplex (14 600 bis 13 500) entsprechen dem Stand (10) des Konstanzstadiums und einer etwas interneren Eisrandlage.

Maximalstand und erste Rückschmelzphase			
Würm-Maximum	Stände	(1)–(3)	
Feuerthalen	Stände	(4)–(5)	
Stein am Rhein	Stand	(6)	
Stein am Rhein Stand (7) und zweite Rückschmelzphase			
Stein am Rhein	Stände	(7)–(8)	
Konstanz	Stände	(9)–(10)	

4. Geomorphologische Prozesse am Rande des Vorlandgletschers

Den Schlüssel zum Verständnis der Prozesse, die sich am Rande oder an der Basis der Vorlandvereisung abgespielt haben, bildet das Relief im Bereich der vergletscherten Areale und ihrer Umgebung. Als klassische Form der Eisrandgebilde gilt die sogenannte *glaziale Serie*, wie sie schon von Altmeister Penck definiert wurde (Abb.4). Es handelt sich um eine Sequenz, die weitgehend von Prozessen der *Ablagerung* beherrscht wird. Den unmittelbaren Kontakt mit seinen Ablagerungen hatte der Gletscher am *Endmoränenwall*, wo der ausgeschmolzene Schutt angehäuft und oft durch Bewegungen des Eises zusammengestaucht wurde. Die Schmelzwässer schwemmten ihre Geschiebefracht über ein nach außen zunehmend flacher geneigtes Schotterfeld, den sogenannten *Sander*, wo sie sukzessive abgelagert wurden: In der Nähe des Eisrandes die größeren Gerölle, weiter auswärts Mittelkies und Sand. In unregelmäßiger Abfolge unterbrachen *Gletschertore* den Moränenzug. Es sind dies Stellen, an denen subglaziale Schmelzwasserbäche oder Flüsse aus dem Beckeninnern aufstießen und auf den Sander austraten. Falls sie sich in einem »Trompetental« im vorgelagerten Sander einschnitten, kam es dort zu Erosions- und Umlagerungsprozessen.

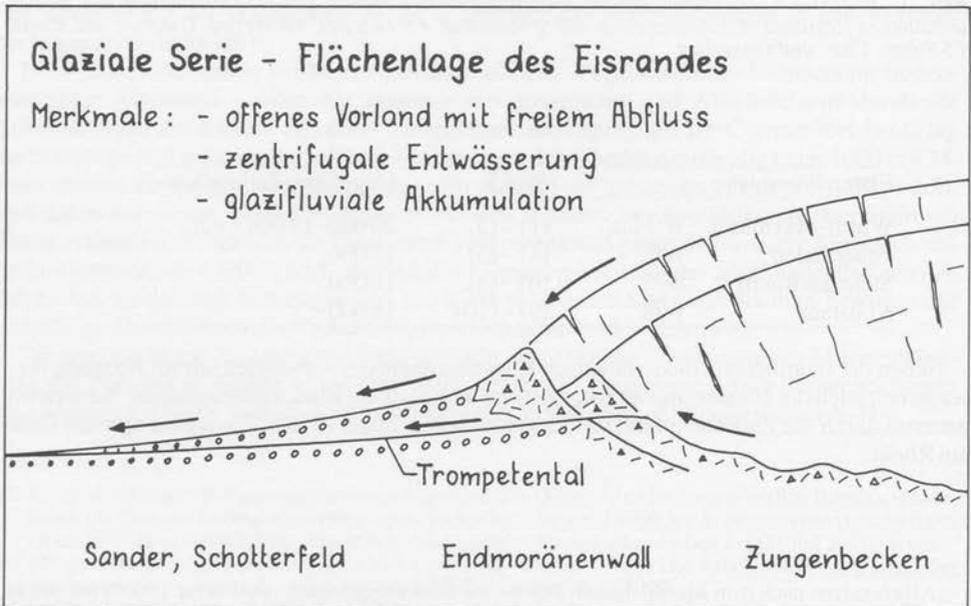
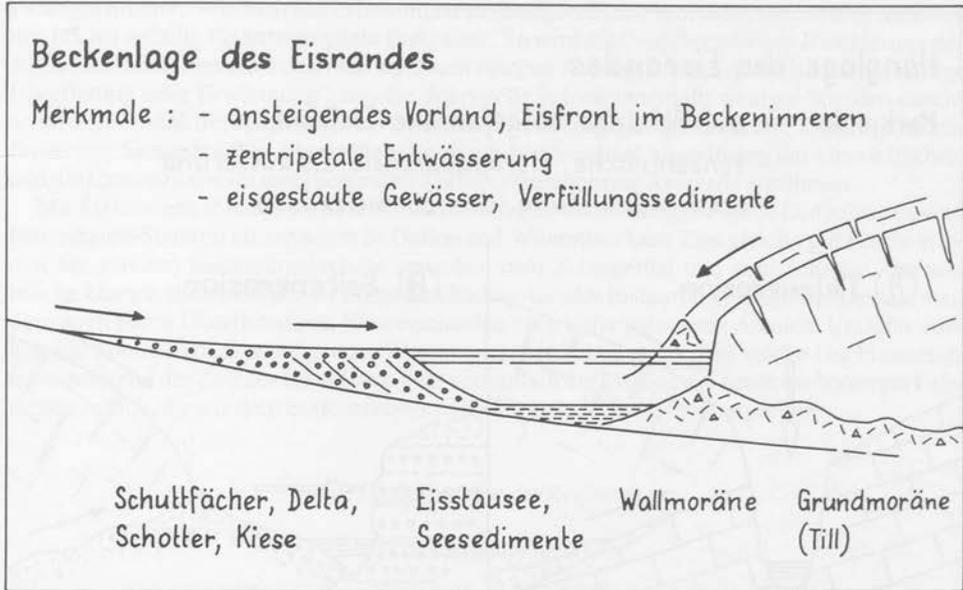


Abb. 4 Glaziale Serie - Flächenlage des Eisrandes.

Abb. 5 *Beckenlage des Eisrandes.*

Voraussetzung für solche Eisrandsituationen war ein offenes und flaches Gletschervorland, sowie eine zentrifugale, also nach außen gerichtete Entwässerung. Im Rheingletschergebiet finden wir diese Eisrandstruktur vor allem in Oberschwaben aufs Schönste ausgebildet, wo die Schmelzwässer über mehr als ein halbes Dutzend breiter Sander der Donau zuflossen. Im Einzugsgebiet des Hochrheins kam es im Maximalstand nur unterhalb Schaffhausens zur Ausbildung größerer Sander, im Stadial Stein am Rhein hingegen verbreitet in den Stirnbereichen der separaten Gletscherzungen, und zwar entsprechend dem erneuten Eisvorstoß im Stand (7).

Wo dem Eisrand ein *Becken* vorgelagert war, bildete sich ein *Eisrandsee*. Von einem *Eisstausee* ist dann die Rede, wenn die Eisfront das Becken auf seiner offenen Seite abriegelte und direkt gegen den Wasserkörper stürzte (Abb.5). Hier lagerte sich allenfalls eine Unterwasser-*moräne* ab und es kam zur Kalbung von Eisbergen, die abschmelzend auf dem Wasser trieben. Dem Eisrandsee zufließende Gewässer lagerten Schotter ab, welche mit schräg einfallenden Schichten die typischen Deltastrukturen zeigen. Der enorme Gehalt an Geschiebe und Schwebstoffen führte in vielen Fällen zu einer raschen Verfüllung des Staugewässers, sodaß sich Seeablagerungen von bedeutender Mächtigkeit aufbauen konnten. Der Abfluß der Eisstauseen erfolgte entweder zentrifugal durch eine Einmündung im Beckenrand oder dem Eisrand folgend nach tiefer gelegenen Seen und Rinnen. In gewissen Fällen wäre auch an eine Entwässerung durch den Gletscher hindurch zu denken.

Als bedeutende Eisrandseen figurierten im Maximalstand der Wurzacher See und der Federsee. Die große Zeit der *Eisstauseen* kam während den Rückschmelzphasen im Argengebiet, im Schussental sowie im Linzgau vor den Schwellen zum Donausystem. Im Bregenzerwald sowie in den Tälern der Sitter und Thur stauten sich die aus dem Bergland zufließenden Gewässer am Rande des Vorlandgletschers, der sukzessive auf immer tiefere Lagen zurückschmolz. Als letzter Eisstausee im Bodenseebecken kann der Überlingersee des Konstanz-Stadiums gelten.

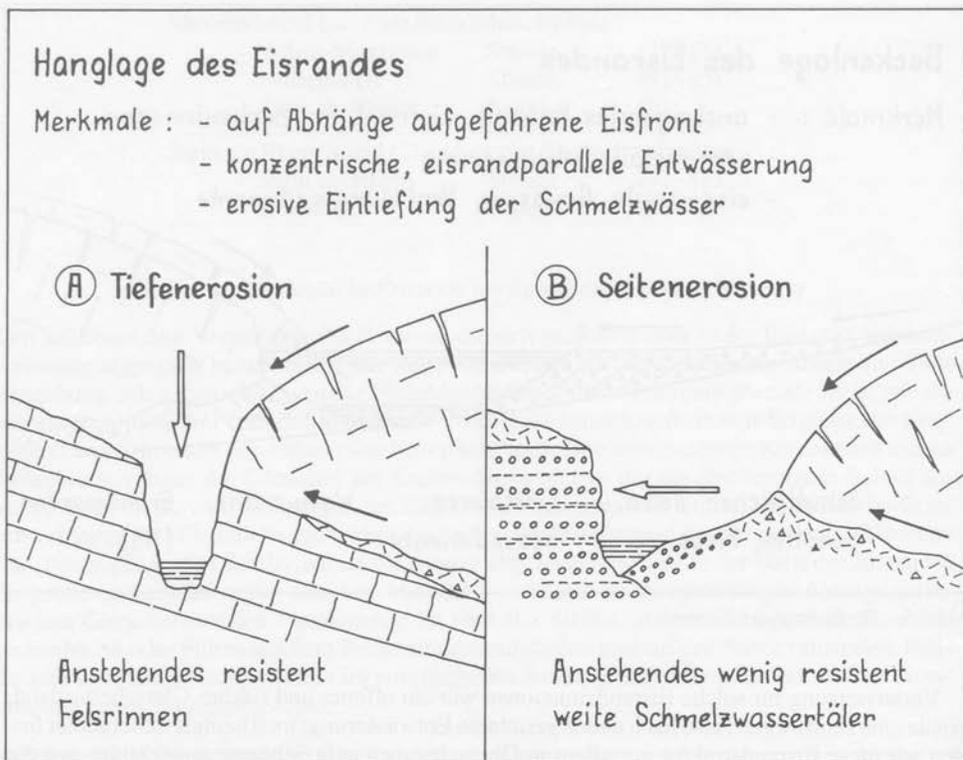


Abb. 6 *Hanglage des Eisrandes.*

Nicht mehr um Eisstauseen, sondern um *Moränenstauseen* handelte es sich bei den dem Eisrand vorgelagerten Seen im Thurtal sowie im Rheintal zwischen Schaffhausen und Konstanz. Hier stürzte die Eisfront während der ganzen Zeit ihres Rückschmelzens direkt in den Seen, deren Abflusshöhe durch die Moränen und Schotter der vorangegangenen Eisrandlagen bestimmt war.

Im klaren Gegensatz zu den *akkumulativen Prozessen* der soeben beschriebenen Eisrandtypen stehen die *erosiven*, die sich an andern Eisrandabschnitten abgespielt haben (Abb.6). Erosion trat dort auf, wo der Vorlandgletscher gegen ein relativ *kräftig ansteigendes Gelände* stieß. Gemeint ist hier indessen nicht der abschleifende Effekt des Gletschereises an seiner Sohle, sondern die abtragende Wirkung der Schmelzwässer, die gezwungen waren, sich einen Weg dem Eisrand entlang zu bahnen. Je nach den Verhältnissen der Topographie und der Beschaffenheit des Untergrunds wirkte die Erosion des *Eisrandflusses* mehr in die Tiefe oder seitwärts ausgreifend. Im resistenten Kalkfels des Juras sind enge Rinnen die Regel, während Sandsteine und Mergel der Molasse oder älteres Moränenmaterial der Seitenerosion weniger Widerstand leisteten. Voraussetzung für die vielfach zu beobachtenden bedeutenden Erosionswirkungen waren rasch fließende Wassermassen mit kräftigem Geschiebetrieb. Beide Bedingungen waren während den sommerlichen Schmelzperioden erfüllt.

Eine kaum zu überschätzende Rolle bei diesen Erosionsprozessen dürfte auch der Umstand gespielt haben, daß sich die Abflüsse eisgestauter Gewässer vielfach durch *Eisrandschluchten*

zwängen mußten. Wie man aus Erfahrungen an heutigen Gletschern weiß, sind solche Situationen höchst anfällig für katastrophale Ereignisse. So wird eine vorübergehende Blockierung des Abflusses durch den Gletscherrand zu einem raschen Anstieg des Seespiegels führen. Infolge Überflutung oder Erwärmung kann die Sperrstelle jedoch innerhalb weniger Stunden durchschmelzen, sodaß die aufgestauten Wassermassen fast schlagartig freiwerden. Derartige Hochfluten aus Seeausbrüchen übertreffen die durch Niederschlag ausgelösten um ein vielfaches, und die Erosion kann im unterliegenden Abflußsystem enorme Ausmaße annehmen.

Mit Eisstauseen standen die *Schmelzwassertäler* in Verbindung, zu deren Eintiefung es vom Feuerthalen-Stadium an zwischen St.Gallen und Winterthur kam. Das gleiche gilt für die Rinnen der zweiten Rückschmelzphase zwischen dem Schussental und dem Linzgau. Seeausbrüche können aber nicht nur als Folge durchschmelzender Eisbarrieren ausgelöst werden, sondern auch durch Überfluten von Wasserscheiden nach tiefer gelegenen Arealen. Ursache wäre hier ein kontinuierlich ansteigender Wasserspiegel in Eisstauseen. Auf solche Hochflutereignisse während der Zeit des Eisaufbaus geht vermutlich die Erosion der heute verborgenen Felsrinnen zurück, die aus dem Bodenseebecken ins Iller- und Risstal hinübergreifen.

5. Hydrographie der Regionen

5.1 Argengebiet

(Dazu: Profil Oberstaufen-Leutkirch, Abb.7)

Zwischen Langenargen und Kressbronn mündet ein Fluß in den Bodensee, dessen Wasserführung nach dem Alpenrhein und der Bregenzer Ach an dritter Stelle steht: die Argen. Zusammen mit ihrer viel kleineren Schwester, der Leiblach, entwässert sie ein hügeliges Moränengebiet, das dem Molassebergland vom Pfänder zur Adelegg vorgelagert ist. Mit seinen beiden Ästen, der Oberen und Unteren Argen, reicht das Flußsystem bei Oberstaufen und Missen noch in die Faltenmolasse hinein.

Ein weiter Bogen von Moränenwällen schließt das Argengebiet hydrographisch gegen die Talungen der Eschach und Wurzacher Ach ab, die sich zur Iller und weiter zur Donau entwässern. Etwas weniger eindeutig ist die Abgrenzung gegen das westwärts anschließende Flußgebiet der Schussen. Zwar markiert der Moränensporn der Waldburg samt seinem Abfall zum Bodensee einen gewissen Abschluß zum Schussenbecken. Von einer deutlichen Wasserscheide kann aber keine Rede sein, indem die Wolfegger Ach den Moränenrücken des Altdorfer Waldes bis auf die Molasse hinab durchbricht und ein ansehnliches Gebiet des Argengebietes rings um Kisslegg herum zur Schussen entwässert¹⁶.

Gegenüber heute dürfte das Einzugsgebiet der Argen zu Beginn der letzten Vorlandvereisung insofern noch größer gewesen sein, als sich damals das Wurzacher Becken über das Karbachtal zum Bodensee hin entwässerte¹⁷. Auch ist anzunehmen, daß die Eschach aus dem Gebiet der Adelegg der Argen tributär war.

Die glaziale Hydrographie des Argengebietes ist dadurch charakterisiert, daß dieses Gebiet sowohl beim Eisaufbau als auch während den Rückschmelzphasen einer Vorlandvergletscherung von geschiebereichen Fluten passiert wurde. Zum Schmelzwasser des hier ins Vorland austretenden Rheingletschers kam die Entwässerung des gesamten Bregenzer Waldes, sobald oder solange der Bregenzer Ach durch den Eisstrom im Rheintal der Ausgang südlich Bregenz

¹⁶ Zur Wolfegger Ach als einer »Individualistin unter den Flüssen Oberschwabens« SCHILLIG (1989).

¹⁷ GERMAN (1976).

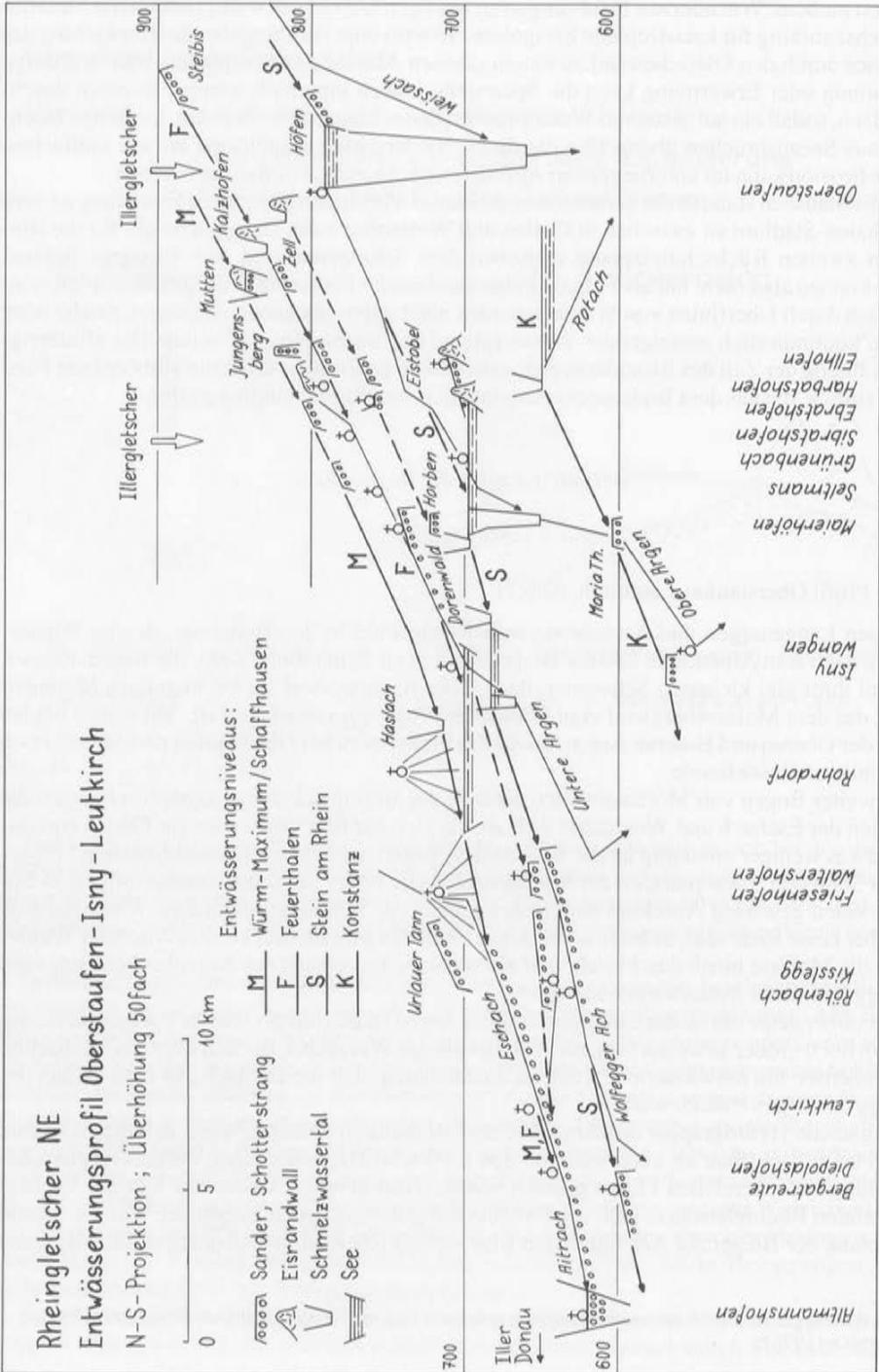


Abb. 7 Entwässerungsprofil Oberstaufen-Isny-Leutkirch.

verwehrt war¹⁸. Aus dieser Situation erklärt sich die weit verbreitete und zum Teil mächtige Quartärüberdeckung des tertiären Reliefs zwischen dem Bodensee und der Adelegg¹⁹.

Aufbauphasen

Im Argenbecken ergab sich eine großräumige Stausituation, als der Eisrand des sich aufbauenden Vorlandgletschers am Waldburgsporn ein Niveau über 600 m erreicht hatte. Die Schwelle zum Illergebiet lag auf ca. 640 m im Raum Arnach-Reichenhofen. Vorausgesetzt, daß diese Schwelle tiefer lag als der Sattel zum Schussenbecken bei Wolfegg, mußte es dort zum Überlaufen des Argen-Eisstausees zur Iller kommen.

Hydrogeologische Untersuchungen führten in den Jahren 1970–80 im Gebiet Leutkirch/Memmingen zur Entdeckung von bis zu 50 m tiefen Rinnen, die unterhalb der Sohle der dortigen Schotterfelder im Molassefels eingetieft sind²⁰. Dabei reicht eine dieser Rinnen, die Tiefe Aitrach-Rinne, vom Illertal bis ins Gebiet von Arnach. Indem alle Befunde für eine würmzeitliche Entstehung des Rinnensystems sprechen, liegt es nahe, die Erosion der Tiefen Aitrach-Rinne mit einmaligem oder periodischem Anfall von großen Schmelzwassermassen aus dem *Eisstausee im oberen Argenbecken* zu erklären. Eine etwas weniger tiefe Rinne, die Argen-Eschach-Rinne zweigt zwischen Leutkirch und Reichenhofen in den Raum Isny ab. Sie verbindet sich dort auf einem Niveau um 660 m mit einer westwärts abbiegenden Argenrinne. Offensichtlich trat die Argen-Eschach-Rinne in Funktion, als der sich weiter aufbauende Gletscher das *Zweigbecken von Isny* abgeriegelt und dort einen See mit Spiegelhöhe um 700 m aufgestaut hatte. Sobald der vorrückende Eisrand in den jeweiligen Becken die vorgelagerten Stauseen verdrängt hatte, wurden die Abflußkanäle durch die einsetzende Sedimentation rasch verfüllt. Schließlich verschwanden die Rinnen unter den Moränenwällen und Sandern der Eishochstände (1) bis (3).

Maximalstand und erste Rückschmelzphase

Im Maximalstand und bis zum Stadial Stein am Rhein hingen Iller- und Rheingletscher über das Alpseetal östlich Oberstaufen zusammen (Abb.3). Weil dieser Bereich zumindest im Stand (1) mit einer Eishöhe von mehr als 1000 m ü. M. über der Ausschmelzgrenze lag, fehlen für Rekonstruktionen des Höchststandes die direkten Belege.

Als höchste glaziofluviale Relikte der ersten Rückschmelzphase liegen nördlich Oberstaufen die Schotter der Terrasse von Mutten und der ehemaligen Kiesgrube von Jungensberg rund 70 m über der Talsohle der Oberen Argen (Abb.7). Ihr entsprechen im obersten Abschnitt der Unteren Argen die Schotterterrassen von Sibratshofen und Seltmans, die als Sander der bei Weitnau und Wilhams liegenden Zungen des Illergletschers zu interpretieren sind. Mit diesen Relikten rekonstruieren wir ein höchstes *Abflußniveau (M)* zum Eschach-Schwemmfächer von Friesenhofen, mit dem der große Sander über Leutkirch zur Aichtrachpforte einsetzt. Im Abschnitt zwischen Maierhöfen und Rohrdorf, wo der Gletscher ohne Zwischenschaltung von Randwällen gegen das Molassebergland der Riedholzer Kugel und der Adelegg stieß, dürfte in relativ engen Eisrandschluchten erodiert worden sein. Von Friesenhofen an nordwärts wurde der Eisrand-

18 Der Bregenzerwald sowie der westliche Allgäu sind Gegenstand glazialgeologischer Untersuchungen der Universität Amsterdam. Hervorzuheben sind die Arbeiten von DE JONG (1983), DE GRAAFF (1993) sowie DE JONG et al. (1995).

19 SCHOLZ (1993): Geologische Übersichtskarte des Landkreises Lindau, 1:50 000 (mit anschaulichem Bericht zur Geologie und Landschaftsgeschichte).

20 ELLWANGER (1988).

strom (M) mit Zuflüssen aus diversen Gletschertoren im großen Randwall versorgt. Das gleiche gilt für den Gletscherrand von Leutkirch bis ins Wurzacher Becken.

Auch das nächst tiefere *Abflußniveau (F)* – wir ordnen es dem *Feuerthalen-Stadium* zu – verlief zwischen Oberstauen und Riedholz noch um die 50 m über dem Bett der Oberen Argen. Südwärts läßt sich das Niveau (F) bis in den Talkessel von Steibis verlängern, wo die Weissach am Ausgang der Durchbruchsschlucht zwischen Imbergkamm und Spitzlerberg einen Schwemmfächer schüttete²¹. Von dort an erfolgte der Abfluß zwischen der Weissachzunge des Rheingletschers und der Illergletscherzunge im Alpseeal über Hinterstauen nach Kalzhofen. Bei Harbatshofen versperrte eine Talverbauung aus Moränematerial dem Schmelzwasser den direkten Austritt ins Argenbecken und lenkte den Fluß über Ebrathshofen in die Durchbruchsschlucht des Eistobels.

Von Maierhöfen an wurde der Eisrandstrom ins System der Unteren Argen hinübergeleitet. Der mächtige Argenlappen der Vorlandvereisung füllte im Feuerthalen-Stadium das Becken zwischen Waldburg und Adelegg noch bis zur Wasserscheide aus und drängte damit die gesamte Entwässerung des östlichen Eisrandes über das Eschach-Aitrach-System zur Iller. Dabei blieb das Vorflutniveau im Illertal bei Aitrach bis ins Stein am Rhein-Stadium weitgehend unverändert, sodaß auch im Eschachsystem kaum erodiert wurde und das Abflußniveau (F) ab Friesenhofen praktisch mit dem Niveau (M) zusammenfiel. Der Ausgleich der Höhendifferenz erfolgte über eine Seenkette im Raum Isny-Friesenhofen. Bedeutende Gletschertore der Argenzunge lagen während des Feuerthalen-Stadiums im Bereich des Badsees bei Beuren, im Raum Gebrazhofen sowie südlich Diepoldshofen, wo die Wurzacher Ach als Vorflut diente²².

Der Schmelzwasserabfluß über den Eschach-Sander fiel trocken, als sich nach dem Feuerthalen-Stadium die Rinne aus dem Raum Kisslegg nach Diepoldshofen als Hauptentwässerung des östlichen Eisrandes durchsetzte. Das System der Oberen Argen stand jetzt über die Rinne von Doren mit der Unteren Argen in Verbindung, deren Unterlauf über Waltershofen und Kisslegg die Aitrachpforte erreichte. Noch im Feuerthalen-Stadium wurde am Nordende des Waldburgsporns ein Abflußweg ins Schussenbecken frei. Während sich zunächst nur das Weiber-Plateau zwischen Immenried und Wolfegg dorthin entwässerte, erweiterte sich mit dem rückschmelzenden Eisrand das Einzugsgebiet des neu entstehenden Wolfegger Ach-Systems bis in die Gegend von Vogt und westlich Kisslegg²³.

Stein am Rhein Stand (7) und zweite Rückschmelzphase

Im *Stand (7) des Stadials Stein am Rhein* hatte sich das Abflußsystem entscheidend verändert: Das gesamte Schmelzwasser des Argenbeckens floß nun über Wolfegg zur Riss und weiter zur Donau. Seinen Ursprung hatte das *Abflußsystem (S)* in Eisstauseen im Weissachtal mit Überläufen bei Oberstauen und östlich Oberreute. Als eigentliches Sammelbecken wirkte sich der Raum Schönau-Grünenbach aus. Einem Eisstausee auf rund 700 m floßen neben der Oberen Argen die Schmelzwässer der Rotachzunge sowie aus dem Raum Lindenberg zu. Über die Rinne von Doren schloß sich der abfließende Schmelzwasserstrom im Becken von Isny dem Flußlauf der Unteren Argen an²⁴. Nördlich Ratzenried vom Gletschereis erneut gestaut, folgte

21 DE JONG et al. (1995): Nr.10 Im Escha

22 DE JONG (1983).

23 Die Karte von KRAYSS & KELLER (1983) rekonstruiert den Zustand des Abflußsystems im Stand (6), also am Ende der ersten Rückschmelzphase.

24 Die Morphologie der Moränen und Argenterrassen zwischen Isny und Waltershofen untersuchte FIEBIG (1992).

der Strom über das Arrisrieder Moos der heutigen Rinne der Wolfegger Ach bis Bergatreute²⁵. Von dort an leitete ihn der Eisrand der Schussenzunge in einen Eisstausee bei Aulendorf.

Beim Rückschmelzen vom Stand (7) des Stein am Rhein-Stadiums fiel das Wolfegger Ach-System abrupt trocken, als sich der Unteren Argen neue Wege um den Waldburg-Sporn herum öffneten. Auch die Obere Argen fand bei Eglofs wieder in ihr angestammtes Tal zurück. Es muß dabei sehr turbulent zugegangen sein, denn im stark kuptierten Gelände zwischen Bodnegg und Argenbühl lassen sich kaum mehr zusammenhängende Abflußrinnen erkennen. Ein neues Abflußniveau zeichnet sich im Raum Wangen in den Kiesterrassen von Maria-Tann und der Rinne von Deuchelried ab. Aber erst etwas tiefer stabilisierte sich in der Schwarzachrinne ein durchgehendes Abflußsystem, das die Schmelzwässer aus dem Argenbecken ins Schussental hinüber führte. Wir ordnen es dem *Stand (10) des Konstanz-Stadiums* zu.

In diesem Stadium bestand im Bregenzer Wald ein dreiarmer Eisstausee mit Wasserspiegel auf 650 m und Abfluß zur Oberen Argen²⁶. Auf dem Niveau der Terrasse von Nieratz vereinigten sich die beiden Argen und floßen dem Eisrand entlang über die Terrasse von Haslach zur Schwarzachrinne. Bei Liebenau mündete diese in einen Schussen-Eisstausee mit einer Spiegelhöhe von 490 m.

Nach dem Rückschmelzen des Vorlandgletschers auf eine Randlage bei Neu-Ravensburg verlief die Entwässerung über die heutigen Flußläufe der Argen. Erosions- und Akkumulationsterrassen an deren Unterlauf und bei Tettngang bezeugen das sukzessive Absinken des Flußniveaus, entsprechend den Höhenlagen des Wasserspiegels im Schussen-Eisstausee²⁷.

5.2 Schussental

(Dazu: Profil Schussenried-Bodensee, Abb.8)

Mit dem Schussenlappen stieß der letzteiszeitliche Bodensee-Vorlandgletscher am weitesten nordwärts nach Oberschwaben vor. Der Maximalstand der Vereisung zeichnet sich denn auch durch einen mächtigen Moränenbogen von Ostrach über Schussenried bis nach Wolfegg in der Landschaft ab. Diesem weit ausholenden Höhenstreifen entspricht die breite Einmündung des Schussentals bis Mochenwangen. Zwei unter glazialen Lockermaterial verborgene Felsrinnen lassen sich bis Bad Buchau im Federseebecken und im Risstal noch über Winterstettenstadt hinaus verfolgen. Offensichtlich spiegelt sich in der Anlage des Schussentals der ehemalige Lauf des Alpenrheins, der die Donau über das Federseebecken hinweg bei Ehingen erreichte²⁸.

Von allen eiszeitlichen Schmelzwasserwegen vom Bodenseebecken zur Donau liegt die Rinne des Risstals mit einer Schwellenhöhe um 550 m am tiefsten. Die Höhendifferenz von 160 m zum heutigen Bodenseespiegel weist darauf hin, in welchem Maße sich die Eintiefung des rheinischen Systems gegenüber dem danubischen seit dem mittleren Pleistozän durchgesetzt hat.

25 Die Karte von DE JONG (1983) zeigt detailliert die Vielfalt der Eisrandlagen und Entwässerungswege am Nordrand des Argenbeckens. Auch GERMAN (1976, S.17–53) veranschaulicht Eisrandlagen im Karseebecken und hydrographische Abfolgen im Argengebiet.

26 KELLER & KRAYSS (1994, Karte), DE JONG et al. (1995).

27 SCHREINER (1978).

28 VILLINGER (1986, 1989).

Aufbauphasen

Nach einer Kartierung der Grenze Quartär/Tertiär liegt in der Felsrinne des Risstals die Molasseschwelle bei Biberach auf ca. 520 m²⁹. Auf einem Niveau, das vielleicht 20 m höher lag, dürfte der Überlauf eines Eisstausees im Schussental angesprungen sein, der sich dort während der Aufbauphase gebildet haben muß. Offensichtlich spielten sich hier ähnliche Prozesse der Rinnebildung ab, wie sie für das Argengebiet beschrieben wurden. Bevor der Seespiegel die kritische Höhe um 540 m erreicht hatte, erfolgte der Seeabfluß über einen Eisrandstrom ins Tal der Deggenhauser Ache. Als die vorstoßende Eiszunge im Schussental bei Ravensburg stand, baute ein Eisrandstrom vom Argenbecken her die Schotter von Kögel und Knollengraben auf. Die Schichtabfolgen in diesen beiden Kiesgruben zeigen jenen Unterbruch im Aufbau des Vorlandgletschers, der im Abschnitt 2 als Ravensburger Schwankung angesprochen wurde³⁰.

Maximalstand und erste Rückschmelzphase

Breite Sanderflächen mit verwilderten Flußläufen kennzeichnen die Hydrographie des *Maximalstandes* rings um den Schussenlappen. Im zentralen Bereich sind es die Schotterfelder von Steinhausen-Ingoldingen, Oberessendorf-Unteresessendorf sowie Haisterkirch-Mühlhausen, über die sich die vielen Gletschertore im mächtigen Endmoränenwall ins Risstal entwässerten³¹. Beidseits dieser würemzeitlichen Hauptabflußachse riegelte auf dem *Niveau M* der hochstehende Eisrand zwei Talmulden ab, die dem weiter ausgreifenden risszeitlichen Gletscher als Zungenbecken gedient hatten. Hier bildeten sich – von Sandern zunehmend eingeengt – der Wurzachensee und der Federsee. Ihrer Größe und der relativ geringen Geschiebefracht ist es zu verdanken, daß die beiden Seen von der gänzlichen Verfüllung bewahrt blieben. Der kleine Rohrsee südwestlich Bad Wurzach lag bereits innerhalb des Endwalls und wurde beim frühen Rückschmelzen durch Toteis konserviert.

Im Westteil des Schussenlappens, den wir im Maximalstand durch den Höchsten begrenzt sehen wollen, führten drei größere Abflußbahnen zur Donau: Andelsbach, Ostrach und Schwarzach. Neben den Schmelzwasserströmen aus den markanten Gletschertoren flossen aus den höheren Wallzonen des Wagenharts und der Atzenberger Höhe verschiedene kleinere Schmelzwasserbäche der Donau zu.

Eine detaillierte Rekonstruktion des Vorlandgletschers während des *Feuerthalen-Stadiums* ist im Schussengebiet mit einigen Schwierigkeiten verbunden, weil ein durchgehendes Wallsystem fehlt. Nachdem die Eisoberfläche gegenüber dem Maximalstand um rund 100 m abgeschmolzen war, lag der Eisrand jetzt in den Zungenbecken etliche Kilometer innerhalb des Endmoränenwalls. Die in Kuppen und Mulden aufgelöste Topographie des Beckenbodens bewirkte einen bewegten Verlauf der Eisränder und eine entsprechend komplizierte Hydrographie³².

29 DERS.

30 Kartographische Darstellungen des Aufbaustandes »Obersee-Stage« in KRAYSS & KELLER (1983, Abb.1) und verbessert in KELLER & KRAYSS (1993, Fig.4). In letzterer Arbeit auch Argumente zur Ravensburger Schwankung. Zu den Schottern von Knollengraben und Kögel: WEINHOLD (1973), DE JONG (1983), KELLER & KRAYSS (1988).

31 Gemäß den Untersuchungen von MOEGLE (1994) spiegelt die Schichtabfolge in der Kiesgrube bei Ingoldingen eine lebhafteste, dem Maximalstand vorausgehende Oszillationsphase des Vorlandgletschers. Der Wall der Äußeren Jungendmoräne markiert somit im Bereich der großen Sander nicht die äußerste Randlege der Eisfront. Zu entsprechenden Befunden kam bereits GERMAN (1988).

32 Mit dem Geschehensablauf im Bereich des Schussenlobus befaßt sich die Dissertation von MADER (1983).

Der Abfluß zur Donau erfolgte im Feuerthalen-Stadium in den zwei Abflußbahnen des Riss-tals und der Ostrach. Eine Zeit lang bestand für einen Eisstausee nördlich Altshausen noch ein Überlauf nach Saulgau. Infolge dieser Reduktion der Auslaßpforten waren die Schmelzwässer im Zungenbecken zu längeren Laufstrecken parallel zu den Eisrändern gezwungen. So erstreckte sich im Westen eine Seenkette von Eichstegen über Hoßkirch zur Ostrachpforte. Wie schon im Abschnitt 4.1 erwähnt, setzte von Osten her die Eisrandentwässerung im *Niveau (F)* bereits östlich Wolfegg ein. Sie verlief über die Urbachrinne nach Bad Waldsee, wo auf rund 600 m ein Stausee lag. Der Abfluß dieses Sees durchbrach den Endmoränenwall südwestlich Oberessendorf und ergoß sich auf den Sander des unteren Riedtales. Im nördlichsten Zungenbereich wurde bei Winterstettendorf die ins Schussengebiet hineinreichende Rinne der Riss angelegt und sukzessive eingetieft.

Stein am Rhein Stand (7) und zweite Rückschmelzphase

Über die Vorgänge im Argengebiet, die im *Stadial Stein am Rhein* zur Ablenkung der gesamten Eisrandentwässerung des östlichen Bodenseegletschers ins Schussental führten, wurde im Abschnitt 4.1 berichtet. Aus dem Profil (Abb.8) wird ersichtlich, daß für die Überlaufschwelle zur Donau östlich Schussenried nur eine relativ geringe Einsenkung möglich war. Grund hierfür gab die hochliegende Vorflut der Donau bei Ulm, die das Minimalgefälle der Riss und damit deren Eintiefung bestimmte. So bildeten sich bereits im Stand (6) des Stein am Rhein-Stadiums vor der Überlaufschwelle im Raum Aulendorf Staugewässer. Mit dem Rückschmelzen der Gletscherzunge auf Positionen bei Zollenreute und Münchenreute vergrößerte sich die Seefläche. Die internste Lage der Eisfront, die in den Aulendorfer See mit 555 m Spiegelhöhe gestirmt haben muß, wird durch die Deltaablagerungen in der Kiesgrube Humpisswald auf der Höhe von Baienfurt nachgewiesen. An dieser Stelle mündete der Schmelzwasserstrom der Wolfegger Ach, nachdem er bei Bergatreute zum Schussentalsee durchgebrochen war (*Abflußniveau (S)*).

Verglichen mit dem Schmelzwasserauslaß ins Riss-tal war die Ostrachpforte im *Stadial Stein am Rhein* nur noch von lokaler Bedeutung. Seit dem Feuerthalen Stadium lag ein Eisstausee im Pfrungener Ried, der sich im Stand (7) des Stein am Rhein-Stadials bis zur Endmoräne bei Wilhelmsdorf erstreckte. Auch der etwas spätere See im Zussdorfer Becken dürfte sich mit einer Spiegelhöhe um 610 m noch eine Zeit lang donauwärts entwässert haben.

Zu einem radikalen Umbruch in der Hydrographie des gesamten nördlichen Gletscherrandes kam es im Laufe der zweiten Rückschmelzphase. Bei einer Eisrandlage, die bereits dem Reichenau-Stand (9) des *Konstanz-Stadiums* zuzurechnen ist, brach der Aulendorfer See durch die Bonhausen-Rinne westwärts ins Einzugsgebiet der Deggenhauser Aach durch. Damit verlängerte sich der Schmelzwasserstrom des Gletschernordrands über den Linzgau zum Überlingersee und weiter zum Rhein. Die Wasserscheide zur Donau war wieder dicht und wird es bis zur nächsten Eiszeit auch bleiben. Der Seeausbruch erfolgte vermutlich katastrophenartig. Der Wasserspiegel sank im Schussental auf 510 m, was sich wiederum auf den Zufluß vom Argengebiet her auswirkte, indem jetzt für den Weg um den Waldburgsporn herum plötzlich ein größeres Gefälle zur Verfügung stand. Der neue Schmelzwasserzulauf erfolgte nun über die Rinne von Kemmerlang nach Ravensburg³³.

Einen tieferen Wasserspiegel des Ravensburger Sees belegen die Deltakiese in der Grube von Langentrog/Eschach auf 490 m. Hier mündete im Stand (10) des Konstanz-Stadiums das Schmelzwassersystem der Schwarzach. Seinen Abfluß hatte der See über die Rinne von Taldorf nach Oberteuringen und Markdorf; sie tiefte sich schließlich bis gegen 450 m ein. Auf einem

33 KELLER & KRAYSS (1994, Karte).

Niveau um 440 m entwässerte sich der Eisrandsee später durch die Drumlinfelder zwischen Kluffern und Ailingen nach Markdorf, von wo aus der weitere Abfluß über Ahausen zum Überlingersee erfolgte. In diese Phase gehört die Schüttung der großen Kiesterrasse im Tettlinger Wald durch die Argen. Freie Mündung in den Bodensee hatte die Schussen erst, nachdem die Eisfront des Rheingletschers bis ostwärts Friedrichshafen zurückgeschmolzen war.

5.3 Linzgau

(Dazu: Profil Pfullendorf-Immenstaad, Abb.9)

Mit dem Namen »Linzgau« bezeichnen wir in diesem Abschnitt jenen Sektor der Vorlandvereinerung, den im Osten der Hügelrücken des Höchsten und westwärts der Überlinger See und die Stadt Stockach begrenzen. Charakterisiert wird die nordwestliche Umrahmung des Bodenseebeckens durch ein Plateau aus Gesteinen der Süßwassermolassen und der Oberen Meeresmolasse. Die mit kräftigem Relief ins Plateau eingetieften Täler richten sich nach dem rund 250 m tiefer liegenden Niveau des Bodensees aus. Das Haupttal des Linzgaus markiert von Aach-Linz bis Bermatingen mit seiner Talachse eindrucklich die Stoßrichtung des Eises aus dem zentralen Becken nach Nordwesten. Das gleiche gilt in ihren Oberläufen für die beiden andern Linzgautäler, das Deggenhausental und das Mahlspürental. Die glaziale Anlage dieser beiden Täler verrät sich zudem dadurch, daß ihre nordwärtigen Verlängerungen mit den markanten Schmelzwasserrinnen des Andelsbachs und der Ablach korrespondieren.

Relativ verbreitet finden sich auf dem tertiären Untergrund des Linzgau-Plateaus Relikte von Deckenschottern als Zeugen älterer Eiszeiten. Donauwärts schließt sich ein bis 20 km breiter Streifen mit Moränenablagerungen der größten risszeitlichen Vergletscherung an. Offensichtlich war der Linzgau schon während etlichen älteren Eiszeiten die westlichste Schwelle für den ins Donauebiet überfließenden Rheingletscher³⁴.

Maximalstand und erste Rückschmelzphase

Im Raum Pfullendorf sowie bei Schwackenreute wurden die Schmelzwässerüberläufe erst im *Maximalstand* aktiviert. Dabei standen die Täler des Andelsbachs, des Kehlbachs und der Ablach noch von den Rückschmelzphasen der Risseiszeit her als breite Abflußbahnen zur Verfügung. Drei große Gletschertore lagen im Umkreis von Pfullendorf: Bei Hahnennest, südwestlich Denkingen und bei Aach-Linz. Zur Ablach wandten sich die Schmelzwässer aus dem langgezogenen Sander zwischen Selgetswiler und Mindersdorf, ebenso der Abfluß aus einem Eisstausee im Tal der Stockacher Aach südwestlich Schwackenreute. Die kontinentale Wasserscheide (Nordsee/Schwarzes Meer) erreichte von Norden her den Eisrand des Maximalstandes bei Raithaslach, genau dort, wo der Moränenrücken des Hohhardt das Heudorfer Becken abriegelt.

Die *erste Rückschmelzphase* bewirkte im Linzgau bis zum *Feuerthalen-Stadium* ein Absinken des Eisrandes um rund 70 m. Als Folge davon fiel die Überlaufschwelle zur Ablach trocken und die Eisrand-Wasserscheide zwischen Rhein und Donau verschob sich um rund 20 km ostwärts zum Sporn von Hohenbodman. Die dem Rhein zugewandten Schmelzwässer zwängten sich in den Hangzonen des heutigen Tals der Mahlspürer Aach nach Westen, bis sie bei Mahlspüren im Hegau die Rinne des Brielbachs erreichten. Ostwärts von Hohenbodman stand der Gletscher noch hoch genug, um die Schmelzwässer über einen Eisstausee zwischen Herdwan-

34 Zur Reiß-Stratigraphie im Andelsbach-Gebiet ELLWANGER (1990).

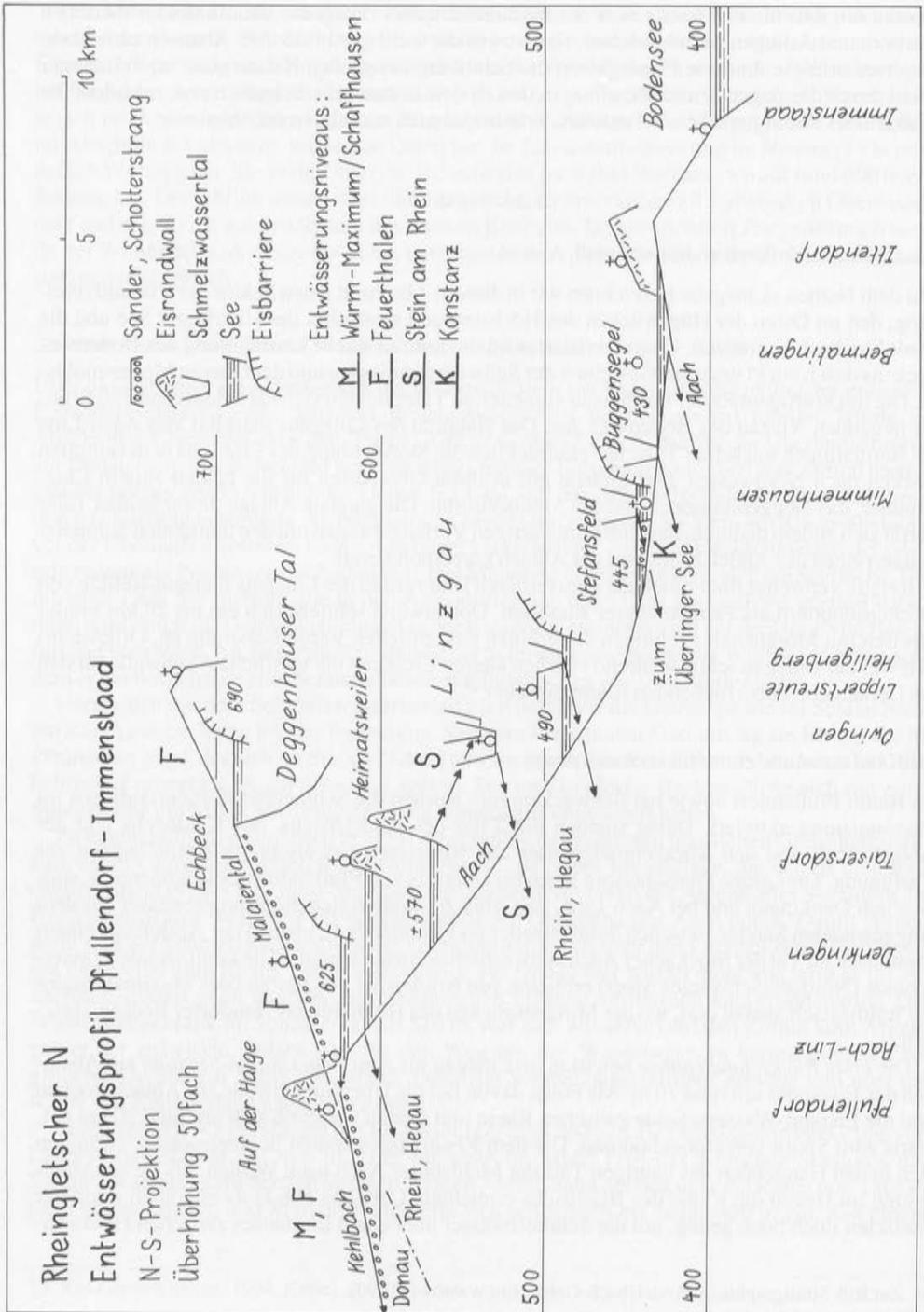


Abb. 9 Entwässerungsprofil Pfullendorf-Immenstaad.

gen und Aach-Linz dem Kehlbach und damit der Donau zuzuleiten. Der Moränenbogen von Taisersdorf markiert eine interne Lage der Gletscherzunge, bei der es bereits zu periodischen Seeausbrüchen ins Mahlspürer Tal gekommen sein könnte.

Weiter nach Osten hin umschlang der Eisrand die Sporne des Aachecks und des Höchsten. Solang das Deggenhauser Tal noch vom Gletscher bedeckt war, dürfte es als subglaziale Schmelzwasserrinne funktioniert haben. An seinem Nordende trat das Wasser bei Echbeck in einem Becken zutage und floß über das Malaiental zum Andelsbach. Diesem System führte auch eine von Heiligenberg her kommende Rinne Schmelzwasser zu. Schon früh nach dem Maximalstand bildete sich im Becken von Illmensee ein See mit Spiegelhöhe um 710 m, der vom Endmoränenwall westlich Ruschweiler gestaut wurde. Die drei heutigen Seen sind als Relikte des verlandenden Groß-Illmensees zu verstehen.

Stein am Rhein Stand (7) und zweite Rückschmelzphase

Im *Stadial Stein am Rhein* war das Mahlspürer Tal auf die ganze Länge bis Stockach eisfrei. Über das Gletschertor bei Owingen entwässerte sich der Eisrand bis rückwärts zum Höchsten. Im Tal der Linzgau Aach lag noch der erheblich verkleinerte See von Herdwangen-Schönach, im Stand (7) gestaut durch den Endmoränenwall bei Heimatsweiler. Ein lokales Entwässerungssystem entwickelte sich am Sipplinger Berg. Nachdem der Gletscher das Becken von Bonndorf freigegeben hatte, bildete sich dort ein See, der sowohl vom Eisrand bei Ludwigs-hafen als auch von der Zunge im Nesselwanger Tal mit Schmelzwasser versorgt wurde.

Mit dem Rückschmelzen auf die Eisrandlagen des *Konstanz-Stadiums* entstand im Becken zwischen Frickingen und Bermatingen der eigentliche Linzausee. Ein höchster Seespiegel ist auf 490 m nachgewiesen. Auf diesem Niveau setzt eine Abflußrinne südlich Lippersreute ein. Vorzüglich belegt ist der Stand des Linzgau Sees auf 445 m durch das Delta der Deggenhauser Aach bei Stefansfeld und die Abflußrinne von Mimmenhausen nach Nußdorf. Er gehört zum Reichenau-Stand (9) des Konstanz-Stadiums und damit zu jener Phase, als der Ravensburger See auf 510 m den höchsten Abfluß nach Westen fand³⁵.

Noch bis zum Stand (10) des Konstanz-Stadiums entwässerte sich der gesamte nördliche und östliche Eisrand des Vorlandgletschers zum Linzgau See. Über die Rinne von Buggensegel nach Uhldingen korrespondierte das 430 m-Niveau des Linzgau Sees mit dem auf 412 m abgesunkenen Überlingersee.

5.4 Hegau, Untersee und Rhein

(Dazu: Profil Stockach-Eglisau, Abb.10)

Im Hegau und Unterseegebiet begegnen wir einer morphologischen Vielfalt, die innerhalb der vom Bodensee-Vorlandgletscher gestalteten Landschaft einzigartig ist. Dem erosiven Wirken der eiszeitlichen Gletscher setzten die harten Kalkschichten des Randen und Schwäbischen Juras eine feste Barriere. Leichterem Spiel hatten das Eis und die Fließgewässer mit den Sandsteinen und Mergeln der Molasse, während sich die Vulkanite vom Hohentwiel zum Hohenhe-
wen immerhin noch als Inselberge zu behaupten mußten³⁶.

³⁵ KELLER & KRAYSS (1994, Karte).

³⁶ Die Ausführungen über den Hegau beruhen weitgehend auf den Erläuterungen zur Geologischen Karte des Landkreises Konstanz 1:50 000 von SCHREINER (1974).

Von den älteren Eiszeiten im Bodenseeraum zeugen die Deckenschotter, die zwischen Untersee und Randen größere Areale des Molassenuntergrundes überdecken. Neben den heutigen Seebecken sind unter der Landoberfläche mehrere tiefe Becken und Felsrinnen bekannt³⁷. Obwohl über deren Verfüllung mit Seeablagerungen, Moränen und Schottern reichlich Informationen vorliegen, ist es noch meist problematisch, die einzelnen Abfolgen chronologisch eindeutig zu gliedern. Nach neueren Erkenntnissen scheint es möglich, daß innerhalb des als »Riss-Würm-Komplex« bezeichneten Zeitraums der letzten 800000 Jahre bis zu fünf Vorlandvereisungen den Hegau erreicht haben könnten. Das Gebiet, dessen glaziale Hydrographie in diesem Abschnitt beleuchtet werden soll, reicht von der Linie Konstanz-Überlingersee-Stockach bis zum Randen und zur Stadt Schaffhausen. Im Süden umfaßt es den Streifen des Hochrheins vom Untersee bis Eglisau.

Bevor am Hochrhein die Aufschotterung im Vorfeld der anrückenden Eiszungen einsetzte, floß der *Rhein* bei Neuhausen noch in einer Felsrinne *neben* dem heutigen Rheinfall und bei Eglisau in einem breiten Tal unter dem jetzigen Rafzerfeld. Das junge Durchbruchstal zwischen Buchberg und Irchel bestand damals noch nicht.

Aufbauphasen

Wenn auch für die Rekonstruktion des Eisaufbaus im Hegau wenig verlässliche Daten vorliegen, so gestatten doch Sondierergebnisse aus dem Raum Schaffhausen den Nachweis eines prähochwürmzeitlichen Schaffhauser Sees zwischen Neuhausen und Herblingen³⁸. Er wird belegt durch mächtige glaziale Seebodenablagerungen und Schotter, über die der Rheingletscher anschließend unter Deponierung von Grundmoräne hinweggefahren ist. Als Ursache der Seebildung mitten in der Hauptabflußrinne des sich aufbauenden Vorlandgletschers wird angenommen, daß der aus dem zentralen Bodenseebecken durch das Thurtal vorstoßende Gletscherlappen schneller westwärts vorankam als die Eiszungen im Singener Becken und bei Stein am Rhein. Der Eislobus im untersten Thurtal versperrte mitsamt seinen Ablagerungen dem Rhein den Abfluß zum Rafzer Feld und staute so zwischen Cholfirst und Randen den Schaffhauser See auf. Beim weitem Eisaufbau nahmen die Singener- und die Thurtalzung den See gewissermaßen in die Zange. Sie vereinigten sich kurz vor dem Maximalstand bei Neuhausen³⁹.

Maximalstand und erste Rückschmelzphase

Seinen Ursprung hatte der »Hegaurhein« des Maximalstandes im Hardtweiher südlich Heudorf im Hegau⁴⁰. Hier dämmten die Moränenmassen des Endwalls einen Schmelzwassersee auf 620 m ab. Der Abfluß erfolgte mit kräftigem Gefälle in der Felsrinne des Krebsbachs und über das heutige Trockental südlich Eckartsbrunn ins Wasserburger Tal. An dessen Ausgang drängte der Eisrand das Wasser durch die Rinne des Brudertals nach Engen. Von dort an setzten die Schotterkörper ein, die eine Rekonstruktion des *höchsten Abflußniveaus (M)* nach Schaffhausen gestatten. Wenig Raum blieb dem Eisrandfluß westlich Welschingen, wo er sich am Moränenrücken von Ertenhag vorbei ins Tal der Biber hinüberzwängte. Den Gletscherlobus zwischen Binningen und Schlatt am Randen umflossen die Schmelzwässer auf einem Niveau um 500 m im Zuge des heutigen Bibertals.

37 SCHREINER (1974, Abb.15).

38 SCHINDLER (1982).

39 SCHINDLER (1985, Fig.10).

40 Einen detaillierten Überblick über die verschiedenen Gletscherstände im Hegau gibt die Karte Beilage I in SCHREINER (1974).

Zu einem neuen Engpaß kam es längs des Südostabfalls des Randen, wo zwischen Thayngen und Schaffhausen eine Abfolge markanter Rinnen im Jurakalk eingetieft wurde. Am Ausgang der Rändertäler richteten sich Stauseen mit ihren Spiegelhöhen auf den Eisrandstrom aus, der im Höchststand (1) auf 470 bis 460 m über die Breiti-Terrasse hinwegfloß⁴¹. Dieses Niveau ermöglichte den Schmelzwässern bei Neuhausen den Abfluß durch die Engi in den Klettgau. Eine vom Aazheimerhof ostwärts abfallende Schotterterrasse belegt die Anwesenheit der Thurtalzung, die im Raum Neuhausen eine stauende Wirkung ausübte. Als sich das Eis vor der Engi im Stand (2) zurückbildete, konnte die Eintiefung in den harten Malmkalken mit dem absinkenden Wasserspiegel nicht Schritt halten, sodaß die Schwelle trocken fiel. Dem Schmelzwasserstrom öffnete sich wieder der Abflußweg ins Becken der Thurtalzung nach Jestetten und von dort durch das Wangental in den Klettgau.

Die Hauptentwässerung der Thurtalzung erfolgte auf den Sander des Rafzerfeldes. Im Höchststand (1) entwickelte sich ein seitlicher Überlauf zwischen Buchberg und Irchel zur Töss. Während der anschließenden Rückschmelzphase setzten die weichen Sandsteine und Mergel der Erosion offensichtlich geringeren Widerstand entgegen als die Schotter des Rafzerfeldes. So wurde aus der Seitenrinne zur Töss die Hauptabflußstrecke und sie blieb es bis zum heutigen Tag⁴².

Wie bereits im Abschnitt 4.3 erwähnt, korrelieren wir im Raum Stockach das *Feuerthalen-Stadium* mit dem Oberlauf der Brielbach-Rinne südlich Mahlsüren im Hegau. Mit relativ starkem Gefälle erreichte der Schmelzwasserfluß den Sander auf rund 500 m östlich Eigeltingen. 10 km weiter westwärts bietet sich die markante Terrasse von Welschingen als Referenzpunkt für das *Abflußniveau* (F) an. Somit floß der Eisrandstrom zunächst durch die Rinnen im Jurakalk bei Aach, bis durch das Rückschmelzen der Gletscherfront ein etwas tiefer liegender Abflußweg durch die Felsrinne beim Schloß Langenstein ins Becken von Ehingen frei wurde. Solange indessen bei Mühlhausen eine stauende Eiszunge lag, funktionierte der Überlauf westlich Welschingen ins Tal der Biber. Bei Thayngen stirnte der Gottmadinger Gletscherarm hart an der Terrasse von Hüttenleben und zwang den Randstrom ins Herblingertal hinüber.

Bei Schaffhausen gilt die Munotterrasse auf 425 m als Typuslokalität für das *Feuerthalen-Stadium* im Stand (4)⁴³. Sie funktionierte als Sander der Gletscherzunge zwischen Cholfirst und Rauhenberg, deren Schmelzwassertor knapp östlich Feuerthalen lag. Unterhalb Schaffhausen wird das *Abflußniveau* (F) durch die Terrasse des Lottstetter Feldes repräsentiert. Lakustrische Sedimente, die den Schotter unterlagern, belegen dort die Oszillationsphase des *Feuerthalen-Stadiums*⁴⁴. Auf der Höhe von Eglisau korrespondiert das Niveau (F) mit dem Schotterfeld von Hüntwangen, das sich mit einer deutlichen Stufe vom Rafzerfeld absetzt. Der Zufluß erfolgte jetzt ausschließlich durch die neue Rinne Rüdlingen-Tössegg.

In den *Schluftteil* der ersten Rückschmelzphase ist eine Kette von Stauseen zwischen Stockach und Thayngen zu datieren. Die Schmelzwässer aus dem Mahlsürer Tal ergossen sich zuerst in einen Stausee im Becken von Orsingen. Weitere Seen lagen westlich Friedingen und bei Schlatt unter Krähen. Nachdem die Schwelle ins Bibertal trocken gefallen war, verlief der neue Abflußweg um den Hohentwiel herum zu einem See im Becken von Gottmadingen mit Überlauf ins Herblingertal. Das geringe Gefälle dieser Seenkette war durch die erosionsresistenten Malmkalkschwelen bei Schloß Langenstein und Thayngen bestimmt. Innerhalb des Hauptstroms der Eisrandentwässerung hatte sich schon kurz nach dem Maximalstand im Becken zwischen Binningen und Hilzingen ein See gebildet. Er entwässerte sich zunächst am

41 SCHINDLER (1982, Blatt 1, Karte 4).

42 ELLENBERG (1972).

43 SCHINDLER (1982, Blatt 1, Karte 5).

44 W. A. KELLER (1977).

Nordwestende zur Biber, im Feuerthalen Stadium um den Buechberg herum nach Thayngen und zuletzt über die heutige Rinne nach Gottmadingen.

Im Zungenbecken des Rheins stirnte die Eisfront im Laufe des weiteren Rückschmelzens zunächst auf der Höhe von Diessenhofen gegen einen Moränenstausee im Becken von Büsingen. Am Ende der ersten Rückschmelzphase schließlich, im Stand (6) des Stadials Stein am Rhein, funktionierten beidseits des Rodenbergs zwei Gletschertore des Untersee-Rheins, das eine bei Rheinklingen, das andere im heutigen Trockental westlich Etwilwil.

Stein am Rhein Stand (7) und zweite Rückschmelzphase

Vom Vorstoß der Vorlandvereisung im Stadial Stein am Rhein war der Hegau nur noch am Rande betroffen. Deutlich zeichneten jedoch die drei Hauptzungen des nordwestlichen Bodenseegletschers die Seebecken des Untersees, des Zellersees und des Überlingersees nach, getrennt durch die eisfreien Sporne des Schiener Bergs und des Bodanrückens. In den Durchbruchstälern von Ramsen und Stahringen verlief im Stadial Stein am Rhein und während der anschließenden Rückschmelzphase die Hauptentwässerung des nordwestlichen Gletscherrandes.

Das *Abflußniveau (S)* (Abb. 10) markiert die Abfolge der Schotterfelder im Stand (7). Westlich Stockach trat der Schmelzwasserfluß aus dem Mahlsprüer Tal auf den Sander von Hart bei Nenzingen aus. Nach dem Engpaß bei Stahringen erreichten die Schmelzwässer südlich von Steißlingen das langgestreckte Singener Schotterfeld. Der Eisrand der Radolfzeller Zunge leitete den Randstrom über Rielasingen durch das Tal von Ramsen zum Rhein, der nun seinen Ursprung am Gletschertor der Untersee-Zunge bei Hemishofen hatte. Als weiter westwärts gelegene Referenzpunkte für das Abflußniveau (S) lassen sich die Schotterterrassen des Schaaren südlich Büsingen und des Schwaben auf der Höhe von Rheinau heranziehen. Etwa in diese Phase fällt die Geburtsstunde des *Rheinfalls bei Neuhausen*, als der Strom seine alte Abflußrinne verfehlte und seitlich davon in eine felsige Uferzone geriet. Er blieb in seiner neu in den harten Malmkalk eingetieften Rinne gefangen und stürzt seither über die Felswand der ehemaligen Schlucht in sein altes Tal, aus dem er die Schotter flußabwärts sukzessive ausräumte⁴⁵.

Mit dem Rückschmelzen des Gletschers vom Stand (7) entwickelten sich in allen drei Zungenbecken der Eisfront vorgelagerte Seen. Dokumentiert sind Seespiegel um 420 m am Überlingersee durch das Delta von Nußdorf sowie, auf 417 m, am Zellersee durch die Deltakiese westlich Böhringen und Überlingen am Ried. Der Seeabfluß dieser Phase erodierte die Rinne zwischen Rielasingen und Arlen bis auf ein Niveau um 415 m⁴⁶.

Bereits dem Reichenau-Stand (9) des *Konstanz-Stadiums* zuzurechnen sind Eisrandlagen südöstlich Überlingens und auf der Höhe der Insel Reichenau. Sie bewirkten immer noch einen Abfluß des auf 412 m liegenden Überlingersees durch die Stahringer Rinne zum Untersee auf rund 410 m. Schließlich verband im Gletscherstand (10), mit Endlagen bei Konstanz und beidseits der Mainau, die Stromrinne von Petershausen den Überlingersee mit dem Untersee, bis der zurückschmelzende Gletscher eine durchgehende Seefläche freigab⁴⁷.

45 HOFMANN (1987, Fig.8).

46 BLUM et al. (1995).

47 KELLER & KRAYSS (1994, Abb.2).

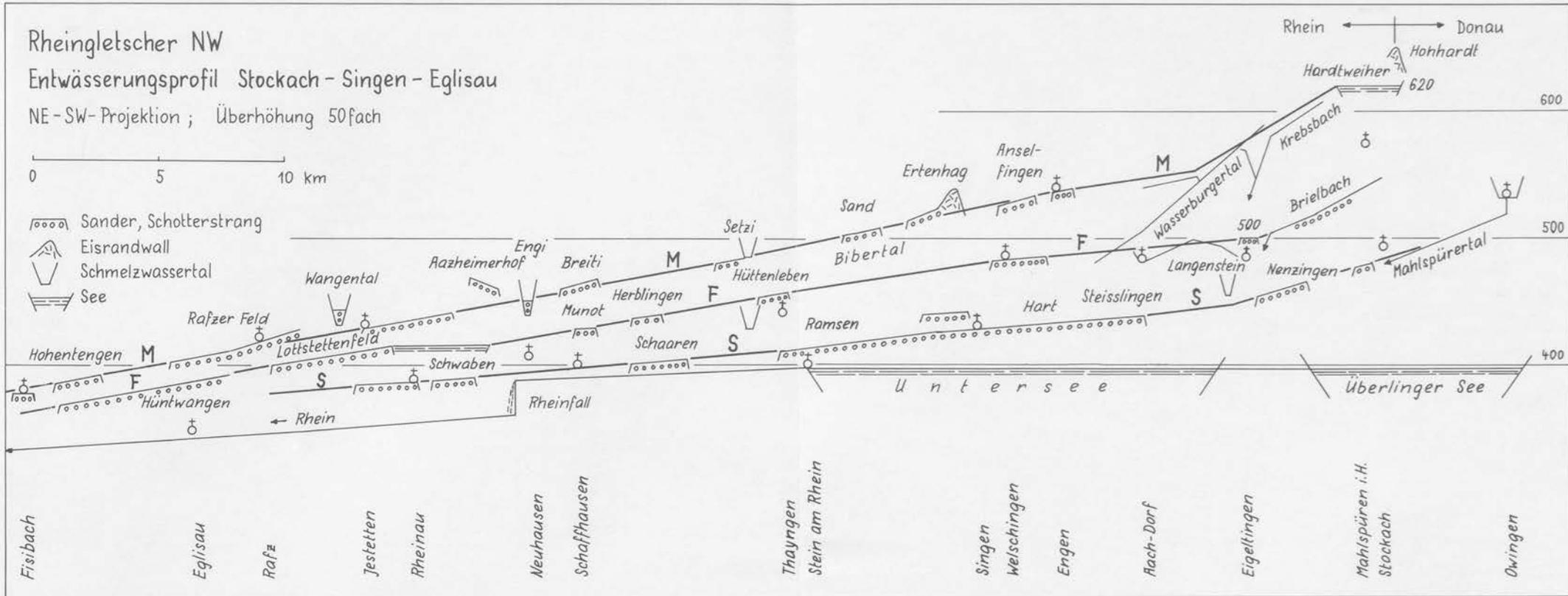


Abb. 10 Entwässerungsprofil Stockach-Singen-Eglisau.

5.5 Sitter-, Thur- und Tössgebiet

(Dazu: Profil Eggersriet-Eglisau, Abb.11)

Ähnlich dem Argengebiet, aber im Gegensatz zu den drei andern Regionen nördlich des Bodensees und des Rheins, wird die Hydrographie des Rheingletscher-Südrands von Flüssen bestimmt, die ihren Ursprung *außerhalb* des vom Vorlandeis erfaßten Areals haben. Sitter, Thur und Töss folgen in ihren Oberläufen generell der nördlichen Abdachung des Alpenvorlands. Dabei beschränkt sich das Einzugsgebiet der Töss auf die flach liegende Mittelländische Molasse, während die Flußsysteme der Sitter und Thur bis in die Subalpine Molasse und in das Alpenmassiv hineinreichen.

Von St.Gallen bis Winterthur stieß der Südrand des Vorlandgletschers gegen ein Bergland, das sich aus Nagelfluh, Sandsteinen und Mergeln des miozänen *Hörnlichuttfächers* aufbaut. Das nördlich davon liegende Gebiet bis zum Rhein wurde durch Flußarbeit und frühere Eiszeiten zu einem Hügelland modelliert. Hydrographisch wird es dominiert von der *Thur*, die als parallelstrom zum Rhein und Bodensee den überwiegenden Teil des Thurgaus entwässert. Diese

Aufbauphasen

Zu einer ersten Stauseebildung kam es östlich Amriswil, wo für die Zeit vor der letzten Vorlandvereisung die Mündung der Thur in den Bodensee angenommen wird⁴⁸. Im Zuge des weiteren Eisaufbaus wurden die Schotter im Raum Bischofszell abgelagert und die Thur auf eine Laufstrecke am Südrand der nach Weinfelden vorstoßenden Gletscherzunge gedrängt⁴⁹. Die nächsten Flußumlenkungen erfolgten bei einem Aufbaustand, der etwa dem späteren Eisrandkomplex Stein am Rhein entsprochen haben dürfte. Bei St.Gallen wurde die *Sitter* auf eine westwärtige Abflußbahn nach Wil gelenkt. Dort schloß sich ihr die *Thur* an und in der Gegend von Sirnach die *Murg*. Über Aadorf erreichte der neu gebildete Eisrandstrom das Flußgebiet der Töss bei Winterthur.

Von der *Töss* wird zwar ein älterer Lauf aus dem Raum Winterthur nach Andelfingen angenommen, doch dürfte sich der Abflußweg über Pfungen zum Rhein bei Eglisau bereits in einer früheren Eiszeit durchgesetzt haben. Eine Auswirkung der letzten Vorlandvereisung war aber offensichtlich die Verbaugung einer ehemaligen Laufstrecke von Kollbrunn nach Seen kurz vor dem Hochstand des Würm-Maximums⁵⁰.

Maximalstand und erste Rückschmelzphase

Nachdem im *Voralpengebiet* die Talgletscher des Sitter- und Thursystems bereits in der Hauptphase B des Eisaufbaus kräftig angewachsen waren, schlossen sie sich zur Zeit des Maximalstandes zu einem *durchgehenden Eisfeld* zusammen. In seinem östlichen Teil wurde es von den aus dem Rheintal überfließenden Eismassen des Rheingletschers alimentiert, im Westen hing es über den Rickenpaß mit dem Linthgletscher zusammen (Abb.3). Im Kartenbild des *Maximalstandes (1)* verbindet die 900 m-Höhenlinie der Eisoberfläche jene Randzonen, in denen die höchstgelegenen mit diesem Stand korrelierbaren Ausschmelzrelikte zu finden sind. Am Eisrand des Hörnliberglands liegen sie auf 870 m bei Gähwil⁵¹. Bis in einen Höhenbereich um 900 m dürfte dementsprechend die Schneegrenze im Voralpengebiet während des kältesten Abschnitts der letzten Eiszeit abgesunken sein.

Analog zu den Verhältnissen im Argengebiet (Kap.4.1) läßt sich auch im Hörnlibergland das höchste zusammenhängende Abflußsystem erst auf einem Niveau nachweisen, das im Maximalstand (1) noch eisbedeckt war. Im Profil Abb.11 beginnt es mit den Schottern von Gründ westlich Kirchberg. Wir ordnen dieses höchste *Abflußniveau (M)* dem *Stand (2) des Maximums* zu. Die Schmelzwässer sammelten sich in einem Eisstausee bei Fischingen mit einer Spiegelhöhe um 700 m⁵². Der Abfluß erfolgte dem Eisrand entlang bis westlich Bichelsee, von wo aus der Schmelzwasserfluß ins Molassebergland einschwenkte und im Zuge des heutigen Trockentals Neubrunn-Oberhofen das Tösstal bei Turbenthal erreichte.

Das *Tösstal* bildete während der gesamten ersten Rückschmelzphase die Hauptabflußrinne des Linthgletscher-Nordostrand⁵³. Das Niveau (M) des Maximalstandes (2) ist durch Schotterterrassen bei Wildberg (Birch), Langenhard und Dettenriet nachgewiesen. Er läßt sich verlängern bis auf den Sander von Hard nördlich Embrach, von wo aus die Schmelzwässer dem Rafzerfeld-Sander zufließen⁵⁴. Im Stand (3) verließ der Schmelzwasserstrom das Bergland westlich Koll-

48 HIPP (1986, Abb.71; 1992).

49 Diese Eisrandsituation wird in KELLER & KRAYSS (1993, Fig. 4) als Obersee-Stadial angesprochen und mit einer anschließenden Ravensburg-Schwankung verknüpft.

50 STEFFEN & TRÜEB (1964).

51 Moränenwall Chalchtare (ANDRESEN, 1964).

52 KRAYSS & KELLER (1994, Abb.11).

53 KRAYSS & KELLER (1982, Fig.1-4).

54 KÄSER (1984).

brunn und folgte dem Eisrand des Rheingletschers bis westlich Pfungen. Auf diesem Abschnitt tiefte sich im Laufe des weiteren Rückschmelzens die Eisrandschlucht zur neuen Tössrinne zwischen Sennhof und Steigmühle und zum heutigen Trockental Dätttau-Weiertal ein.

So, wie das Voralpengebiet mit seinen Erhebungen bis 1200 m ü. M. während den Aufbauphasen zuletzt unter die absinkende Schneegrenze geraten war, so wurde es am *Beginn der ersten Rückschmelzphase* zuerst wieder eisfrei. Im Stau der großen Talgletscher sowie am Rande des Vorlandeises kam es verbreitet zur Bildung von Schmelzwasserseen. Das höchste Staugewässer lag auf rund 920 m ü. M. im Goldachtal bei Speicher. Sein Abfluß suchte sich dem Eisrand entlang einen Weg in den Kontaktbereich von Sitter- und Vorlandgletscher südwestlich von St. Gallen. Von dort an flossen die Schmelzwässer über das Eis hinweg zu einem Stausee im Tal der Glatt bei Herisau, der als oberstes Sammelbecken der Eisrandentwässerung im *Feuerthalen-Stadium (F)* gelten kann⁵⁵. Der See wurde auch von Waldstadt her mit Wasser aus einer Staulage zwischen dem Urnäschgletscher und einer Seitenzunge des Sittergletschers versorgt.

Praktisch spiegelgleich mit dem Herisauer See lag ein weiteres Staugewässer im Wissenbachtal nordöstlich Degersheim. Über Magdenau erreichte der Seabfluß die Linie Flawil-Oberrindal-Unterrindal, auf der sich bis zum Stadial Stein am Rhein ein markantes Schmelzwassertal eintiefen sollte⁵⁶. Das *Abflusniveau (F)* lag indessen noch mehr als 100 m über dem künftigen Niveau (S) und korrespondierte mit einem See, der sich im Thurtal bei Bazenheim im Ablösungsbereich zwischen Thur- und Rheingletscher gebildet hatte⁵⁷. Ebenso spärlich wie im Abschnitt vom Degersheimer See ins Thurtal sind auch auf der anschließenden Abflußstrecke über das Tösstal in den Raum Winterthur Relikte, die eine detaillierte Gliederung der Eintiefungsprozesse während der ersten Rückschmelzphase erlauben würden. Vermutlich spielten auch hier Hochfluten aus Seeausbrüchen eine maßgebende Rolle bei der Erosion der markanten Schmelzwassertäler Littenheid-Dussnang-Bichelsee-Turbenthal⁵⁸.

Von Dussnang bis südlich Töss bei Winterthur folgte der sich sukzessive eintiefende Schmelzwasserstrom während der ganzen ersten Rückschmelzphase der Laufstrecke, die er schon im Maximalstand eingeschlagen hatte. Im Tösstal erhielt er eine Reihe seitlicher Zuflüsse vom Linthgletscher her und aus dem Hügelland östlich Kollbrunn⁵⁹. Die Randrinne Dätttau-Weiertal wurde solange benutzt, bis der Eisrand den tieferen Abflußweg über das Schloßtal ins Becken von Wülflingen freigab⁶⁰. Am Ende der ersten Rückschmelzphase schließlich bildete sich im Becken zwischen Pfungen und Winterthur ein langgezogener See, der sich über eine Schwelle bei Dättlikon zum Rhein entwässerte⁶¹.

Ebenfalls am Ende der ersten Rückschmelzphase, im *Stand (6) des Stadials Stein am Rhein*, kam es südwestlich von St. Gallen zur Ablösung des Sittergletschers von der Vorlandvereisung. Analog zur Situation am Thurgletscher bildete sich auch hier ein Staugewässer zwischen den beiden Eiszungen. Der Abfluß verlief ins Glattal westlich Herisau, durch die Rinne westlich Burgau und weiter über Oberrindal auf den Sander des Thurgletschers bei Bazenheim. Südlich von Wil lenkte der Eisrand des Vorlandgletschers die Schmelzwässer in die Rinne von Littenheid; schließlich erreichten sie durch die oben erwähnten Täler die Töss.

55 KELLER & KRAYSS (1991, Fig.35).

56 KELLER (1976).

57 KRAYSS & KELLER (1994, Abb.12 u. 13). In den Kiesgruben von Hori südöstlich Jonschwil wie auch zwischen Wolfikon und Dietschwil, also beidseits dieses Staugewässers, dokumentieren mächtige Schotterkörper die Oszillationsphase im Stand (4) des Feuerthalen-Stadiums.

58 Mit der Genese dieser heutigen Trockentäler befaßte sich erstmals ANDRESEN (1964).

59 KRAYSS & KELLER (1982, Fig. 3).

60 In der spätglazialen Lehmverfüllung des Dätttau-Tals liegt eine bedeutende Fundstelle fossiler Baumstümpfe (KAISER, 1979, 1988, 1993).

61 In der Karte des Stadials Stein am Rhein (6) (KELLER & KRAYSS, 1980) wären zu berichtigen: Verschiedene Details im Raum St. Gallen, der Randstrom zur Töss und ein See bei Winterthur.

Stein am Rhein Stand (7) und zweite Rückschmelzphase

Der *Stand (7) des Eisrandkomplexes Stein am Rhein* zeichnet sich am Südrand des Rheingletschers durch eine Abfolge markanter Moränenwälle und vorgelagerter Sander vorzüglich ab⁶². Nachdem bereits die erste Rückschmelzphase bis zum Stand (6) zu einem ausgeglichenen Gefälle der Eisrandentwässerung geführt hatte, blieben solche Verhältnisse auch im Stand (7) im Zuge des etwas tiefer liegenden *Abflußniveaus (S)* erhalten. Immer noch setzte die Randentwässerung im Goldachtal-Eisstausee ein, sein Spiegel war inzwischen auf 800 m gesunken⁶³. Hier sammelten sich die Schmelzwässer des Rheingletschers sowohl aus der Eiszunge im Goldachtal als auch vom Eisrand östlich des Kaien. Markante Abflußrinnen bildeten sich im ansteigenden Molassebergland südlich der Stadt St.Gallen. Bei Bruggen verstärkten die Schmelzwässer des Sittergletschers den Randstrom; er erreichte bei Winkeln den Sander im Gossauer Tal. Ein weiterer Sander schloß sich längs des Eisrandes bis Flawil an. Dort bog der Strom nach Oberrindal ein, arbeitete weiter an der Ausweitung seiner Rinne und erreichte über den Thursander bei Bazenheid einen Eisstausee knapp südlich von Wil. In diesem See sammelten sich neben den Fluten aus dem Toggenburg auch die Schmelzwässer aus den Rheingletscherzungen beidseits des Berglands nördlich von Wil⁶⁴.

Nach wie vor benützte der Seeabfluß die gewundenen Talzüge aus dem Thurtal hinüber zur Töss, und im Murgtal funktionierte immer noch das Gletschertor der Lauchezone⁶⁵. Bei Turbenthal vereinigte sich der Rheingletscher-Randstrom mit den Schmelzwässern des Linthgletschers zum Abfluß auf das Schotterfeld von Winterthur-Pfungen, das sich über dem See der Stände (5)–(6) aufgebaut hatte. Auf dieses Niveau spielte auch der Eisrandabfluß des Eulach-Systems ein. Er setzte mit einem kleinen Schmelzwasserauslaß bei Eschlikon ein, wurde dann aber vor allem aus den Gletschertoren im Raum Aadorf und nordöstlich Oberwinterthur gespiesen. Bei Andelfingen lag der große Sander der Thurtalzone und etwas ostwärts davon die Seitenzunge, die uns die schöne Glaziallandschaft der Nussbaumer Seen hinterließ.

Am Beginn der *zweiten Rückschmelzphase* entwickelten sich in allen Zungenbecken des Rheingletscher-Südrands Eisrandseen: Bei St.Gallen im Goldach- und Sittertal, im Thurtal östlich Wil, im Murgtal bei Münchwilen und beidseits Wittenwil⁶⁶. Eine zeitlang blieben die Abflußsysteme des Standes (7) noch erhalten, doch dann setzte sich ein langgestreckter See, der sich im Thurtal hinter der Andelfinger Endmoräne aufgestaut hatte, als tiefer gelegenes Sammelbecken durch.

Etwa im *Stand (9) des Konstanz-Stadiums* schmolz die den Wiler Thurtalsee westlich Bischofszell abdämmende Eisbarriere durch. Die Hochfluten fanden einen Weg nordwärts, wobei sie die Rinne über Halden nach Kradolf und, dem Eisrand der Weinfelder Zunge entlang, die Rinne Buhwil-Mettlen-Bussnang erodierten⁶⁷. Der Wiler Thurtalsee sank um rund 40 m ab, was zur Folge hatte, daß die Sitter samt den Schmelzwässern vom Eisrand her über die Hauptwiler Rinne zum tieferen Seespiegel durchbrach. Schon etwas früher hatte der Eisstausee im Murgtal einen neuen Abfluß ins Thurtal westlich Frauenfeld gefunden; er sank jetzt auf das Niveau eines Matzinger Sees mit 475 m Spiegelhöhe ab⁶⁸.

62 Eine Rekonstruktion des Standes (7) (des »Hauptstandes von Andelfingen«) unternahm MÜLLER (1979, Abb. 5).

63 KELLER & KRAYSS (1991 a, Fig. 28).

64 KRAYSS & KELLER (1994, Abb.14).

65 Nach Sondierungen weisen diese Talzüge eine mächtige Verfüllung mit meist feinkörnigem Lockermaterial auf. Gemäß Abb.15 in KRAYSS & KELLER (1994) stehen einer tief liegenden Abflußsohle in den Ständen (7) und (8) keine bekannte Felschwellen entgegen.

66 KELLER & KRAYSS (1991 a, Fig.36); KRAYSS & KELLER (1994, Abb.16).

67 KELLER & KRAYSS (1994, Karte).

68 KRAYSS & KELLER (1994, Abb.17).

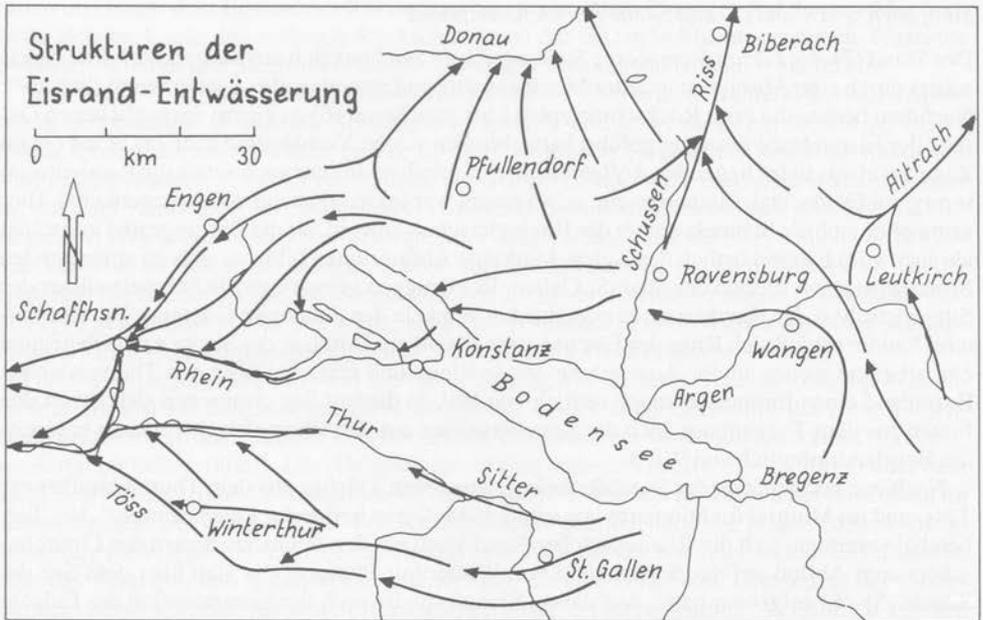


Abb. 12 Strukturen der Eisrand-Entwässerung. Die Pfeile markieren die Abflußwege der Schmelzwässer während den verschiedenen Eisrandlagen vom Maximalstand bis ins Konstanz-Stadium.

Während der Stände (9)–(10) des Konstanz-Stadiums entwickelte sich am Südrand des Bodenseegletschers ein System eisrandparalleler Rinnen und Terrassen, die sich nach dem Unterlauf der Sitter beziehungsweise nach dem Thursander vor der Amriswiler Zunge ausrichteten. Der Schwemmfächer, über den die Fluten der Thurtalsee bei Weinfeldern erreichten, baute sich unaufhaltsam westwärts vor. Es dürfte jedoch noch an die 10 000 Jahre gedauert haben, bis der See gänzlich verfüllt war⁶⁹.

5.6 Überblick

Unsern Gang durch die Regionen wollen wir mit einem Überblick über den gesamten Bodenseeraum abschließen. Die Abb.12 zeigt die Hauptstrukturen des Gewässernetzes, wie es sich während der letzten Vorlandvereisung vom Maximalstand bis zum Konstanz-Stadium entwickelte.

Klar zu erkennen ist am Nordrand des Bodenseebeckens die Schar der zur Donau gerichteten Entwässerungsbahnen. Sie brechen mit einer Ausnahme schon während der ersten Rückschmelzphase ab. Lediglich über die Riss-Achse blieb die Entwässerung des Schussenbeckens bis in frühe Konstanz-Stadium erhalten.

Breit gefächert erscheinen im Ostsektor die Abflußwege des Argen-Systems. Bis ans Ende der ersten Rückschmelzphase wenden sich die Eisrandgewässer über die Aitrach der Iller zu. Während des Stein am Rhein-Stadiums könnte von einer »Riss-Argen« gesprochen werden.

69 MÜLLER (1979, Abb.11).

Weit nach Westen gelangt die Argen im Konstanz-Stadium, bis sie schließlich ihren alten Weg zum Bodensee wieder findet.

Anfangs eng geschart dem Anstieg des Jura folgend, später in immer engeren Bögen den zurückweichenden Gletscherrand markierend, verlaufen die Abflußwege im *Hegau*. Entsprechend dem Einsinken der Eisoberfläche greifen die einzelnen Stränge sukzessive weiter nach Osten aus. Von den vier westwärts gerichteten Überläufen am Hochrhein setzt sich schließlich der südlichste als neuer Rheinlauf durch. Über den neu geschaffenen Untersee verläßt der Rhein seit dem Konstanz-Stadium das Bodenseebecken.

Über weite Strecken identischen Verlauf zeigen die Randströme in den tief eingeschnittenen Talzügen des *Gletscher-Südrands* bis ans Ende des Stadials Stein am Rhein. Erst im Konstanz-Stadium verlaufen die Abflußbahnen über die Unterläufe von Sitter und Thur. Was der Argen gelang, die späteiszeitliche Rückkehr zum Bodensee, blieb der Sitter und der Thur verwehrt. Aber vielleicht werden sie es nach der nächsten Eiszeit wieder schaffen ...

Verdankung

Die Autoren danken Herrn Ing. Christian Wieland, Frauenfeld, herzlich für die kritische Durchsicht des Manuskriptes, ebenso Frau Dora Krayss für die Besorgung der Schreibarbeiten.

Literaturverzeichnis

- ANDRESEN, H. (1964): Beiträge zur Geomorphologie des südlichen Hörnliberglandes. – Ber. St. Gall. Natw. Ges. 78, 1–113.
- BLUM, H., BLUDAU, W., OSTENDORP, W., SCHMIDT, E. (1995): Paläohydrologische Untersuchungen zur Umlenkung der Radolfzeller Aach bei Rielsingingen-Arlen. – Jber. Mitt. Oberrhein. geol. Ver., N.F. 77, 343–389.
- ELLENBERG, L. (1972): Zur Morphogenese der Rhein- und Tössregion im nordwestlichen Kanton Zürich. – Diss. Univ. Zürich.
- ELLWANGER, D. (1988): Würmeiszeitliche Rinnen und Schotter bei Leutkirch/Memmingen. – Jh. geol. Landesamt Baden-Württemberg, 30, 207–229.
- (1990): Zur Riss-Stratigraphie im Andelsbach-Gebiet (Baden-Württemberg). – Jh. geol. Landesamt Baden-Württemberg, 32, 235–245.
- (1994): in BENDA, L. (ed.): Das Quartär Deutschlands. – Borntraeger, Berlin-Stuttgart, 258–273.
- FIEBIG, M. (1992): Quartärgeologische Untersuchungen entlang der Unteren Argen zwischen Isny und Kisslegg. – Jh. geol. Landesamt Baden-Württemberg, 34, 343–366.
- FLIRI, F., FELBER, H. & HILSCHER, H. (1972): Weitere Ergebnisse der Forschung am Bänderton von Baumkirchen. – Zeitschrift für Gletscherkunde, 8, Innsbruck.
- GERMAN, R. (1976): Der Kreis Ravensburg; Geographie und Geologie, in: Der Kreis Ravensburg, Theiss Verlag, Stuttgart, 17–53.
- (1988): Oszillationen des Supermaximalvorstoßes an der Stirn des Rhein-Vorland-Gletschers in der Würmeiszeit. – Jh. Ges. Naturkde. Württemberg, 143, 107–110.
- DE GRAAFF, L.W.S. (1993): Das Quartär in Vorarlberg: Die eiszeitlichen Prozesse und die Morphostratigraphie der letzten Talvergletscherung. – Jber. Mitt. oberrhein. geol. Ver., N.F. 75, 325–363.
- DE GRAAFF, L.W.S. & DE JONG, M.G.G. (1995): Notes on the Alpine Rhine Glacier and the Chronostratigraphy of the Upper Würm. – Mededelingen Rijks Geologische Dienst, Haarlem. Nr. 52, 317–330.
- GRAF, H.R. (1993): Die Deckenschotter der zentralen Nordschweiz. – Diss. ETH Zürich Nr. 10 205, 151 S.
- HABBE, K.A. (1989): Die pleistozänen Vergletscherungen des süddeutschen Alpenvorlandes. – Mitt. Geogr. Ges. München, 74, 27–51.
- HANTKE, R. (1978, 1980, 1983): Eiszeitalter, Bd. 1–3. – Ott Verlag, Thun.
- HIPP, R.A. (1986): Zur Landschaftsgeschichte der Region Bischofszell. Eine glazialmorphologische Arbeit. – Mitt. thurg. naturf. Ges. 47, 3–117.
- (1986): Geologie und Landschaftsgeschichte des Hudelmoos und seiner näheren Umgebung. – Mitt. thurg. naturf. Ges. 51, 9–27.
- HOFMANN, F. (1987): Der Rheinfall. – Neujahrsblatt Natf. Ges. Schaffhausen, 39, 56 S.

- (1994): Beobachtungen zur Quartärgeologie des Schaffhauser Klettgaus (Schweiz). – *Eclogae geol. Helv.* 87/1, 241–263.
- DE JONG, M.G.G. (1983): Quaternary deposits and landforms of the western Allgäu (Germany) and the deglaciation after the last major Pleistocene ice advance. – Dissertation. Publ. nr. 36 Fys. Geogr. & Bodemk. Lab., Univ. Amsterdam.
- DE JONG, M.G.G., DE GRAAFF, L.W.S. & RUPKE, J. (1995): Der Eisabbau im Vorderen Bregenzerwald und in Nachbargebieten (Vorarlberg, Österreich) nach dem letzteiszeitlichen Eishochstand. – *Geol. Bundesanstalt, Wien, Jb.* 138, 27–54.
- KÄSER, U.J. (1980): Glazialmorphologische Untersuchungen zwischen Töss und Thur. – Diss. Univ. Zürich, 135 S.
- KAISER, K.F. (1979): Ein späteiszeitlicher Wald in Dättlau bei Winterthur/Schweiz. – Diss. Univ. Zürich, 90 S.
- (1993): Beiträge zur Klimageschichte vom späten Hochglazial bis ins frühe Holozän. – Eidg. Forschungsanstalt WSL, Birmensdorf, 203 S.
- KELLER, O. (1976): Das Rindal; zur Genese eines Urstromtales in der NE-Schweiz. – *Geogr. Helv.* 1976/4, 161–166.
- (1994): Entstehung und Entwicklung des Bodensees. Ein geologischer Lebenslauf. – In: MAURER, H. (Hrsg.): *Umweltwandel am Bodensee*, St.Gallen, 33–92.
- KELLER, O. & KRAYSS, E. (1980): Die letzte Vorlandvereisung in der Nordostschweiz und im Bodensee-Raum (Stadialer Komplex Würm-Stein am Rhein). – *Eclogae geol. Helv.* 73/3, 823–838.
- (1987): Die hochwürmzeitlichen Rückzugsphasen des Rhein-Vorlandgletschers und der erste alpine Eisrandkomplex im Spätglazial. – *Geogr. Helv.* 1987 (2), 169–178.
- (1988): Eisrandkomplexe im nördlichen Bodenseeraum. Führer zur Quartärexkursion der Universitäten Stuttgart-Hohenheim und Zürich-Irchel. – *Geogr. Inst. der Univ. Zürich*, 22 S.
- (1991 a): Geologie und Landschaftsgeschichte des voralpinen Appenzellerlandes. – *Das Land Appenzell* 21/22, Appenzeller Hefte, Herisau, 115 S.
- (1991 b): Der Eisaufbau des Rhein-Linth-Gletschers im Oberen Würm: Ein Modell. – *Paläoklima-forschung*, Bd.1, 421–433, Akademie der Wissenschaften und Literatur, Mainz.
- (1993): The Rhine-Linth-Glacier in the Upper Würm: A model of the last alpine Glaciation. – *Quaternary International* Vol. 18, 15–27, INQUA/Pergamon Press Ltd.
- (1994): Die Bodensee-Vorlandvereisung des Rheingletschers im Konstanz-Stadium der letzten Eiszeit. – *Ber.St. Gall. naturw. Ges.* 87, 31–40.
- KELLER, W.A. (1977): Die Rafzerfeldschotter und ihre Bedeutung für die Morphogenese des zürcherischen Hoehrhengebietes. – *Vjschr. naturf. Ges. Zürich*, 122, 357–412.
- KRAYSS, E. (1988): Zur riss-würmzeitlichen Quartärgeologie im westlichen Rheingletschergebiet. – *Z. Geomorph. N.F. Suppl.* Bd. 70, 1–12.
- KRAYSS, E. & KELLER, O. (1982): Zur Paläogeographie der Tössrinne im Würm-Hochglazial. – *Phys. Geogr. Zürich*, Vol. 1, 205–214.
- (1983): Die Bodensee-Vorlandvereisung während des Würm-Hochglazials. – *Schr. Ver. für Geschichte des Bodensees* 101, 113–129.
- (1989): Die eiszeitliche Reliefentwicklung im Bodenseeraum. – *Vermessung, Photogrammetrie, Kulturtechnik* 1/89, 8–12. Baden-Dättwil.
- (1994): Geologie und Landschaftsgeschichte des Murggebiets (Kanton Thurgau). – *Mitt. thurg. naturf. Ges.* 52, 7–39.
- MADER, M. (1983): Schichtenfolge und Geschehensablauf im Bereich des Schussenlobes des pleistozänen Rhein-Vorlandgletschers. – Diss. Univ. Tübingen.
- MOEGLE, E. (1994): Supermaximalphasen des würmhochglazialen Rhein-Vorland-Gletschers. – *Jber. Mitt. oberrhein. geol. Ver.*, N.F. 76, 335–350.
- MÜLLER, E. (1979): Die Vergletscherung des Kantons Thurgau während der wichtigsten Phasen der letzten Eiszeit. – *Mitt. thurg. naturf. Ges.* 43, 47–72.
- SCHILLIG, D. (1989): Die Wolfegger Ach – eine Individualistin unter den Flüssen Oberschwabens. In: *Oberschulamt Tübingen* (ed.): *Durchs Oberland. Ein geographisch-landeskundlicher Exkursionsführer.* – Verlag Rud. Roth und Cie KG, Leutkirch.
- SCHINDLER, C. (1982): Baugrunderkarte Schaffhausen 1:10 000. – *Schweiz. geotechn. Komm.*, Blatt 1 u. 2.
- (1985): Geologisch-geotechnische Verhältnisse in Schaffhausen und Umgebung. – *Mitt. naturf. Ges. Schaffhausen*, 32, 119 S.
- SCHLÜCHTER, Ch., MAISCH, M., SUTER, J., FITZE, P., KELLER, W.A., BURGA, C.A., WYNISTORF, E. (1987): Das Schieferkohlenprofil von Gossau (Kt. Zürich) und seine stratigraphische Stellung innerhalb der letzten Eiszeit. – *Vjschr. naturf. Ges. Zürich*, 132 (3), 135–174.
- SCHOLZ, H. (1993): Geologischer Bau und Landschaftsgeschichte des Landkreises Lindau. – *Ber. naturw. Ver. f. Schwaben*, 97, 56 S.

- SCHREINER, A. (1974): Erläuterungen zur Geologischen Karte des Landkreises Konstanz mit Umgebung 1:50 000. – Geol. Landesamt Baden-Württemberg.
- (1978): Geologische Karte von Baden-Württemberg 1:25 000. Erläuterungen zu Blatt 8323 Tettang. – Geol. Landesamt Baden-Württemberg, 60 S.
- (1989): Zur Stratigraphie der Risseiszeit im östlichen Rheingletschergebiet (Baden-Württemberg). – Jh. geol. Landesamt Baden-Württemberg 31, 183–196
- (1992): Einführung in die Quartärgeologie. – E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung Stuttgart, 257 S.
- STEFFEN, M. & TRÜEB, E. (1964): Quartärgeologie und Hydrologie des Winterthurer Tales. – Mitt. naturw. Ges. Winterthur, 31, 20 S.
- VILLINGER, E. (1985): Geologie und Hydrogeologie der pleistozänen Donaurinnen im Raum Sigmaringen-Riedlingen (Baden-Württemberg). – Abh. geol. Landesamt Baden-Württemberg, 11, 141–203.
- (1986): Untersuchungen zur Flußgeschichte von Aare-Donau/Alpenrhein und zur Entwicklung des Malm-Karstes in Südwestdeutschland. – Jh. geol. Landesamt Baden-Württemberg 28, 297–362
- (1989): Zur Fluß- und Landschaftsgeschichte im Gebiet von Aare-Donau und Alpenrhein. – Jh. Ges. Naturkde. Württ. 144, 5–27
- WEINHOLD, H. (1973): Beiträge zur Kenntnis des Quartärs im württembergischen Allgäu zwischen östlichem Bodensee und Altdorfer Wald. Diss. Univ. Tübingen

Anschriften der Verfasser:

Edgar Krayss, Myrtenstr. 9, CH-9010 St.Gallen
PD Dr. Oskar Keller, Sonderstr. 22, CH-9034 Eggersriet

Buchbesprechungen

DOROTHEE ADE-RADEMACHER und REINHARD RADEMACHER, *Der Veitsberg bei Ravensburg. Vorgeschichtliche Höhensiedlung und mittelalterlich-frühneuzeitliche Höhenburg* (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, 16). 256 Seiten mit 53 Abb. u. 62 Tafeln. Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1993. DM 95.–

Östlich der Altstadt von Ravensburg erhebt sich der Veitsberg, auf dessen Gipfelplateau die Reste der ehemaligen Ravensburg liegen, die nach historischer Quelle im frühen 11. Jahrhundert von den Welfen errichtet wurde. Heute sind davon nurmehr wenige Gebäude erhalten, die als Jugendherberge genutzt sind. Renovationsarbeiten sowie ein geplanter Erweiterungsbau gaben 1980 den Anlaß zu einer mehrmonatigen archäologischen Untersuchung des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg. Deren Zielsetzung war es, Aufschlüsse zum Gründungszeitpunkt der Burg und zur weiteren baulichen Entwicklung zu liefern.

Die Publikation legt detailliert Funde und Befunde der Untersuchungen vor, in bewährter Art der Reihe »Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg«. Die zu Tage getretenen Spuren einer vorgeschichtlichen Besiedlung werden in einem ersten Teil von Reinhard Rademacher (etwas allzu langfädig) vorgestellt. Im zweiten Teil der Publikation, dem Schwerpunkt des Buches, legt Dorothee Ade-Rademacher die mittelalterlichen und neuzeitlichen Befunde und Funde der Veitsburg übersichtlich dar. Ein einleitendes Kapitel »Geologie und Topographie« sowie der abschließende Katalog- und Tafelteil ergänzen die Ausführungen.

Der Nachweis einer prähistorischen Besiedlung auf einem markanten Bergplateau wie dem Veitsberg darf eigentlich nicht erstaunen, sind doch derartige Stellen als Fluchtburgen zu allen Zeiten immer wieder gerne aufgesucht worden. Obwohl uns viele derartige Fluchtorte bekannt sind, wissen wir leider über die nähere Siedlungsanlage in den meisten Fällen noch kaum etwas, insbesondere, da prähistorische Höhensiedlungen selten je flächig untersucht worden sind, oder aber später durch den Bau mittelalterlicher Burgen mehrheitlich zerstört sind. Die Vorlage der prähistorischen Funde und Befunde vom Veitsberg bringt denn auch diesbezüglich keine neuen Erkenntnisse. Wohl ließen sich mehrere Hausstandorte nachweisen; allein die allzu kleine ergrabene Fläche ließ keine Schlüsse in Bezug auf die Siedlungsstruktur zu. Bemerkenswert ist immerhin die Belegung des Ortes zu ganz verschiedenen Zeiten. Einzelfunde belegen zumindest eine Begehung bereits in endneolithischer Zeit (Goldberg III). Intensive Siedlungsspuren ließen sich für die frühe und mittlere Bronzezeit nachweisen. Wenige späbronzezeitliche Funde machen wahrscheinlich, daß zu jener Zeit, eher kurzfristig, auf dem Hügel möglicherweise ebenfalls eine Siedlung bestanden hat. Hallstattzeitliche Keramikscherben schließlich zeugen von der zumindest zeitweisen Anwesenheit des eisenzeitlichen Menschen. Trotz der Fülle des Fundmaterials wird man dennoch kaum an eine Kontinuität in der Besiedlung des Hügelplateaus denken dürfen. Vielmehr dürfte die Wahl des Veitsberges als Siedlungsplatz vorrangig auf dessen günstige Lage am Ostrand des mittleren Schussetales zurückzuführen sein. Eine Höhensiedlung in dieser Lage kontrollierte zweifellos schon in prähistorischer Zeit einen durch das Schussetal anzunehmenden Verbindungsweg vom Bodenseebecken zum oberschwäbischen Hügel-land.

Dankbarer ist natürlich die Vorlage der mittelalterlichen Funde und Befunde, wenn auch hierbei der kleine Grabungsausschnitt die Aussagen natürlich wiederum stark einschränkt. Hinzu kommt, daß die Schichten sich nur stellenweise voneinander abhoben, das Fundmaterial somit nicht immer klar trennbar war.

Die erste mittelalterliche Burganlage aus Holz scheint, nach Ausweis des noch immer für diesen Zeitraum nur mit Mühe datierbaren Fundmaterials, im späteren 10. Jahrhundert errichtet worden zu sein und war von einer Palisade befestigt. Aufgrund der nur spärlichen Funde nimmt die Bearbeiterin an, daß der Ort damals lediglich als Fluchtburg gedient hat – im Unterschied zu zahlreichen Burgen in der Schweiz, für die bereits seit dem 10. Jahrhundert eine ganzjährige Belegung angenommen wird.

Ferner konnten vier weitere Bauperioden herausgearbeitet werden. Im Grabungsbereich erfaßt wurden lediglich Wirtschaftsbereiche mit Nebengebäuden der Burg. Für Periode II (Mitte 11. Jh. – Mitte 12. Jh.) sind zwei Grubenhäuser, Reste weiterer Holzgebäude sowie eine Abfallgrube belegt. Eine mächtige Planierschicht weist auf eine jetzt dauernde Belegung der Anlage hin. Als Periode III wurde ein Umbau erfaßt, der um die Mitte des 12. Jahrhunderts unter Welf VI. erfolgt sein dürfte. Neben Teilen der Umfassungsmauer waren ein Schwellmauerbau und eine gemauerte Zisterne nachweisbar. Daneben fanden sich ebenerdige mehrräumige Holzgebäude, von denen eines als Backhaus oder Küche angesprochen werden konnte.

Anfangs des 13. Jahrhunderts mußte die Anlage einer Neubebauung weichen (Periode IV), wohl bereits unter den Staufern veranlaßt. Die ursprüngliche Konzeption wurde indessen weitgehend beibehalten. An Stelle der Küche bzw. des Backhauses wurde eine Küche mit Herd und Backofen erstellt. Das Holzgebäude wurde durch ein neues ersetzt; die Zisterne wurde dagegen aufgegeben und überbaut. Erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts sind die Wirtschaftsgebäude endgültig aufgegeben worden. Im westlichen Teil des Grabungsareals ist ein größeres, an die Ringmauer angelehntes Holzgebäude errichtet worden (Periode V).

Die Funde aus dem ergrabenen Areal – seit Phase II Wirtschaftsbereich der Burg – ermöglichen natürlich einen interessanten Einblick in einen Bereich, den uns die zeitgenössischen Quellen vorenthalten: Handwerkliche Tätigkeiten wie Knochen- und Geweihbearbeitung, Landwirtschaft und Viehzucht, Kalkbrennerei und möglicherweise Bleiverarbeitung. Die Veitsburg zeigt sich hierbei als autarker ländlicher Wirtschaftsbetrieb, der nur für den Eigenbedarf produzierte. Die Mehrzahl der geborgenen Funde – zur Hauptsache zerbrochenes Gebrauchsgeschirr, Gerät und Speiseabfälle – widerspiegelt den mittelalterlichen Alltag. Nur wenige Objekte, etwa Pferdezubehör und Ofenkacheln, weisen zumindest andeutungsweise auf das Adelsmilieu hin, das einen gehobenen Wohnkomfort erlaubte oder gewisse Privilegien zuließ.

Markus Höneisen

OTTO P. CLAVADETSCHER, *Rätien im Mittelalter. Verfassung, Verkehr, Recht, Notariat. Ausgewählte Aufsätze*. Festgabe zum 75. Geburtstag, hg. von Ursus Brunold und Lothar Deplazes. 607 Seiten. Desertina Verlag Disentis, Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1994. DM/sfr 108.–

Den Forschungen Otto P. Clavadetschers verdankt die Geschichtswissenschaft, daß das mittelalterliche Churrätien zu den historisch am besten erschlossenen Regionen der Alpen zählt. Der Autor, der zunächst als Gymnasiallehrer wirkte, bearbeitete von 1974 an die St. Galler Urkunden im »Chartarium Sangallense« und gibt den letzten Band des »Liechtensteinischen Urkundenbuchs« heraus.

Seine Argumentationsbasis bildeten stets die Originalquellen, die er mit dem *virtuoso* gehandhabten Instrumentarium der Historischen Hilfswissenschaften oft völlig neu interpretierte. So entstand im Verlauf eines halben Jahrhunderts ein wesentlich vertieftes Bild dieser Landschaft, aus dem die Mediävistik insgesamt großen Nutzen ziehen konnte. Otto P. Clavadetschers Interesse galt und gilt dabei insbesondere der Verfassungs- und der Rechtsgeschichte Churrätiens, das aufgrund seiner Verkehrslage auch für die Reichsgeschichte von großer Bedeutung war.

Zu seinem 75. Geburtstag haben Ursus Brunold und Lothar Deplazes 31 Aufsätze des Jubilars thematisch geordnet und zu einem Sammelband zusammengestellt: Churrätien im Übergang von der Spätantike zum Mittelalter nach den Schriftquellen (1979); Zur Führungsschicht im frühmittelalterlichen Rätien (1990); Zur Verfassungsgeschichte des merowingischen Rätien (1974); Die Einführung der Grafschaftsverfassung in Rätien und die Klageschrift Bischof Viktors III. von Chur (1953); Das Datum der Urkunde Kaiser Lothars I. für Volk und Bischof von Chur (1953); Das churrätische Reichsgutsurbar als Quelle zur Geschichte des Vertrags von Verdun (1953); Nochmals zum churrätischen Reichsgutsurbar aus der Mitte des 9. Jahrhunderts (1959); *Hostisana* und *pretium comitis*. Ein Beitrag zur Reichsgutsforschung (1964); Das Schicksal von Reichsgut und Reichsrechten in Rätien (1967); Das Schicksal bischöflicher Eigenkirchen (Riein und Pitasch) (1951); Pitasch – Poitiers (1953); Flurnamen als Zeugen ehemaligen Königsgutes in Rätien (1965); Verkehrsorganisation in Rätien zur Karolingerzeit (1955); Die Valserberg-Route im Frühmittelalter (1954); Zur Bischofseinsetzung im 9. Jahrhundert (1956); Mainz und Chur im Mittelalter (1968); Die Herrschaftsbildung in Rätien (1965); *Nobilis, edel, fry* (1974); Die Burgen im mittelalterlichen Rätien (1976); Das Bündnis der Rheinwaldner und Safier mit den rätischen Freiherren vom Jahre 1360 (1967); *L'influence du droit romain en Rhétie au XIIIe et au commencement du XIVe siècle* (1959); Der Verzicht (*renuntiatio*) auf Exceptionen in den bündnerischen Urkunden des Mittelalters. Die Gebiete südlich der Alpen (1958); Der Verzicht (*renuntiatio*) auf Exceptionen in den bündnerischen Urkunden des Mittelalters. Die Gebiete nördlich der Alpen (1958); Die erbrechtliche Repräsentation in Graubünden während des Mittelalters (1961); Die Annäherung der spätmittelalterlichen Erbleihe im nordalpinen Graubünden an das freie Grundeigentum (1966); Römischrechtlicher Heimfall in der rätischen Erbleihe des Spätmittelalters (1978); Wandlung der Rechtssprache im 13. Jahrhundert. Nach bündnerischen Quellen (1965); Zum Notariat im mittelalterlichen Rätien (1977); Öffentliche Notare in der Bischofsstadt Chur im 14. Jahrhundert (1981); Notariat und Notare im westlichen Vinschgau im 13. und 14. Jahrhundert (1991); Zum Problem der Schriftsprachen im mittelalterlichen Rätien (1994). Clavadetschers Studien fügen sich solcherart fast nahtlos zu einer Geschichte Churrätiens aus dem Blickwinkel von Recht und Verfassung.

Den stattlichen, für den Mediävisten unentbehrlichen Band ergänzt eine Bibliographie der Arbeiten des Jubilars seit 1985 sowie ein überaus hilfreiches Register der Personen- und Ortsnamen.

Alois Niederstätter

Codices Sangallenses. Festschrift für Johannes Duft zum 80. Geburtstag, hg. von PETER OCHSENBEIN und ERNST ZIEGLER. 232 Seiten mit 63 Abbildungen, darunter 8 farbige, Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1995. DM 84.–

Bei der vorliegenden Festschrift handelt es sich um die zweite, die Johannes Duft von Kollegen und Schülern zusammen mit dem Verlag verehrt wird. Letzteres verdient deshalb Erwähnung, weil es sich beim Thorbecke Verlag doch um den eigentlichen 'Hausverlag' des Jubilars handelt. So bringt denn auch der Thorbecke Verlag seine Verbundenheit mit dem Jubilar mit diesem Band zum Ausdruck, der in gewohnt qualitativvoller Aufmachung erscheint. Dies gilt auch für die Abbildungen, die einzelne Beiträge illustrieren.

Der Band versammelt elf Beiträge, die St. Galler Handschriften zum Inhalt haben. *Walter Berschin* eröffnet den Reigen der Gratulanten mit einer Betrachtung zu kritischen Versen Notkers des Stammers auf den Münsterbau Gozberts (S. 1–7). Die Verse kritisieren die auch bei anderen Klosterbauten der Zeit zu beobachtenden *immensi labores*. Es waren eben nicht nur *immensi labores* hand- und kunsthandwerklicher Art sondern auch *immensi labores* für die Klostersgemeinschaft und ihr inneres Gefüge, wenn sie ein solch gewaltiges Bauprogramm über sich ergehen lassen mußte. Innere Spannungen konnten da nicht ausbleiben, Spannungen, die sich in solchen Versen Luft machten. Berschin schlägt in Ergänzung zu seinem Beitrag in der ersten Festschrift für Johannes Duft von 1980 vor, die Verse in den Zusammenhang des fragmentarisch vorliegenden *Metrum de vita S. Galli* zu stellen. *Stefan Sonderegger* spürt in seinem Beitrag Bezüge zwischen Notker dem Deutschen und dem Evangelium (S. 9–24) nach. Sonderegger betont die Bedeutung des Evangeliums in den Werken Notkers des Deutschen, das als eigentliches Fundament und Richtschnur in dessen literarischem Schaffen gelten könne. *Beat von Scarpatetti* schöpft aus seiner Arbeit an der Katalogisierung der Handschriften der Stiftsbibliothek mit seinem Beitrag zu Schreiber-Zuweisungen des 8. und 9. Jahrhunderts (S. 25–56). Die neuen Zuweisungsvorschläge sind tabellarisch aufgeführt und sollen als Nachschlagemöglichkeit dienen. Abschließend diskutiert der Verfasser die aufschlußreiche Frage des Verhältnisses von Urkunde und Buchhandschrift, resp. von Kanzlei und Scriptorium. Er stellt fest, daß die Unterschiede in der Schrift in vermutlich oder sicher gleichzeitigen Urkunden und Buchhandschriften sehr groß sind. Die Vergleichsmöglichkeiten zwischen Archiv und Bibliothek erscheinen Scarpatetti daher als beschränkt. *Rupert Schaab* behandelt die Entstehung des Goldenen Psalters (S. 57–80). Nach Schaab ist der Goldene Psalter in St. Gallen vervollständigt und auch überarbeitet worden. Schaab unterscheidet mehrere Entstehungsstufen, wobei er den Torso der Hofschule Karls des Kahlen zuordnet. *Christoph Eggenberger* untersucht mittelalterliche Kreuzesvisionen am Beispiel der Q[uid Gloriaris]-Initiale im Folchart-Psalter (S. 81–92). Dabei handelt es sich um die bildmäßige Q-Initiale zum 51. Psalm. Eggenberger zeigt, wie vielschichtig und verwoben die ikonographischen Elemente dieser Illustration sind. Das Kreuz als zentrales Symbol und als Schlüssel zum Christentum wird als kostbarer Schatz hinter dem filigranen Flechtwerk der Q-Initiale verborgen oder »hinter dem goldenen Käfig der Initialornamentik versteckt.« (S. 89). *Anton von Euw* macht das Autorenbild im Epistolar Cod. Sang. 371 der Stiftsbibliothek zum Thema seines Beitrages (S. 93–103). Von Euw interpretiert das Epistolar in einem Vergleich zwischen den Scriptorien von St. Gallen und der Reichenau. Als Ergebnis erscheint, daß es nicht nur ein in St. Gallen hängengebliebenes Compositum mixtum beider Schreibschulen, sondern auch verschiedener Zeiträume ist. *Dieter Geuenich* beleuchtet die Elsaßbeziehungen des Klosters St. Gallen (S. 105–116). Als Ausgangspunkt dienen Geuenich die beiden St. Galler Verbrüderungsbücher, das ältere um 810, das jüngere um 870. Er stellt dabei Gebetsverbrüderungen mit Murbach und Weissenburg als zwei Schwerpunkte der Kontakte St. Gallens ins Elsaß fest. Freilich scheinen zumindest zeitweilig die Kontakte des Nachbarklosters Reichenau ins Elsaß viel zahlreicher gewesen zu sein. So unterhielt die Nachbarabtei unter anderen etwa Beziehungen zu Surburg, Neuweiler, Maursmünster, Haslach, Ebersmünster. Geuenich stellt aber auch Beziehungen St. Gallens zum Straßburger Klerus und zu den dortigen Nonnen des etichonischen Frauenklosters St. Stephan fest. Zudem verweist Geuenich auf die von der Forschung bisher beinahe unbeachteten späteren Einträge ortsgebundener Personengruppen in den Verbrüderungsbüchern. Diese Einträge ergeben etwa 50 Ortsnamen. Es handelt sich, so der Vorschlag Geuenichs, um Bruderschaften, die das Galluskloster zu Ehren des Heiligen besuchten. Daraus ergeben sich vielleicht Anhaltspunkte für die frühe volkstümliche Verehrung des hl. Gallus, wie Geuenich vorsichtig formuliert. Sicher aber belegen diese späteren Einträge, »daß die Beziehungen des Gallusklosters zum Elsaß und vom Elsaß zum Galluskloster im elften und zwölften Jahrhundert noch recht intensiv waren.« (S. 116). *Werner Vogler* untersucht die Beziehungen zwischen St. Martin in Tours und St. Gallen (S. 117–136). Er zeigt die weitreichenden Verbindungen zwischen dem west- und ostfränkischen Reichsteil auf, besonders zur Regierungszeit Ludwigs des Frommen und zur Frühzeit Ludwigs des Deutschen vor der Reichsteilung von 840/43. Anschaulich wird, wie die kulturellen und geistigen Beziehungen zwischen zwei Hauptzentren klösterlichen Lebens innerhalb des fränkischen Reiches selbst weite Distanzen zu überbrücken instand waren. *Peter Ochsenbein* schreibt zur spätmittelalterlichen Passionsfrömmigkeit in St. Galler Gebetbüchern (S. 137–146). Er wählt für seine Darstellung lateinische und deutsche Gebetbuchhandschriften des 15. Jahrhunderts aus, die alle mit St. Gallen in Verbindung stehen. Untersuchungsgegenstand sind ehemalige St. Galler Privatgebetbücher, deren Besitzer aus sozial verschiedenen

Umfeldern stammten, vom Benediktinermonch und der Klosterfrau über den Kaufmann und Fürststab bis hin zur Drittordensfrau. Abgesehen von der für den Fürststab von St. Gallen Ulrich Rösch gestalteten Handschrift besitzen die übrigen keine oder höchstens zwei Illustrationen. Ochsenbein führt dies auf die im 15. und beginnenden 16. Jahrhundert als Holzschnitte und Einblattdrucke produzierten und in großem Stil vertriebenen Andachtsbilder zurück. »Viele Privatgebetbuchbesitzer, insbesondere wohl geistliche Frauen, dürften in ihre einfachen Textsammlungen solche Devotionalien eingelegt und jeweils als Ersatz für die im Bändchen fehlenden Bilder zur Betrachtung und beim Rezitieren einzelner Gebete herangezogen haben« (S. 146). Karl Schmucki untersucht in seinem Beitrag die Festschriften aus dem barocken Kloster St. Gallen (S. 147–178). Es handelt sich um Festschriften aus dem 17. und vornehmlich 18. Jahrhundert. Schmucki liefert mit seinem Beitrag einen chronologisch geordneten Katalog der aufgefundenen Handschriften, wobei nur die singular überlieferten Berücksichtigung finden, mit einer kurzen Charakterisierung (S. 163–178). Dies ist umso verdienstvoller, da die barocken Festschriften bisher von der Forschung weitgehend unbearbeitet geblieben sind. Schmucki versteht dabei »Festschrift« als Geschenk oder geistige Gabe an einzelne Persönlichkeiten, besonders an den regierenden Fürststab, aber auch an andere Mitglieder des Konvents. Der von Schmucki so erstellte Katalog umfaßt für die Jahre 1672 bis 1797 immerhin 74 Bände oder Konvolute. Der Katalog erlaubt es Schmucki, einige Schlußfolgerungen zu ziehen. So sind mehr als die Hälfte der Verfasser Fratres juniores. Eine andere wichtige Gruppe bilden die Studenten der Klosterschulen von St. Gallen und von St. Johann, die *Musae Sancti Galli* und die *Musae Joanniticae*, wie sie sich selber nennen. Viel seltener treten der Gesamtkonvent von St. Gallen oder St. Johann als Verfasser auf. Vielfach handelt es sich inhaltlich um Übersetzungen kürzerer oder längerer Texte aus einer literarischen Sprache in eine andere. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wendet sich das Interesse zunehmend der Darstellung der Bestände der eigenen Bibliothek und des Münzkabinetts zu. Ferner finden sich poetische Werke, besonders die beliebten emblematisch-allegorischen Darstellungen. Zahlenmäßig fällt der Schwerpunkt der barocken Festschriften mit der letzten Blüte des Klosters St. Gallen im 2. und 3. Drittel des 18. Jahrhunderts zusammen. Weitgehend ungestört von äußeren Einflüssen konnte sich in jenen Jahren im Kloster St. Gallen eine solch reiche Festschriftkultur entfalten, »die, was die erhalten gebliebenen Dokumente betrifft, in der Schweiz ihresgleichen sucht.« (S. 163). Den Reigen der dem Jubilar Johannes Duft dargebrachten Gaben beschließt Ernst Ziegler, der in seinem Beitrag die Ratsbeschlüsse der Stadt St. Gallen ab 1508 untersucht (S. 179–212). Ziegler vergleicht die zwei Fassungen des 3. Stadtsatzungsbuches Cod. Sang. 1269 und Band 541 der Vadiana. Wie und wann die eine Fassung des Stadtsatzungsbuches in die Stiftsbibliothek gelangte, läßt sich zwar nach wie vor nicht sagen, doch zeigt der Vergleich, daß im 1. Teil der Inhalt zwischen beiden sehr ähnlich ist. Im 2. Teil freilich ändert sich das Bild. Cod. Sang. 1269 weist zahlreiche Ordnungen und Mandate auf, die für die Geschichte der Stadt St. Gallen im 16. Jahrhundert von großer Wichtigkeit sind. Deshalb soll Cod. Sang. 1269 vollständig im geplanten 3. Band der Rechtsquellen der Stadt St. Gallen ediert werden. Ein Register der zitierten Handschriften beschließt den Band (S. 213–215).

Überblickt der Leser die gesamte Festschrift, so stellt er einmal mehr fest, daß sich den Schätzen der Stiftsbibliothek, die der Jubilar Johannes Duft während so langer Zeit mustergültig und mit dem ihm eigenen Feu sacré betreute, immer neue Geheimnisse entlocken lassen. Die Stiftsbibliothek, vom Jubilar gehegt und gepflegt, ist einem Garten vergleichbar, der immer neue Blüten hervorbringt. Den Herausgebern und den Verfassern wie dem Verlag gebührt Dank für ihre gelungene Gabe zum 80. Geburtstag von Johannes Duft, der selber so vieles zum Gedeihen dieses Gartens beigetragen hat.

Roland E. Hofer

RUDOLF GAMPER, GABY KNOCH-MUND, MARLIS STÄHLI, *Katalog der mittelalterlichen Handschriften der Ministerialbibliothek Schaffhausen*. 301 Seiten. Urs Graf Verlag, Dietikon-Zürich 1994. sfr 168.–

Das Jahr 1994 war für die Erschließung wichtiger Quellen des Schaffhauser Allerheiligen-Klosters von entscheidender Bedeutung. Denn zum einen hat Heinz Gallman die erste kritische Edition des »Schaffhauser Stifterbuchs«, einer um 1300 wohl in Kloster Allerheiligen selbst in deutscher Sprache verfaßten Gründungsgeschichte der Abtei (d. h. des Zeitraums von etwa 1050–1105) vorgelegt (H. Gallmann, *Das Stifterbuch des Klosters Allerheiligen zu Schaffhausen*. Berlin 1994) und dieser Edition sogleich auch eine »volkstümliche« Ausgabe folgen lassen (H. Gallmann, *Das Schaffhauser Stifterbuch*. Konstanz 1995). Gleichfalls 1994 erschien der von Annegret Butz (†) begonnene und von Wolfgang Augustyn vollendete »Katalog der illuminierten Handschriften des 11. und 12. Jahrhunderts aus dem Benediktinerkloster Allerheiligen in Schaffhausen« (Stuttgart 1994). Zwar ist dieser Katalog der Erfassung und Beschreibung des Buchschmucks vorbehalten und dementsprechend sind denn dort auch die Handschriften des Allerheiligenklosters im wesentlichen unter kunsthistorischen Gesichtspunkten beschrieben worden. Aber ein strikter Verzicht auf codicologisch-philologisch-historisch-literarische Angaben ist auch in einem den Buchillustrationen gewidmeten Katalog nicht so ohne weiteres möglich, so daß auch der Nicht-Kunsthistoriker sich mit einem solchen Spezialkatalog vorerst dankbar hätte zufrieden geben können. In Schaffhausen hat man sich indessen erfreulicherweise nicht mit der Vorlage eines Kataloges allein der illuminierten Handschrif-

ten begnügen, sondern gleich ganze Arbeit leisten wollen. In engem Kontakt mit den Bearbeitern des kunsthistorischen Kataloges haben Rudolf Gamper, Gaby Knoch-Mund und Marlis Stähli einen alle wissenswerten Einzelheiten einer jeglichen Handschrift berücksichtigenden Katalog sämtlicher Codices der Schaffhauser Ministerialbibliothek erarbeitet. Dazu muß man wissen, daß die sog. Ministerialbibliothek als Bibliothek des »Ministeriums der Evangelisch-reformierten Kirche des Kantons Schaffhausen« nicht allein die – allerdings den umfangreichsten Bestand ausmachenden – Handschriften des Allerheiligenklosters, sondern auch Codices anderer Provenienzen, wie z. B. des Frauenklosters St. Agnes, des Franziskanerklosters oder der Pfarrkirche St. Johann umfaßt. Das bedeutet, daß einerseits der hier zu besprechende Katalog mehr als 120 Bände beschreibt, daß andererseits aber 65 der Allerheiligen-Handschriften den Vorzug genießen, in beiden Katalogen behandelt zu werden. Sofern es sich um illuminierte Handschriften des Allerheiligen-Klosters handelt, sollte man unbedingt zusätzlich auch den Katalog von Butz-Augustyn konsultieren.

Den einzelnen Handschriften-Beschreibungen stellt Rudolf Gamper zunächst eine Gesamtübersicht über den Handschriftenbestand der Schaffhauser Klöster voran, wobei das Skriptorium des Allerheiligenklosters verständlicherweise im Mittelpunkt der Betrachtungen steht. Dieser Gesamtüberblick beeindruckt dadurch, daß sein Verfasser die Geschichte von Bibliothek und Skriptorium auf dem Hintergrund der »politischen« Geschichte und insbesondere auch der Bau- und der Liturgiegeschichte des Klosters behandelt. Auf diese Weise kommt über den konkreten Anlaß hinaus so etwas wie eine Gesamtgeschichte der Abtei in Kurzfassung, aber auf dem neuesten Forschungsstand beruhend, zustande. Dabei gelingt eine ganze Reihe von Korrekturen gegenüber mancher älteren Wertung dieser und jener Quelle und man wird gut daran tun, die zeitlich parallel zu diesem Katalog und seiner Einführung erschienenen, gleichfalls aus der Feder Rudolf Gampers stammenden »Studien zu den schriftlichen Quellen des Klosters Allerheiligen von 1050–1150« (in: Schaffhauser Beiträge 71, 1994, S. 7–41) zusätzlich heranzuziehen, da diese Korrekturen hier ausführlicher begründet werden. Im Zentrum des Gesamtüberblicks steht die – nach der Reform des Klosters durch Abt Wilhelm von Hirsau – unter Abt Siegfried (1080–1096) einsetzende Tätigkeit eines eigenen Skriptoriums und der Aufbau einer eigenen Bibliothek, über deren Bestand ein hier (S. 17–20) neuerlich ediertes Bücherverzeichnis aus der Zeit um 1100 Kunde gibt. Mit Hilfe dieses Kataloges vermag Gamper nicht nur Einblicke in die Handschriftenproduktion während der Regierungszeit Abt Siegfrieds zu gewinnen, sondern auch Parallelen zwischen der Abkehr vom reichen Schmuck der Handschriften einerseits und dem gleichzeitigen Verzicht auf einen aufwendigen und prunkvollen Kirchenneubau für Allerheiligen andererseits zu konstatieren und beides als Folge des Hirsauer Reformeinflusses zu werten. Bemerkenswert ist, daß von den insgesamt 65 Codices, die eine erste Hand in das Bücherverzeichnis eingetragen hat, heute noch 31 erhalten und von diesen wiederum 27 im Schaffhauser Skriptorium hergestellt worden sind. Wenn S. 26 ff. überzeugend herausgearbeitet wird, daß die Vorlagen für die Arbeit des Schaffhauser Skriptoriums aus der Abtei Reichenau kamen und daß von dorthen auch die Vorbilder für den Buchschmuck stammten, dann hätte man sich an dieser Stelle auch ein Eingehen auf die Beobachtungen Alfons Zettlers (Die frühen Klosterbauten der Reichenau, 1988, S. 118–127) zu den frühen Beziehungen zwischen den Nellenburgern, der Reichenau und dem Allerheiligenkloster und auf das von Zettler in diesem Zusammenhang (S. 124) ausdrücklich erhobene Forschungsdesiderat gewünscht. – Weiterführend sind sodann die Bemerkungen zu Bernolds Wirken in Allerheiligen (S. 27 f.) und sind ebenso die Ausführungen über das Schaffhauser Skriptorium unter den Äbten Gerhard und Adalbert (1096–1131) (S. 29 ff.). Auch diese Beobachtungen zur Weiterentwicklung des Skriptoriums finden sich erfreulicherweise wiederum in die – zeitweise sehr bewegte – Gesamtgeschichte des Klosters eingebettet, wie denn umgekehrt die Handschriften als Indikatoren für die innere Entwicklung des Klosters gewertet werden. Mit Recht weist Gamper darauf hin, daß die Schriftlichkeit im Allerheiligenkloster seit der Mitte des 12. Jh. stark abgenommen hat, wenn man von den im Zusammenhang mit der umstrittenen Grenzziehung auf dem Stauerberg gefertigten, teilweise als Fälschungen zu wertenden Urkunden absieht. Zusätzlich zu den in diesem Zusammenhang zitierten »Studien über die Privilegien süddeutscher Klöster des 11. und 12. Jh.«, aus der Feder von Hans Hirsch (MIÖG, Erg.-Bd. 7, 1907) hätten vielleicht auch noch die häufig übersehenen Untersuchungen Albert Brackmanns über »Schaffhauser Fälschungen« (Nachrichten der Gesellschaft der Wiss. zu Göttingen, 1904, S. 490–496) herangezogen werden können. – Es ist ein nicht hoch genug zu lobendes Verdienst Gampers, daß er sich nicht nur auf die gemeinhin am ehesten interessierende hochmittelalterliche Periode der Bibliotheksgeschichte des Allerheiligenklosters beschränkt, sondern die spätmittelalterliche Geschichte dieser Bibliothek ebenso berücksichtigt wie jene der übrigen Schaffhauser Kloster- und Kirchenbibliotheken dieser Epoche, ja die Schaffhauser Bibliotheksgeschichte im Überblick bis zu der Neukatalogisierung der Jahre vor 1994 weiterverfolgt.

Dieser Einführung, die man – zusammen mit Gampers Aufsatz in den Schaffhauser Beiträgen – künftig stets wird heranziehen müssen, wenn man sich mit dem mittelalterlichen Schaffhausen und seinen Klöstern zu befassen hat, folgt S. 73 ff. die Beschreibung der einzelnen Handschriften entsprechend den heute üblichen, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft entworfenen Richtlinien. In die Beschreibungen haben sich die drei Bearbeiter bzw. Bearbeiterinnen geteilt; sie waren um eine größtmögliche Vereinheitlichung ihrer Beiträge bemüht. Es ist verständlicherweise völlig undenkbar, auf die Einzelbeschreibungen der über

120 in diesem Katalog bearbeiteten Codices einzugehen und die ganze Fülle der hier ausgebreiteten Erkenntnisse zu den einzelnen, in den Handschriften enthaltenen Texte und zur Entstehung der Bände in dieser Rezension anzusprechen. Der Historiker mag es immerhin bemerkenswert finden, daß im Anhang zu einer in Schaffhausen selbst zwischen 1080 und 1096 entstandenen Handschrift mit des Aurelius Augustinus' »De Genesi ...« (Min. 39) die Texte des Wormser Konkordats von 1122 eingetragen sind, daß eine zur gleichen Zeit und am gleichen Ort geschriebene Handschrift mit den Homilien Papst Gregors I. (Min. 46) Abschriften von – selbstverständlich längst edierten – Urkunden König Konrads III. von 1145 und Papst Paschalis II. von 1107 (jeweils mit dem Bischof von Konstanz als Empfänger) enthält, so, wie eine ganze Reihe allerdings gleichfalls längst bekannter päpstlicher Schreiben aus der Wende vom 11. zum 12. Jh. – sämtlich das Allerheiligenkloster betreffend – abschriftlich in Hs. Min. 55 aufzufinden ist. Eine Handschrift des 11. Jh. (Min. 75) enthält gar Glossen zur Taufe des Dänenkönigs Heriolt und zur Verleihung von Friesland im Jahre 826; ihre Herkunft ist deswegen wohl im nördlichen Europa zu suchen. Hier, bei der Bestimmung der Provenienzen, sind ohnedies wichtige Neuerkenntnisse zu buchen, so etwa die Feststellung, daß die älteste in Allerheiligen verwahrte Handschrift (Min. 78) aus der zweiten Hälfte des 8. Jh., nicht – wie man bisher meinte – in St. Gallen, sondern eher in Konstanz von einem Domkanoniker geschrieben worden ist. Das würde ein neues Licht auf die in der Forschung seit langem umstrittene Existenz eines Konstanzer Skriptoriums in jener Zeit werfen. – Ich breche an dieser Stelle ab. Die wenigen Hinweise mögen bereits einen Eindruck davon vermittelt haben, wie groß der Gewinn ist, den die Neubeschreibung der Handschriften vor allem des Schaffhauser Allerheiligenklosters für die mittelalterliche Geschichte gerade auch des Bodenseeraumes gezeitigt hat. Dem Bearbeiter und den beiden Bearbeiterinnen ist für ihre mühevollen Arbeit vielfacher Dank gewiß.

Helmut Maurer

NORBERT KRUSE und HANS ULRICH RUDOLF (Hrsg.) *900 Jahre Heilig-Blut-Verehrung in Weingarten 1094–1994*. Festschrift zum Heilig-Blut-Jubiläum am 12. März 1994. 3 Bände, zus. 1178 Seiten mit 912 Abb. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1994. DM 108.–

Jubiläen, so zufällig sie oft sein mögen, bieten immer wieder Anlaß zu umfangreichen Fest- und Gedenkschriften. Das ist auch im vorliegenden monumentalen Standardwerk der Fall, das die Heilig-Blut-Verehrung in Weingarten, der 1994 an diesem Ort auch eine Ausstellung gewidmet war, behandelt. Der Katalog, der als nicht eben handlich bezeichnet werden kann, hält die Ausstellung und die Ausstellungsobjekte, die sorgfältig und detailliert beschrieben werden, für die Zukunft fest. Die Ausstellung war in den Klostergebäuden von Weingarten zu sehen, wobei im Schloß die Weingartner Heilig-Blut-Verehrung bis 1800 zur Darstellung kam und die beiden letzten Jahrhunderte unter Berücksichtigung des Blutritts im Kreuzgang dokumentiert waren. Auch die Basilika, ein barockes Gesamtkunstwerk, wurde einbezogen, indem mit ikonographischen Hinweisen auf die Heilig-Blut-Verehrung aufmerksam gemacht wurde. Die Kunst des 20. Jahrhunderts zum Blutfreitag kam im städtischen Kornhaus zur Berücksichtigung. Aus diesem Konzept geht klar hervor, daß nicht nur die historischen, sondern auch die kunstgeschichtlichen und volkskundlichen Aspekte in die Schau einbezogen wurden, und zwar bis zur Gegenwart. Es ist bei der Fülle der Beiträge und Aspekte, die berücksichtigt werden, nicht möglich, alle Autoren und Beiträge aufzuzählen, geschweige denn, sie zu würdigen. Erwähnt sei bloß der Beitrag des Mitherausgebers Hans Ulrich Rudolf, der einen Überblick über die Heilig-Blut-Verehrung in Weingarten bis 1803 gibt. Er diskutiert außerdem die Frage, ob die Übergabe 1090 oder 1094 erfolgte. Wunderberichte gehen zurück bis ins Jahr 1200. Weitere Beiträge befassen sich mit der Heilig-Blut-Verehrung im Barock, sodann mit der Wiederbelebung des Kultes im 19. Jahrhundert sowie der Neugründung des Klosters im 20. Jahrhundert. Geschickt wird auch der bau- und kunstgeschichtliche Zusammenhang, besonders der Weingartner Handschriften des 12. und 13. Jahrhunderts, berücksichtigt, bekanntlich waren auch zahlreiche Manach-Handschriften aus der Blütezeit des Skriptoriums zu sehen. Regionalgeschichtliche Zusammenhänge wurden ebenso wenig vergessen wie andere Heilig-Blut-Kulte, etwa in Mantua, Reichenau, Weißenau und Bad Wurzach. In Mentalitätsgeschichte und Theologie führen dann Beiträge des Rottenburger Bischofs Walter Kasper ein, der eine Theologie der Heilig-Blut-Verehrung entwirft. Werner Gross ordnet sie in die heutige Liturgie ein und Ulrich Köpf sucht das Verhältnis des Protestantismus zu dieser eigenständigen Frömmigkeit zu skizzieren. Im Rahmen der mittelalterlichen Frömmigkeit ist dies natürlich nicht zu schwer, wie Peter Dinzelsbacher und weitere Beiträge mit speziellen Aspekten es beweisen. Eine Krise dieser volkstümlichen, aber alten Frömmigkeitsformen brachte dann die Herausforderung der Aufklärung und auch ihrer katholischen Ableger. Interessant war auch, daß die Untersuchung fortgeführt wurde bis in die Kriegszeit, als eine solche Frömmigkeit zu einem Politikum werden konnte. Breiten Raum erhält dann auch die Darstellung des Heiligblut-Brauchtums in Weingarten, welches bis heute etwas vom Auffälligsten beim ganzen Phänomen bleibt. Namentlich wird die Prozession und was damit zusammenhängt besonders gewürdigt und detailliert aufgearbeitet. Auch Blutfreitag und Blutritt erhalten eingehende Würdigungen und auch wieder durch Hans Ulrich Rudolf geschichtliche Überblicksdarstellungen. Wichtig in diesem Zusammenhang erscheinen auch Bruderschaft-

ten und Vereine, die das Brauchtum begleiteten und darin eingebettet waren. Sehr umfangreich dokumentiert sind schließlich die aus verschiedenen Gemeinden stammenden Blutreitergruppen, die auch in historischen Aufnahmen vorgestellt werden. Neue Blutreiter sind auch prosopographisch und seit 1878 mit Namen erwähnt. Ein umfangreiches Register erschließt das gut illustrierte und dokumentierende Werk, das wohl lange als Standardpublikation zum Thema dienen wird.

Werner Vogler

HELMUT BINDER (Hg.), *850 Jahre Prämonstratenserabtei Weißenau 1145–1995*. 579 Seiten mit 136 Abb. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1995. DM 48.–

Es kommt in der Tat – wie auch der Herausgeber in seinem Vorwort mit Recht betont – selten vor, daß ein säkularisiertes Kloster – und wäre es auch noch so bedeutend gewesen – im zeitlichen Abstand von nur zwölf Jahren zum zweiten Mal mit einer wissenschaftlichen Festschrift gewürdigt wird. Bei der einstigen Prämonstratenserabtei Weißenau – heute zur Stadt Ravensburg gehörig – ist dies erfreulicherweise der Fall. Die erste, 1983 von Peter Eitel herausgegebene Festschrift mit dem Titel »Weißenau in Geschichte und Gegenwart« war erschienen aus Anlaß der 700. Wiederkehr der Schenkung der Heiligblutreliquie durch Rudolf von Habsburg an die Weißenauer Prämonstratenser. Die zweite Festschrift hat – indem sie an die Gründung des Stiftes selbst erinnert – einen vielleicht noch legitimeren Anlaß. In jedem Falle zeugt die Tatsache, daß in kurzer Folge ein gleich gehaltvoller und umfangreicher Band vorgelegt werden konnte, davon, wie ungebrochen die Erinnerung an die einstige Bedeutung der sich allerdings durch ihre Kirche noch heute herrschaftlich präsentierenden Abtei in der Bevölkerung ist.

Obwohl man meinen könnte, die Festschrift von 1983 hätte bereits alle wesentlichen Themen »abgedeckt«, so erstaunt doch, wie es dem Herausgeber gelungen ist, in »seinem« Band nicht minder wichtige Themen behandeln zu lassen. Als besonders glücklich empfinde ich es, daß es ihm gelungen ist, einen ersten, wirklich grundlegenden Beitrag über »Weißenau im Rahmen der Prämonstratenserkultur Oberschwabens« durch ein Mitglied des Ordens selbst, den an der Universität Regensburg lehrenden Pater Ulrich G. Leinsle verfassen zu lassen. Er vermag am besten sichtbar zu machen, was »prämonstratensische Spiritualität und Ordenskultur« bedeuten und er vermag vor allem schon von vorneherein darauf aufmerksam zu machen, daß dem Prämonstratenserorden von Anfang an die wichtige Aufgabe der Seelsorge eignete. – Den erfahrenen Pädagogen erkennt man in der Absicht des Herausgebers Helmut Binder, »Die Quellen zur Gründung des Klosters« nicht nur – wegen ihrer bisherigen Publikation an teilweise entlegenen Orten – hier in einem Neuabdruck allen Interessierten zugänglich zu machen, sondern auch jedem Stück – sowohl der Urkunde Heinrichs des Löwen von 1152 und derjenigen Friedrich Barbarossas von 1164 (hier allerdings ohne Rückgriff auf den Druck unter Nr. DF I 470 in der heute verbindlichen MGH-Ausgabe der Diplome Friedrichs I.) als auch den beiden bisher kaum bekannten Fundationsnotizen aus dem endenden 12. Jh. sowie den beiden ausführlichen, in den *Acta S. Petri in Augia* enthaltenen Gründungsberichten – jeweils eine deutsche Übersetzung (und dazu Urkunden und Notizen zugleich auch noch Fotos) beizufügen. – Gleichfalls als grundlegend ist des Germanisten Norbert Kruse Beschäftigung mit den »Klosternamen« anzusehen. Denn hier wird klar und überzeugend der Weg von der ersten Benennung als »Sankt Peter in der Au« zur sich um die Wende von 15. zum 16. Jh. durchsetzenden Bezeichnung als »Weißenau« aufgezeigt und wird überdies auch die Herkunft des Namens »Maisental«, der dem Weißenau zugehörigen Frauenkloster eignete, untersucht. – Diesen Frauenkonvent recht eigentlich wieder in die Forschung eingeführt zu haben, ist das Verdienst einer methodisch und inhaltlich höchst interessanten Studie von Georg Wieland. Er vermag nachzuweisen, daß Weißenau – wie viele andere Klöster und Stifte auch – zunächst als Doppelstift gegründet worden ist, daß der Konvent der Schwestern dann aber um 1160 in das nur 500 Meter von Weißenau entfernte Maisental übertragen wurde und daß er dort zumindest bis zum Jahre 1349 Bestand hatte. Die Kirche des ehem. Frauenklosters dient im übrigen noch heute als Weißenauer Friedhofskapelle. – Karl Pellens befaßt sich sodann mit der heute einen Bestandteil der *Acta Sancti Petri in Augia* bildenden »Beschreibung und Ordnung des jährlichen Gedenkens, der Jahrfeiern« des Weißenauer Propstes Hermann II. (1237–1257), die er als ein »Grundgesetz der Liturgie des Klosters« charakterisieren kann. – Eine zentrale Stellung innerhalb der Festschrift nimmt Georg Wielands zweiter, dem »Weißenauer Konvent vom 12. bis zum 19. Jh.« gewidmeter Beitrag ein. Denn er kann nun – aufbauend auf umfangreichem Datenmaterial zu den insgesamt rund 960 männlichen und 297 weiblichen Konventsmitgliedern – erstmals konkrete Angaben zur Konventsstärke und zur Herkunft in den verschiedenen Epochen der Klostergeschichte ebenso machen wie zu Noviziat, Ausbildung, Verteilung der Ämter und Zusammenleben im Konvent. Auf den ersten Blick nicht zu erwarten sind innerhalb dieses Aufsatzes auch wichtige Bemerkungen zu Person und Werk des einstigen Weißenauer Konventualen Gregor Mangolt, der sich der Reformation angeschlossen hat und von Zürich aus zu einem bedeutenden Geschichtsschreiber seiner Vaterstadt Konstanz geworden ist (nachzutragen wäre der Aufsatz von M. J. Wenninger, Gregor Mangolts »Werke letzter Hand«. Zum Verhältnis von Vita und Werk eines reformatorischen Konstanzer Chronisten, in: *Jahrb. der Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft* 7, 1992/93, S. 343–375). – Personengeschichte steht auch im Mittelpunkt der beiden

folgenden Arbeiten, die der Biographie zweier aufeinanderfolgender Weißenauer Äbte gewidmet sind: Franz-Josef Merk befaßt sich mit Leben und Werk des aus dem weißenauschischen Ummendorf gebürtigen, von 1495–1523 regierenden Abtes Johannes Mayer und vermag ein sehr anschauliches Porträt eines den Fragen der klösterlichen Wirtschaft, den Wissenschaften und Künsten gleich aufgeschlossenen Abtes an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit zu entwerfen. – Ungleich bekannter als er wurde Abt Jacob Murer – von 1523–1533 regierend – dadurch, daß er zum Zeitgenossen des Bauernkrieges wurde und außerdem dadurch, daß er das, was er und sein Kloster während des Bauernaufstandes erlebten, in seiner »Bauernkriegschronik« festhielt, so, wie er – neben anderen rechtlich-literarischen Arbeiten – auch eine Gesamtgeschichte des Klosters verfaßt hat. Peter Eitel hat ihm eine einfühlsame Würdigung angeeihen lassen. – Ein großzügiger Überblick über die Beziehungen zwischen Weißenau und dem gleichfalls in Oberschwaben gelegenen, von Weißenau aus gegründeten Stift Schussenried aus der Feder von Karl Kaufmann leitet über zu einer weiteren, von Georg Wieland verfaßten Studie über »Die Pfarreien des Stifts Weißenau«, eine Arbeit, die – angesichts der seelsorgerischen Aufgaben der Prämonstratenser – wiederum ein zentrales Thema behandelt. Hier wird nicht nur ein Gesamtüberblick über sämtliche bis zum Ende des Mittelalters dem Stift geschenkten bzw. von ihm gekauften Gotteshäuser samt ihren Einkünften geboten, sondern u. a. in minutiösen Untersuchungen die Entstehung der Pfarrei Weißenau selbst, sodann die Entwicklung der Pfarrkirche Bernloch auf der Schwäbischen Alb aus einer Grangienkapelle des Stifts, das Verhältnis Weißenaus zu den beiden Ravensburger Pfarreien St. Christina und St. Jodok sowie zur Großpfarre Bregenz nachgezeichnet und endlich die übrigen Erwerbungen von Kirchen sowie deren weitere Geschichte beschrieben.

Es mag mehr oder weniger einem Zufall gleichkommen, daß einigermaßen genau in der Mitte des Bandes die der neueren Geschichte des Stifts gewidmeten Beiträge einsetzen. Den Beginn macht Magda Fischer mit einer weitgehend Neuland betretenden Studie über »Geschichtsbewußtsein und Geschichtsschreibung im 18. Jh.«, eine Studie, die für Weißenau zwar keine hervorragenden historischen Arbeiten, aber doch immerhin deren erstaunliche Vielzahl namhaft machen kann. – Hatte Ulrich Klein bereits in der Festschrift von 1983 »Die Medaillen des Klosters Weißenau« behandelt, so geht es ihm in seinen neuerlichen »Bemerkungen zu den bildlichen Darstellung der Medaillen des Klosters Weißenau« darum, nunmehr »alle Medaillen in teilweise mehreren Exemplaren oder Varianten abzubilden und dem angesprochenen bildlichen Vergleichsmaterial gegenüberzustellen.« – In einer kritischen Untersuchung jener Legende, derzufolge König Rudolf von Habsburg im Jahre 1283 eine bis dahin in Straßburg verwahrte Hl. Blut-Reliquie an Weißenau geschenkt und damit die dortige Hl. Blut-Verehrung begründet habe, vermag Helmut Binder, der Herausgeber der Festschrift, zu zeigen, daß ein derartiges Koststück allenfalls bis in das 17. Jh. zurückzuverfolgen ist. – Den historischen Beiträgen schließen sich nicht minder gewichtige aus der Feder von Kunsthistorikerinnen und Kunsthistorikern an. Auf diese Arbeiten kann hier – angesichts der mangelnden Kompetenz des Rezensenten – nur noch summarisch hingewiesen werden: Renate Stahlheber beschreibt den »Norbert-Zyklus im Weißenauer Traditionsindex« (von ca. 1525) und befaßt sich in einem weiteren Beitrag mit den »13 Weißenauer Tafelbildern zur Vita Norberti« aus der Barockzeit. – Reinhold Halder widmet sich dem »Chor der Weißenauer Klosterkirche« als »Gesamtkunstwerk« und Reiner Jensch würdigt »Die Altar- und Bildausstattung der Weißenauer Klosterkirche«. – Solange Michon referiert die Ergebnisse ihrer Genfer kunsthistorischen Dissertation über ein heute von der Stiftung Martin Bodmer in Cologny bei Genf verwahrtes, reich illuminiertes Passionale, das sie als ein Werk des Weißenauer Skriptoriums aus der Zeit um 1200 nachweisen kann, so, wie denn auch – worauf hier hingewiesen sei – durch die Neukatalogisierung der Handschriften des Schaffhauser Allerheiligenklosters für einen dort verwahrten, im 12./13. Jh. entstandenen Codex mit Gregors I. »Moralia in Job« neuerdings Weißenau als Herkunftsort wahrscheinlich gemacht werden konnte (vgl. A. Butz und W. Augustyn, Katalog der illuminierten Handschriften des 11. und 12. Jh. aus dem Benediktinerkloster Allerheiligen in Schaffhausen, Stuttgart 1994, Nr. 76, S. 74f.). An dieser Stelle ist dem Bedauern darüber Ausdruck zu geben, daß es – aus welchen Gründen auch immer – nicht gelungen ist, Ergebnisse der in Arbeit befindlichen Heidelberger Dissertation von Elke Wenzel über das Weißenauer Skriptorium auch in diesen Band miteinzubeziehen (vgl. Elke Wenzel, Erste Einblicke in das Skriptorium der Abtei Weißenau, in: FDA 114, 1994, S. 77–88). – Von pädagogisch-geschichtlichem Interesse ist die kleine Betrachtung Theodor Brüggemanns über eine »Kinder Postill« von 1579 aus Weißenauer Bibliotheksbesitz. – Demgegenüber ist Helmut Binders geradezu detektivische Arbeit über die »Schicksale der Weißenauer Bibliothek nach der Klösterauflösung« angesichts der großen Zersplitterung der Weißenauer Bestände für die weitere Erforschung der Weißenauer Bibliotheks- und Geistesgeschichte von grundlegender Bedeutung. – Ulrich Höflacher befaßt sich sodann mit »P. Christian Keifferer und der Musikpflege im Kloster Weißenau um 1600«, während Georg Günther »Die Messe in G-Dur des Weißenauer Klosterkomponisten Alois Wiest« aus der zweiten Hälfte des 18. Jhs. einer eingehenden Betrachtung unterzieht. – Beschlossen wird der Band durch den von Helmut Binder dankenswerterweise gestalteten Wiederabdruck von Franz Palacky's (1798–1876) im Jahre 1842 in Prag gehaltenen Gedenkrede auf den 1830 verstorbenen Grafen Franz Sternberg, in dessen Besitz nach der Säkularisation des Jahres 1802 die beiden einstigen Prämonstratenserabteien Weißenau und Schussenried übergegangen waren. Die Rede liest sich noch heute als ein bewegendes Porträt des in mehrfacher Hinsicht bedeutenden Grafen.

Überblickt man die Festschrift als Ganzes, so ist der große Gewinn zu konstatieren, den jegliche Beschäftigung mit Geschichte und Kultur der Abtei Weißenau fortan aus diesem Sammelband wird schöpfen können. Darüber hinaus mag deutlich geworden sein, daß auch diese zweite Weißenauer Festschrift als ein entscheidender Beitrag zur Erhellung der Geschichte Oberschwabens im Mittelalter und in der frühen Neuzeit zu werten ist. Beide Verdienste sind – außer den Autoren – vor allem dem Herausgeber zuzuschreiben, aus dessen Vorwort und aus dessen Beiträgen mir eine ausgesprochene Zuneigung zum »Gegenstand«, dem diese Festschrift gewidmet ist, deutlich zu werden scheint.

Helmut Maurer

RAINER JEHL (Hg.), *Welf VI. Wissenschaftliches Kolloquium zum 800. Todesjahr vom 5. bis 8. Oktober 1991 im Schwäbischen Bildungszentrum Irsee (Irseer Schriften 3)* 146 Seiten mit 10 Abb. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1995. DM 38.–

Die 800. Wiederkehr von Welfs VI. Tod im Jahr 1991 ließ sowohl in Irsee als auch in Memmingen an die Veranstaltung von wissenschaftlichen Tagungen denken, die diesem für die Geschichte des heutigen Oberschwabens ebenso wie des heutigen bayerischen Schwaben bedeutsamen Welfen gewidmet sein sollten. Damit schien die Chance gegeben, genau zwanzig Jahre nach dem Erscheinen von Karin Feldmanns magistraler Tübinger Dissertation mit dem Titel »Herzog Welf VI. und sein Sohn« (1971) sowohl Bilanz über das seitdem von der Forschung Erreichte zu ziehen als auch neue Anstöße zur weiteren Erforschung von Persönlichkeit und Umwelt des immer noch viel zu sehr im Schatten seines Neffen Heinrich des Löwen stehenden süddeutschen Welfen zu vermitteln. Dazu gehörte freilich, daß die Publikationen über beide Kolloquien in relativ überschaubarer Zeit würden vorgelegt werden können. Aber gerade im Blick auf die baldige Veröffentlichung der Tagungsbeiträge standen beide Unternehmungen nicht gerade unter dem günstigsten Stern. Die Publikation der in Memmingen unter den Auspizien des »Memminger Forums für Schwäbische Regionalgeschichte« und unter dem Gesamthema »Die Welfen in Süddeutschland« gehaltenen Referate ist bis heute nicht erfolgt. Und bis zur Veröffentlichung der in Irsee gehaltenen Vorträge sind immerhin vier Jahre ins Land gegangen. Außerdem fehlen in dem nun endlich vorliegenden Sammelband zwei Vorträge, nämlich einmal derjenige von Georg Kreuzer über »Das Bild Welfs VI. in der Chronik Burkhardts von Ursberg« und zum andern derjenige von Georg Wieland »Zur Struktur des Welfenhofes in Ravensburg«. Was jetzt vorgelegt wird, besitzt weitere »Schönheitsfehler«: Der vor allem für die Geschichte des calwischen Erbes und damit zugleich des nördlichen Schwarzwaldes im 12. Jh. bedeutsame Aufsatz von Hansmartin Schwarzmaier über »Uta von Schauenburg, die Gemahlin Welfs VI.« war inzwischen bereits in Band 142, 1994 der ZGO erschienen, ohne daß Verfasser und Herausgeber im Irseer Sammelband darauf aufmerksam gemacht hätten. – Nicht viel anders verhält es sich mit Gerd Althoffs Beitrag über »Welf VI. und seine Verwandten in den Konflikten des 12. Jahrhunderts«, der eine neue Würdigung der berühmten »Tübinger Fehde« von 1164–1166 zwischen Welf VI. und seinem Sohn einerseits und Pfalzgraf Hugo II. von Tübingen andererseits unternimmt. Die ausführliche Fassung dieses Aufsatzes ist – worauf der Verfasser dankenswerterweise aufmerksam macht – bereits 1992 in Band 26 der »Frühmittelalterlichen Studien« unter dem Titel »Konfliktverhalten und Rechtsbewußtsein. Die Welfen im 12. Jahrhundert« vorgelegt worden. – Und wiederum eine ähnliche Bewandnis hat es mit Armin Wolfs Studie über »Welf VI. – Letzter der schwäbischen Welfen oder Stammvater der Könige?« Ihre Ausführungen decken sich – wie der Verfasser bemerkt – weitgehend mit seinem gleichfalls bereits 1992 in der ZRG GA 109, 1992 veröffentlichten Aufsatz mit dem Titel »Warum konnte Rudolf von Habsburg († 1291) König werden?«. Die hier gebotenen, auf einer Aussage der Acta Murensia beruhenden genealogischen Ableitungen werden im übrigen weiterer Diskussion bedürfen. – Die zweieinhalb Seiten umfassenden Bemerkungen von Pankraz Fried über »Vorstufen des frühen Staatsaufbaues. Die Welfen in Ostschwaben im Lichte der historischen Atlasforschung« können sodann kaum den Inhalt eines Vortrags wiedergeben, sondern lesen sich eher wie ein zugehöriges Thesenpapier. – Bleiben endlich die »Originalbeiträge« des Bandes: Ganz besonders dankbar ist man dafür, daß die beste Kennerin der Materie, daß Katrin Baaken(-Feldmann) einleitend selbst mit einem alle Aspekte würdigenden Beitrag über »Herzog Welf VI. und seine Zeit« zu Wort kommt und daß der Leser damit in die Lage versetzt wird zu erkennen, wieweit die Verfasserin mehr als zwanzig Jahre nach Erscheinen ihrer Dissertation an den von ihr dort vorgenommenen Wertungen festhalten bzw. neue Überlegungen einbezogen sehen möchte. – Wichtig ist sodann, daß in diesem Sammelband auch einer der besten Kenner staufischer Geschichte zu Wort kommt: Odilo Engels steuert einen souveränen Überblick zum Thema »Friedrich Barbarossa und die Welfen« bei, in dem – wie nicht anders zu erwarten – vor allem das Verhältnis Kaiser Friedrichs I. zu Welfs VI. Neffen Heinrich dem Löwen zur Sprache kommt. – Wenn insgesamt auch nur Marginales zu dem Thema gesagt werden kann, ist man doch dem Germanisten Hans Pörnbacher dankbar dafür, daß er die wenigen Hinweise auf ein literarisches Mäzenatentum Welfs VI. in seinem knappen Beitrag über »Welf VI. und die Literatur« kritisch würdigt. Von Pörnbacher stammt im übrigen auch – eingebaut in einen Bericht über die von ihm selbst zum Abschluß der Tagung geführte Exkursion in »die alten welfischen Kernlande am oberen Lech und an der Ammer« – eine Würdigung der als Wandfresko in der Vorhalle der

Kirche von Steingaden um 1600 gestalteten »Welfengenealogie«. – Eine echte Lücke in der bisherigen Welfen-Forschung füllt Josef Riedmann mit seinem Versuch, »Die Welfen im Tiroler Raum zur Zeit Welfs VI.« zu würdigen. Hier werden vom besten Kenner der mittelalterlichen Geschichte Tirols bislang viel zu wenig beachtete Beziehungen der Welfen des 12. Jhs. zu diesem Raum zusammenfassend betrachtet.

Versucht man den Gesamtertrag des Irseer Sammelbandes zu würdigen, so wird man ihn vor allem als eine nützliche Zusammenfassung der bis 1991/92 bzw. bis 1995 auf verschiedenen Feldern erreichten Neuerkenntnisse und Neubewertungen zu Persönlichkeit und Umfeld Welfs VI. charakterisieren dürfen. Es war gewiß ein Zufall, daß im Jahre seines Erscheinens ein anderer, berühmterer Welfe, nämlich Welfs VI. Neffe Heinrich der Löwe, aus Anlaß der 800. Wiederkehr von dessen Todestag mit Hilfe von Ausstellungen, Vortragsreihen und Tagungen eingehend gewürdigt wurde. Dieses neuerliche Welfen-Gedenken hatte die erfreuliche Folge, daß sich die Forschung erneut auch mit den Welfen in Süddeutschland und dementsprechend auch wiederum mit Welf VI. befassen mußte. Erste Ergebnisse dieses neuerlichen Bemühens liegen etwa in O. G. Oexles Arbeit über »Fama und Memoria. Legitimationen fürstlicher Herrschaft im 12. Jahrhundert« oder in Th. Zotz' Studie über »Heinrich der Löwe und die Welfen in Schwaben« als Beiträge zum Essay-Band des Kataloges zur Braunschweiger Ausstellung »Heinrich der Löwe und seine Zeit« bereits vor.
Helmut Maurer

ECKART CONRAD LUTZ, *Das Diebshofener Liederblatt. Ein Zeugnis späthöfischer Kultur* (Literatur und Geschichte am Oberrhein 3). 128 S. mit einem Faksimile, 19 Abb. und einer Tonbandkassette. Schillinger Verlag, Freiburg im Breisgau 1994. DM 72.–

Der Untersuchungsgegenstand des großzügig ausgestatteten Bands wirkt auf den ersten Blick eher unscheinbar: ein einzelnes Papierblatt, ungefähr des Formats A5, beidseitig mit je einem spätmittelalterlichen Liebeslied beschrieben. Auch handelt es sich nicht um eine Neuentdeckung. Der Fund datiert von 1904, und die beiden Liedertexte wurden – freilich kommentarlos – bereits drei Jahre später erstmals publiziert (Rudolf Wegeli, *Die Truchsessin von Diebshofen*, Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte 47, 1907, S. 203–205). Dem Publikationsort und der etwas geringerschätzigen Behandlung durch den ersten Herausgeber entsprechend, blieb die Entdeckung aber einer breiteren Öffentlichkeit verborgen und ließ selbst die direkt angesprochenen Regionalhistoriker weitgehend kühl. Dem neuerlichen Bearbeiter Eckart Conrad Lutz ist es zu danken, daß das Diebshofener Liederblatt nun endlich in seiner Bedeutung als »kleine philologische Sensation« (S. 11) erkannt und zugleich weiteren Kreisen zugänglich gemacht wurde.

Dabei verharret der Germanist Lutz keineswegs bei den methodischen Leisten seiner originären Fachzunft. Fast mehr noch als auf die philologischen und im engeren Sinne literargeschichtlichen Aspekte richtet er sein Interesse auf die umfassend verstandenen »primären Gebrauchszusammenhänge« der Diebshofener Lieder (S. 11), somit auf deren vielzitierten »Sitz im Leben« des oberbayerischen Spätmittelalters. Dies bedingt selbstredend ein interdisziplinäres Vorgehen und ein ganzes Spektrum methodischer Register. In Stichworten skizziert, ergaben die – übrigens um Allgemeinverständlichkeit bemühten – Untersuchungen zur Hauptsache folgendes:

Die Schriftspiegel beider Seiten stehen »kopfüber« zueinander. Das Blatt mußte also um seine Querachse gewendet werden; daraus folgt, daß es von Anfang an als Einzelblatt konzipiert war. Außerdem wurde es vom einstigen Benutzer auf das Miniaturformat einer Streichholzschnitzschachtel zusammengefasst. Im Unterschied zur sonst vorherrschenden Tradierungsform der codifizierten Liedersammlungen war die Diebshofener Aufzeichnung somit sicher nicht in »antiquarisch«-konservatorischer, geschweige denn repräsentativer Absicht erfolgt. Vielmehr dürfte sie für den praktischen Gebrauch eines Musikers bestimmt gewesen sein, der das Blatt (wohl neben weiteren Blättern gleicher Machart) auf seinen Reisen gefaltet im Gürtel mit sich trug. Gerade weil die Liedtexte weitverbreitetes Formelgut verwenden, konnte für den praktizierenden Interpreten eine solche Gedächtnisstütze durchaus von Nutzen sein. Ähnliches gilt auch bezüglich der den Texten vorangestellten Melodiennotationen. Vergleichbare Dokumente sind, wie Lutz aufzeigt, äußerst rar überliefert, und beim Diebshofener Exemplar handelt es sich um das weitaus älteste Stück: Schriftbild und Wasserzeichen datieren es ziemlich genau auf das Jahr 1400 (S. 14–16). Soweit der kodikologische Befund.

Literarisch fügen sich die beiden Lieder gut zu dem Bild, welches beispielsweise das bekannte (etwa 70 Jahre jüngere!) Liederbuch der Augsburger Schreiberin Clara Hätzler vermittelt. Interessant ist vor allem das zweite, das sich einerseits von Form und Sprache her in den konventionellen Bahnen späthöfischer Liebeslyrik bewegt und ein entsprechend vorgebildetes Zielpublikum impliziert, das aber andererseits eine deutliche Bindung an jahreszeitliches (Fastnachts-)Brauchtum erkennen läßt. Auch hier situiert Lutz das Lied zunächst im Umfeld literarischer Vergleichstexte und stellt dann den Bezug zur volkskundlichen Forschung über die mittelalterlichen Bräuche der Maibuhlschaft und des Mädchenlebens her. Welche dieser beiden Ausprägungen einer »Partnerschaft auf Zeit« im Diebshofener Lied konkret angesprochen ist, bleibt zwar unsicher. Fest steht aber, daß das Lied eine historische Konstellation voraussetzt, in der sich

höfische und brauchtümliche Traditionen gleichsam durchdrangen, indem der brauchtümliche Anlaß offenbar »in den allgemeinen Formen höfischer Geselligkeit« gefeiert wurde (S. 33). Damit stellt sich die Frage nach dem anonymen Sänger und dem von ihm um 1400 anvisierten Primärpublikum.

Die sprachliche Analyse kann schon aufgrund der schmalen Textbasis keine ganz eindeutigen Ergebnisse zeitigen. Zwar überwiegen die für die Ostschweiz oder speziell den Thurgau typischen Dialektmerkmale, doch kommen daneben auch Charakteristika vor, die eher auf den Zürichgau oder sogar auf den Raum Elsaß-Oberrhein weisen. War der Autor oder Schreiber der Lieder – der mit dem Sänger nicht identisch gewesen sein muß – vielleicht ein in den Thurgau abgewanderter Elsässer? Oder sollte man vielmehr allgemein »auf die sprachliche Heterogenität der Führungsgruppen verweisen, die sich in den österreichischen Vorlanden zwischen Elsaß und Vorarlberg ständig begegneten und durch vielfältige verwandtschaftliche, politische, wirtschaftliche und kulturelle Beziehungen miteinander verbunden waren« (S. 43)?

Der Aufstieg der nachmaligen Truchsessin von Dießenhofen hatte schon unter dem 1264 ausgestorbenen Grafenhaus Kiburg seinen Anfang genommen; der entscheidende Karrieresprung gelang ihnen aber, nachdem Rudolf von Habsburg die Kiburgen beerbt hatte. Schon um 1300 zählten sie neben den Klingenbergern und Landenbergern zur Spitzenklientel Habsburg-Österreichs in den Vorlanden. Vor allem der erstmals 1294 bezeugte Johannes Truchseß von Dießenhofen kam in den Besitz vieler Habsburgischer Ämter, Pfänder und Vogteirechte und stieg spätestens 1318 gar zum königlichen Hofmeister Friedrichs des Schönen auf. Diese Bindung an die Landesherrschaft und ans Königshaus »erlaubt nicht nur den Aufbau von Vermögen und Machtpositionen, sondern auch die Übernahme von Lebensformen, die der Hof-Nähe der eigenen Funktionen entsprechen, sich am Hof orientieren und sich gründlich von den Lebensverhältnissen des übrigen Adels unterscheiden« (S. 49). Dazu gehörte selbstredend ein repräsentativer Wohnsitz, und dies umso mehr, als die Österreicher Herzöge bzw. Könige im 14. Jahrhundert regelmäßig in Dießenhofen zu Gast waren (S. 53). Um 1315–1318 erbaute Johannes einen dreigeschossigen Palas mit einem Rittersaal von etwa 140 m² Ausmaß (S. 55). Auch die bekannte, wohl in den 1330er Jahren ausgemalte Herrentrinkstube des Hauses zur Zinne ist »Teil der Selbstdarstellung der Truchsessin unter Johannes« (S. 58). Lutz macht wahrscheinlich, daß nicht nur der programmatisch mit dem österreichischen Bindenschild beginnende Wappenfries, sondern auch die übrigen Malereien der Trinkstube habsburgisch orientiert waren. Literarische Vorbilder wie der neidhartsche Veilchenschwank und die Verserzählungen vom Weinschwelg und von der bösen Frau könnten allesamt eine österreichisch-tirolische und damit habsburgische Literaturtradition repräsentieren (S. 59–63). Und das gleiche läßt sich mit einigem Recht auch für die beiden Dießenhofener Lieder behaupten (S. 69–76).

Im Jahre 1399 bauten die Truchsessin ihre Burg gravierend um. Danach war die sogenannte Plunderkammer im zweiten Obergeschoß »der schönste und bequemste Wohnraum des Unterhofs« (S. 35). Unter den Bodenbrettern ebendieses kleineren Saales wurde 1904 das Dießenhofener Liederblatt entdeckt, und es ist gut möglich, daß die beiden Lieder bald nach dem Umbau gerade hier zur Aufführung gelangt waren. Wie mögen sie geklungen haben?

Auch auf diese Frage versucht der besprochene Band mögliche Antworten zu liefern. Eher an die Fachwelt richtet sich ein spezielles, von René Pfammatter beigezeichnetes Kapitel zur Musik (S. 83–100). An der beigelegten Tonbandkassette mit einer Einspielung der beiden Lieder durch das Salzburger Ensemble Dulamans Vrödendon, welche das Buch in idealer Weise abrundet und ihm gleichsam Leben einhaucht, wird aber auch der Laie seine berechtigte Freude haben.

Max Schiendorfer

PHILIP ROBINSON. *Die Fürstabtei St. Gallen und ihr Territorium 1463–1529*. (St. Galler Kultur und Geschichte 24), 361 S., 8 Abb. Staatsarchiv St. Gallen 1995. sfr 48.–

Als eines der wenigen geistlichen Territorien überdauerte die Abtei St. Gallen die Auseinandersetzungen der Reformation und konnte sich als Trägerin territorialer Staatlichkeit bis 1798 behaupten. Die bei Professor Roger Sablonier, Zürich, geschriebene Doktorarbeit von Philip Robinson geht am erhaltenen Verwaltungsschriftgut aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und des ersten Drittels des 16. Jahrhunderts dieser Entwicklung nach.

Der Untersuchungszeitraum umfaßt die Amtszeiten der Äbte Ulrich Rösch (1463–1491), Gotthard Giel von Glattburg (1491–1504) und Franz Gaisberg (1504–1529). Die Untersuchung mit dem Amtsantritt Ulrich Röschs zu beginnen, liegt auf der Hand: Dieser Abt wird immer wieder als Gründer des St. Galler Klosterstaates erwähnt, während seine beiden Nachfolger zu diesem Werk nichts Wesentliches mehr beigetragen hätten. Robinson kommt aber zu anderen Ergebnissen, welche die beiden Nachfolger Röschs gewissermassen aus dessen Schatten heraustreten lassen. Dadurch können die Erkenntnisse über die Stellung und Bedeutung Röschs für die Abtei, ihr Territorium, die Stadt St. Gallen sowie das Reich und die Eidgenossenschaft, wie sie zuletzt in dem von Stiftsarchivar Werner Vogler herausgegebenen Katalog zur Ausstellung »Ulrich Rösch, St. Galler Fürstabt und Landesherr« aus dem Jahre 1987 gesamtheitlich dargestellt wurden, wesentlich erweitert werden.

In der Einleitung äußert sich Robinson zur Ausgangslage, zum Forschungsstand, zur Quellenlage und zur Fragestellung sowie zum Aufbau. Als Elemente des spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Territorialstaats erwähnt der Autor idealtypisch: Den herrschaftlichen Verfügungsanspruch über ein geographisch beschreibbares Territorium und die darin lebenden Menschen, die Zurückdrängung anderer Inhaber herrschaftlicher Rechte in diesem Territorium, die Monopolisierung der legitimen physischen Gewaltsausübung, den Zugriff auf wirtschaftliche Ressourcen (etwa über den Bezug von Zöllen und Steuern), die Übernahme zentraler gerichtlicher, militärischer und wirtschaftlicher Aufgaben, den Aufbau von überpersönlichen dauerhaften Strukturen zur Verwaltung dieser Aufgabenbereiche. Hinzu kommt, daß zur tatsächlichen Durchsetzung der damit umschriebenen Ansprüche und Normen ein gewisser Konsens über deren Legitimität unabdingbar ist. Dem Autor ist jedoch bewußt, daß dieser Kriterienkatalog, an dem sich seine Analyse orientiert, weit verstanden werden muß, denn die Territorialstaaten am Ende des Mittelalters erfüllen die einzelnen Punkte teilweise nur in Ansätzen. Als Quellen dienen Robinson die Schriften Vadians, vor allem seine Äbtechroniken, dann die Urkunden, die edierten Öffnungen, Verbote, Mandate, Schiedssprüche sowie die schriftlichen Überreste der laufenden Verwaltungstätigkeit im Kloster. Letztere bilden einen großen, erst in Teilen erschlossenen Bestand im Stiftsarchiv St. Gallen; dieser setzt sich zusammen aus Amtsbüchern, Kopieren, Lehenbüchern und Urkundenregistern sowie vereinzelt überlieferten Rechnungen.

Im ersten Teil der Arbeit geht der Autor der räumlichen Konstituierung des Territoriums nach. 1529, am Ende der Amtszeit von Abt Franz Gaisberg, bestand der Herrschaftsraum aus der Alten Landschaft und dem Toggenburg. Rechtliche Grundlagen der Territorialgewalt waren erstens die reichsrechtlichen Privilegien sowie Hochgerichtsrechte. Zweitens war die Abtei bis zum Ende des ersten Jahrzehnts des 16. Jahrhunderts in den Besitz vieler Niedergerichte in ihrem Territorium gelangt. Dabei wurden fast alle Niedergerichtsbezirke in der Alten Landschaft zwischen 1469 und 1510 mit Öffnungen ausgestattet (verwiesen sei auf die Arbeiten von Walter Müller), mit dem Bestreben, eine einheitliche Rechtsgrundlage zu schaffen. Als dritte Rechtsgrundlage der Territorialherrschaft dienten die zahlreichen Schiedssprüche der vier, in der Tendenz abteifreundlichen eidgenössischen Schirmorte Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus. Robinson konstatiert in diesem Zusammenhang seit dem Klosterbruch 1489 und dem anschließenden Aufstand gegen die äbtische Herrschaft eine eindeutige Verschiebung der Legitimationsgrundlage mehr und mehr vom Reich weg hin zu den Schirmorten (S. 137). Parallel zu dieser eher abstrakten Aneignung des Raumes liefen Bestrebungen der äbtischen Herrschaft, ihre Verfügungsgewalt über konkrete wirtschaftliche und rechtliche Grundlagen auszuweiten. In erster Linie wird das Lehenswesen erwähnt: Die Verteilung von Grundbesitz und gewisser gewerblicher Rechte wurde vor allem ab dem letzten Drittel des 15. Jahrhunderts gezielt als Mittel der Verteilung von Ressourcen eingesetzt. Hinzu kam neben dem Zugriff auf den Raum jener auf die darin lebenden Menschen. Über die jedem Haushalt auferlegte Pflicht zur Abgabe einer Fasnachtshenne als Symbol der Untertänigkeit, mit der Huldigungspflicht sämtlicher volljähriger männlicher Bewohner der Territoriums sowie durch das im ganzen Territorium beanspruchte Mannschaftsrecht waren die wesentlichen Merkmale eines einheitlichen Untertanenverbandes gegeben (S. 139).

Im zweiten Teil seiner Arbeit untersucht Robinson die Wirtschaftsführung und Verwaltung als Mittel territorialer Herrschaftsausübung: Welche finanziellen Aufwendungen waren mit dem Herrschaftserwerb und der Herrschaftsausübung verbunden, und mit welchen Mitteln wurde der Finanzbedarf gedeckt? Welche Rolle spielten Techniken der schriftlichen Rechnungsführung und der rechtlichen Dokumentation bei der Herrschaftsausübung? Wer nahm schließlich diese Aufgaben wahr? Robinson setzt die seit Vadian in der Historiographie herrschende Vorstellung, Abt Ulrich Rösch habe als erster Bürgerlicher in diesem Amt auch die typischen kaufmännischen Tugenden und Fähigkeiten in die klösterliche Verwaltung eingebracht, an den Anfang und setzt ein Fragezeichen dahinter. Der Autor kommt nach eingehendem Studium des fürst-äbtischen Finanzhaushaltes und der Verwaltungstätigkeit zu einem anderen Schluß: Die erfolgreiche Finanzierung der herrschaftlichen Bemühungen, die Neuerungen in der schriftlichen Verwaltung sowie der Ausbau und die Differenzierung der Beamtenorganisation waren nicht alleine das Werk Abt Ulrich Röschs. Zwar verstand er es, zusammen mit seinen Beamten, zur Finanzierung der zahlreichen Erwerbungen ausreichend Mittel zu beschaffen und die Verwaltungsaufgaben angemessen zu bewältigen, erst die Jahrzehnte nach ihm können hingegen als Schwerpunkt der verwaltungstechnischen Innovationen bezeichnet werden. Unterschiede zwischen den verschiedenen Äbten bestanden vor allem in quantitativer Hinsicht. Allen diente als Pfeiler der Mittelbeschaffung eine »dynamische und kontrollierte Verschuldungspolitik, die auf rückzahlbaren Krediten und dem Verkauf von Leibrenten beruhte« (S. 234). Daneben erschlossen sich vielfältige Erträge aus Grundbesitz, Zehnteinnahmen, leibherrlichen Ansprüchen, Zöllen, Verbrauchsabgaben und Bußen. Die Schriftproduktion nahm zu, und die Struktur und die Funktion des Schriftguts änderte sich; dies kann am Wandel im Aufbau der Lehenbücher nachgezeichnet werden. Allmählich findet ein Übergang von der chronologischen zur geographischen Gliederung statt. Leider läßt sich zur Entwicklung des Rechnungswesens wegen der lückenhaften Überlieferung nicht viel sagen. Es kann zumindest nachgewiesen werden, daß unter Abt Franz Gaisberg zahlreiche Beamte schriftliche Rechnungen zu führen hatten. Die Art dieser Rechnungen war einfach, im wesentlichen Zusammenstellungen von Einnahmen und Ausgaben, also ohne

Elemente einer komplexen Buchhaltung. Neu in der Beamtenorganisation war die Formulierung von Bestallungstexten für beinahe alle Stellen. Als Spezifikum der st. gallischen Territorialverwaltung sieht Robinson die enge und institutionalisierte Zusammenarbeit zwischen weltlichen und geistlichen Beamten.

Im dritten und letzten Teil untersucht Robinson die Aspekte der Durchsetzung territorialer Staatlichkeit. Wie konnte die Abtei ihre Herrschaftsansprüche gegenüber den Untertanen durchsetzen? Der Autor legt unter anderem dar, daß die soziale Stellung von Gerichtsmännern und anderen Inhabern führender Positionen auf lokaler Ebene zur Vermittlung nach »unten« genutzt wurde. Dadurch, daß das Kloster diesen Leuten Ressourcen übertrug, wurden sie in dessen Interessen eingebunden. Ausgangspunkt für das Verständnis dieses Prinzips ist für den Autor das Klientelismus-Konzept. Darin werden die Angehörigen lokaler Führungsgruppen als Patrons bezeichnet, die durch Verteilung knapper Ressourcen eine Klientel aufbauen können. Indem die Abtei diesen Patrons in Form von Grundbesitz, Rentenansprüchen und Führungspositionen (Ammannamt) sogenannte Patronageressourcen zur Verfügung stellte, also als Patron agierte, verhalf sie diesen zur Festigung ihrer Führungsposition in der Dorf- bzw. Gerichtsgemeinde. Zudem konnte die Abtei durch die Zuteilung oder den Entzug von Ressourcen die lokalen Machtverhältnisse beeinflussen. Auf diese Weise wurden Leute in führenden Positionen in die Interessen der Abtei eingebunden. Das trug dazu bei, daß die Patrons eine Rolle als Vermittler (broker) zwischen der Herrschaft und ihrer Klientel einnahmen und so zur Integration der Untertanen in den Territorialstaat beitrugen.

Philip Robinson ist es gelungen, die Zeit von der zweiten Hälfte des 15. und des ersten Drittels des 16. Jahrhunderts in ihrer Eigenständigkeit darzustellen. Wie wichtig und notwendig das ist, zeigt der Umstand, daß die st. gallische Geschichtsschreibung die Tendenz aufweist, das Wirken des Abtes Ulrich Rösch gegenüber seinen Vorgängern und vor allem seinen Nachfolgern zu stark hervorzuheben. Das Buch von Robinson »bleibt nicht bei Rösch stehen«, sondern verdeutlicht, daß das Gelingen der territorialstaatlichen Vorhaben der Abtei als längerfristiger Vorgang gesehen werden muß, dem ein klares Konzept zugrundelag, das in den Grundzügen wohl auf Rösch zurückgeht, aber von seinen Nachfolgern konsequent weiterentwickelt wurde. Die Untersuchung Robinsons macht darüberhinaus einmal mehr klar, wie prägend das 15. und das beginnende 16. Jahrhundert waren in der Geschichte dieses Teils des Bodenseeraumes: Das Kloster St. Gallen entwickelte sich zum Territorialstaat mit seinen Untertanengebieten Alte Landschaft und Toggenburg. Umgekehrt gelang es der Stadt St. Gallen, nachdem sie sich langsam immer mehr faktisch aus der Herrschaft des Klosters befreit hatte, sich auch juristisch zu lösen (Speichingischer Spruch 1457). Und schließlich wird der wachsende Einfluß eidgenössischer Orte spürbar, während das Reich langsam mehr und mehr in den Hintergrund tritt.

Das Buch zeichnet sich zudem durch einen klaren Aufbau und die gut verständliche Sprache aus. Robinson hat nach dem Geschichts- ein Wirtschaftsstudium absolviert; das wird in der Wortwahl immer wieder deutlich. Die Begrifflichkeit mag für Mediävisten von daher gesehen manchmal ungewohnt sein – insbesondere in den Ausführungen zur Finanzierung und zum Klientelismus-Konzept –, sie regt aber an, eigene Vorstellungen und Modelle einem Vergleich zu unterziehen. Für Leute, die sich mit der Geschichte von Kloster und Stadt St. Gallen im 15. und 16. Jahrhundert, aber auch mit der Entstehung und Behauptung eines kleinen Territorialstaates in dieser Zeit befassen, ist das Buch eine Pflichtlektüre. *Stefan Sonderegger*

ANTON SCHINDLING / WALTER ZIEGLER (Hrg.), *Die Territorien des Reichs im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Land und Konfession 1500–1650, Bd. 5: Der Südwesten* (Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung 53), 323 Seiten, 14 Karten. Aschendorff Verlag, Münster 1993. DM 39.80

Der jetzt erschienene 5. Band der Reihe »Die Territorien des Reichs im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Land und Konfession 1500–1650« behandelt den Südwesten des Reichs und damit auch die Gegend um den Bodensee. Ursprünglich sollte die Reihe mit diesem Band ihren Abschluß finden. Angesichts des Erfolgs der Reihe – ablesbar nicht zuletzt daran, daß die zuerst erschienenen Bände inzwischen bereits in 2. bzw. 3. Auflage vorliegen – haben sich die Herausgeber jedoch entschlossen, diesen fünf Bänden noch einen Ergänzungs- und einen Registerband folgen zu lassen.

Der hier zu besprechende Band enthält 11 Beiträge zu einzelnen Territorien im Südwesten des Reichs. Die einzelnen Beiträge sind, wie in den bisherigen Bänden, einheitlich strukturiert. Vorangestellt wird den Beiträgen jeweils eine Karte des behandelten Territoriums, ihr folgt eine Datenliste über den politischen und kirchlichen Status, der z. B. Informationen über die territoriale Gliederung, eine Übersicht über die Regenten, eine Kurzbeschreibung der Stellung im Reich sowie Angaben über die Diözesanzugehörigkeit des Gebietes enthält. Der – zumeist chronologischen – Darstellung schließt sich ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis an, die Beiträge werden abgeschlossen mit einigen Hinweisen über Desiderate der Forschung. Dieser Aufbau ermöglicht einen raschen Überblick über zentrale Entwicklungen, gerade auch im Vergleich verschiedener Territorien mit ganz unterschiedlicher konfessioneller Entwicklung.

Vor einer Beschäftigung mit dem Inhalt einzelner Beiträge verdient freilich zunächst der erste Teil des Titels »Die Territorien des Reichs« eine kurze Aufmerksamkeit, da er ja gerade für den Südwesten des Reichs einige Fragen aufwirft. »Reich« wird dabei in der ganzen Reihe stets in umfassendem Sinne verstanden, Randgebiete im Zweifel eher ein- als ausschließend. Die Auswahl beschränkt sich also nicht auf das verdichtete Reich, das sich in den Jahren und Jahrzehnten nach 1495 den Institutionen der Reichsreform unterwarf, sondern umfaßt auch Gebiete außerhalb dieses Kernreichs (z. B. die Niederlande oder Böhmen). Für den Südwesten bedeutet dies vor allem, daß auch die Schweiz Aufnahme gefunden hat, und zwar im Ganzen. Daß eine Darstellung der schweizerischen Verhältnisse bei einer Übersicht über die konfessionelle Entwicklung im Reich sinnvoll, ja unverzichtbar ist, braucht wohl nicht eigens betont zu werden. Dennoch erscheint eine Aufnahme der Schweiz in einen solchen Band nicht als völlig selbstverständlich angesichts der langsamen Entfernung der Eidgenossenschaft aus dem Reich, ihrem weitgehenden Rückzug aus der Reichspolitik, verbunden mit einer Ablehnung der Reichsreform und einem zunehmenden Desinteresse des Reichs an den Eidgenossen. Diesem Desinteresse der Zeitgenossen entspricht allzu häufig eines der heutigen Historiker, der Rhein stellt insofern heute eine deutlichere Grenze dar als im 16. Jahrhundert. Zwar ist es selbstverständlich, in eine Geschichte der Reformation die Geschehnisse in Zürich, Bern und Basel sowie später in Genf einzubeziehen, aber in eine Reihe mit dem Titelwort »Reich«, in der zudem die politischen Implikationen der konfessionellen Entwicklung im Vordergrund stehen, auch die Schweiz aufzunehmen, ist schon weit weniger selbstverständlich.

Der Fall der »Schweiz« macht auch deutlich, daß die Herausgeber mit dem Begriff »Territorium« eher pragmatisch als dogmatisch umgehen. »Schweiz« ist in der frühen Neuzeit ja bestenfalls ein geographischer Begriff mit im einzelnen nicht ganz klaren Grenzen, sie ist kein Territorium im Sinne eines bestehenden oder auch nur werdenden Staates. Auf dem Gebiete der Schweiz existierte mit der Eidgenossenschaft der 13 Orte und den von ihr beherrschten Gebieten vielmehr ein höchst kompliziertes Gebilde, das sich gängigen Klassifizierungen entzog. Daß hier der etwas unscharfe und historisch eigentlich unkorrekte Begriff »Schweiz« Verwendung fand, ist angesichts des angestrebten Ziels deshalb durchaus zu rechtfertigen, zumal die Autoren in ihrem Beitrag die notwendigen Hinweise auf die Binnenstruktur der Eidgenossenschaft geben, soweit sie für das Verständnis der konfessionellen Entwicklung unabdingbar sind.

Auch im Hinblick auf den Südwesten des Reichs nördlich des Rheins mit seiner starken territorialen Zersplitterung ist diese pragmatische Handhabung des Begriffes »Territorien« und die daraus folgende Auswahl der behandelten Einheiten zu begrüßen. Daß zu den Territorien des Reichs im Südwesten Württemberg, Baden und die Pfalz gehören, ist klar. Damit hat sich die Liste »klassischer Territorien« im Südwesten aber bereits erschöpft. Daß auf diese Weise aber nur ein kleiner Teil des Südwestens, gerade auch im Hinblick auf die konfessionelle Entwicklung, erfaßt würde, ist ebenso klar. Von daher ist es zu begrüßen, daß Beiträge wie »Ulm und die evangelischen Reichsstädte im Südwesten«, »Rottweil und die katholischen Reichsstädte im Südwesten« oder auch »Weingarten und die schwäbischen Reichsklöster« Aufnahme gefunden haben. Daß auch den österreichischen Vorlanden – ebenfalls nicht gerade das Idealbild eines geschlossenen Territoriums – ein Beitrag gewidmet ist, ist gerade auch für den Bodenseeraum von Bedeutung.

Die Vorzüge der Reihe für eine rasche Orientierung über die konfessionelle, aber auch die politische und territoriale Entwicklung wichtiger Reichsterritorien wurde bereits hervorgehoben. Daß der Handbuchcharakter dabei zuweilen durch die notwendige Beschränkung eine gewisse Vereinfachung bedingt, die manchem Spezialisten gelegentlich schwer erträglich scheinen mag, läßt sich wohl nicht vermeiden. Gerade die Artikel von Hans Berner, Ulrich Gäbler und Hans Rudolf Guggisberg über die Schweiz sowie von Dieter Stievermann über die österreichischen Vorlande zeigen freilich, daß dieses Dilemma durchaus lösbar ist und in aller gebotenen Kürze dennoch ein plastisches und differenziertes Bild entworfen werden kann. Dem Artikel über die Schweiz gelingt dies auch dadurch, daß die vielfach dargestellten Vorgänge in Zürich nur knapp und die in traditionellen Reformationsgeschichten viel Platz einnehmenden Biographien Zwinglis und Calvins gar nicht abgehandelt werden – zugunsten einer ausführlicheren Darstellung der gerade auch für Nicht-Schweizer vielleicht weniger vertrauten Verhältnisse; leider auch hier unter einer gewissen Vernachlässigung der katholischen Orte in den Anfangsjahren der konfessionellen Spaltung, deren Verharren bei der alten Kirche als selbstverständlich und damit keiner Darstellung und Begründung für würdig erachtet wird. Insgesamt gelingt den Autoren freilich eine überzeugende Verknüpfung genuin religiöser und kirchenpolitischer mit allgemeinpolitischen Fragen. Dies gilt auch für den Beitrag über die österreichischen Vorlande, auch wenn hier die Darstellung der politischen Entwicklung einschließlich der Fragen der habsburgischen Erbteilungen etwas stärker überwiegt.

Da eine gleichmäßige Behandlung auch nur der wichtigsten Reichsstädte den Rahmen dieses Bandes mit Sicherheit gesprengt hätte, wählte Wilfried Enderle, wie bereits im Titel der Beiträge erkennbar, einen anderen Weg: Er griff mit Ulm und Rottweil jeweils eine (die wichtigste?) Stadt heraus und stellte deren konfessionelle Entwicklung ausführlich dar, um anschließend die übrigen evangelischen bzw. katholischen Reichsstädte in einem kurzen Überblick zu behandeln. Während Enderle die Spezifika der Rottweiler Situation mit der engen Bindung an Habsburg einerseits, dem vorläufigen Offenhalten einer eidgenössischen

Option andererseits sowie die innerstädtischen Strukturen gut herausarbeitet und diese als Voraussetzung für die spätere konfessionelle Entwicklung deutlich werden läßt, erscheint die Darstellung der Ulmer Verhältnisse demgegenüber doch zuweilen als eine Aneinanderreihung verschiedener Faktoren, deren kausale Verknüpfung nicht immer deutlich wird. Unverständlich bleibt beispielsweise, weshalb nach der Verfassungsänderung von 1548 »zugunsten eines patrizischen ... Regiments« und angesichts der Tatsache, daß »im Ulmer Patriziat die Reformation auf die stärkste Opposition gestoßen war«, nun gerade »36 Prozent der Ratssitze wieder von Katholiken besetzt wurden« (S. 203).

Ähnlich verfährt Armgard von Reden-Dohna in ihrem Artikel »Weingarten und die schwäbischen Reichsklöster«, ohne das im Titel angedeutete Prinzip allerdings so streng durchzuhalten wie Enderle. Dadurch ergibt sich ein ständiger Wechsel zwischen allgemeinen Passagen und einer Darstellung der Weingartner und teilweise auch Salemer Verhältnisse, der nicht immer einleuchtet. So findet der herausragende schwäbische Prälat der Reformationszeit, Abt Gerwig Blarer von Weingarten, erste und etwas unvermittelte Erwähnung im Zusammenhang mit der Virilstimme im Reichstag, eine ausführliche Würdigung erfährt er erst später, im Anschluß an eine Erörterung der sozialen Zusammensetzung der Konvente. Daß »Abt Gerwig im Auftrag Ferdinands die Rekatholisierung seiner Vaterstadt Konstanz 1548 durchzuführen hatte« (S. 242), ist übrigens nicht zutreffend. Zwar hatte Gerwig Blarer von Karl V. den Auftrag erhalten, die Übergabe der Stadt einzuleiten, doch kam Ferdinand ihm (und Karl) in einer überraschend durchgeführten Aktion zuvor, die Federführung in Ferdinands Auftrag lag dabei und bei der anschließenden Etablierung der österreichischen Herrschaft bei Nikolaus von Pollweil.

Württemberg war in der Frühen Neuzeit noch ein weit nördlicheres Territorium als im 19. und 20. Jahrhundert, reichte in seinem Kernbestand nicht einmal bis zur Donau und war mithin vom Bodenseegebiet weit entfernt (von dem Einsprengsel Hohentwiel einmal abgesehen). Unwichtig war es für die Gegend aber deshalb keineswegs: Insbesondere die Auseinandersetzungen zwischen Herzog Ulrich und Habsburg hielten lange Zeit den ganzen Südwesten in Atem. Die Entstehung eines großen evangelischen Territoriums im Südwesten ab 1534 an Stelle der habsburgischen Herrschaft war für die konfessionellen Kräfteverhältnisse in der gesamten Region von herausragender Bedeutung, gerade auch, nachdem die politische Trennung der Lutheraner von den schweizerischen Städten sich abzeichnete. Dieser Bruch wird auch deutlich am Scheitern eines Mannes, der für die mehr zwingliche Ausrichtung der oberdeutschen Reformation stand: Der Konstanzer Reformator Ambrosius Blarer, der zusammen mit Erhard Schnepf die Reformation im Herzogtum durchführen sollte, mußte 1538 sein Amt aufgeben. Ehmers Beitrag über Württemberg besitzt neben der Darstellung solcher Geschehnisse einen weiteren Schwerpunkt auf der Entwicklung im Schulwesen – ein Thema, das auch die anderen Beiträge nicht ohne Grund immer wieder streifen (besonders ausführlich auch Francis Rapp in seinem Beitrag über Straßburg), war doch das Bildungswesen einer der zentralen Streitpunkte der Konfessionsparteien.

Dieser Band wird ebenso wie seine Vorgänger in der Reihe bald zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für alle diejenigen werden, die an der politischen und konfessionellen Geschichte des Südwestens in der Frühen Neuzeit interessiert sind. Für die Bodenseeregion bietet er den unschätzbaren Vorteil, daß aufgrund der die heutigen Grenzen überschreitenden Konzeption die ganze Region in einem einzigen Band greifbar ist.

Bettina Braun

ABRAHAM P. KUSTERMANN, DIETER R. BAUER (Hgg.), *Jüdisches Leben im Bodenseeraum, Zur Geschichte des alemannischen Judentums mit Thesen zum christlich-jüdischen Gespräch*. 299 S. mit 26 Abb. Schwabenverlag, Ostfildern 1994. DM 48.–

Die 14 Beiträge dieses Bandes sind dem bodenständig alemannischen Judentum im Bodenseeraum gewidmet. Grenzüberschreitend stellen Autoren aus Deutschland, Österreich und der Schweiz Geschichte, Kulturgeschichte, Literatur und Kunst des Judentums der Region dar, von den Anfängen des Mittelalters bis zum Holocaust des 20. Jahrhunderts und dem jüdisch-christlichen Dialog der Gegenwart. In zwei Überblicksartikeln über die jüdische Geschichte des Bodenseeraums insgesamt von Karl Heinz Burmeister und Paul Sauer, die die Entwicklung vom urbanen Judentum des Mittelalters zum Landjudentum der frühen Neuzeit aufzeigen, treten die historischen Judenorte ins Zentrum der Betrachtung: Laupheim (Ernst Schäll), Gailingen (Gisela Roming), Edingen (Uri R. Kaufmann) und Hohenems (Eva Grabherr), wobei jeweils verschiedene Einzelaspekte angesprochen werden: die Geschichte im Falle Laupheims, die Religiosität im Falle Gailingens, die Emanzipation im Falle Edingens, aufgezeigt an der Persönlichkeit des Lehrers Marcus Getsch Dreifus (1812–1877). Einen weiteren Beitrag widmet Abraham P. Kustermann der württembergischen Rabbinausbildung im 19. Jahrhundert. Aus dem Bereich der Literatur und Kunst stellt Manfred Bosch den jüdischen Erzähler Jacob Picard (1883–1967) vor, Träger des Bodensee-Literaturpreises, der dem alemannischen Landjudentum ein literarisches Denkmal gesetzt hat. Beispielfhaft wird das durch einen Abdruck der Erzählung »Das Los« von Jacob Picard veranschaulicht. Im Mittelpunkt eines kunstgeschichtlichen Beitrages von Joachim Hahn stehen die Synagogen in den Judendörfern Edingen, Lengnau, Hohen-

ems, Ichenhausen, Altstadt-Ilhereichen, Laupheim und Buchau sowie die späteren Stadtsynagogen von St. Gallen und Konstanz. Am Beispiel Konstanz stellt Erhard Roy Wiehn die Verfolgung und Vernichtung der Juden des Bodenseeraums 1933–1945 dar. Den Abschluß des Bandes bilden zwei Beiträge von Rupert Feneberg und Landesrabbiner Joel Berger zum christlich-jüdischen Gespräch seit 1945 bzw. heute. Das Buch darf als ein wichtiger Beitrag zur Wiederentdeckung des regionalen Landjudentums angesprochen werden; er eröffnet einem weiten Leserkreis den Zugang zum Verständnis von Geschichte und Kultur der Juden im Bodenseeraum und bietet den Lesern einen Anreiz, sich selbst auf die Suche der jüdischen Vergangenheit zu begeben.

Karl Heinz Burmeister

PETER FASSL (Hg.), *Geschichte und Kultur der Juden in Schwaben* (= Irseer Schriften 2) 186 Seiten mit 8 Abb. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1994. DM 44,-

Dieser zweite Band der »Irseer Schriften« veröffentlicht die wichtigsten Ergebnisse einer wissenschaftlichen Tagung, die von der Heimatpflege des Bezirks Schwaben in Zusammenarbeit mit der Schwabenakademie Irsee 1989 in Irsee durchgeführt wurde. Die 15 Beiträge sind der Quellenkunde, der Topographie, der Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte der Juden in Bayerisch-Schwaben gewidmet und behandeln Themen vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Einige Beiträge widmen sich der jüdischen Ortsgeschichte von Altstadt im Illertal, von Kempten und Hürben/Krumbach sowie von Augsburg und Lauingen. Mehrere Beiträge befassen sich mit der Judenverfolgung des 20. Jahrhunderts. Als besonders substanzvoll darf der Beitrag von Doris Pfister »Quellen zur Geschichte der Juden in Schwaben« (S. 9–18) herausgehoben werden. Als nicht weniger von grundsätzlicher Bedeutung erscheint aber auch der Beitrag von Reinhard H. Seitz »Zur Topographie der älteren Judengemeinden in Augsburg und Lauingen (Donau)«; denn ein großer Teil der topographischen Probleme wurde von der früheren Literatur zu wenig genau eingeordnet. Seitz bietet ein hervorragendes Beispiel dafür, wie man sich methodisch solchen Problemen annähern kann.

Zu dem ebenfalls sehr bemerkenswerten bildungsgeschichtlichen Beitrag von Reinhard Jakob »Juden- und jüdische Schule« sei zu S. 56 Anm. 111 (wo bedauert wird, daß Herman Rose, Geschichtliches der Israelitischen Kultusgemeinde Altstadt, S. 10, eine zeitliche Einordnung der Tatsache vermissen läßt, daß die Altstädter Juden ihre Kinder auch in die christliche Dorfschule geschickt haben) nachgetragen, daß diese Angabe sich auf die Zeit um 1780 bezieht: Der 1774 in Altstadt geborene Isaac Thannhäuser berichtet in seiner Lebensbeschreibung, »ich mußte alle Tage den Flecken hinauf nach Illereichen und daselbst bei dem selbst sehr beschränkten Schulmeister lesen, schreiben und rechnen lernen«.

Die Geschichte und Kultur der Juden im nördlichen Bodenseeraum steht in einer engen Verbindung zu den Juden in Schwaben, insbesondere zu Augsburg, aber auch zu den Landgemeinden wie Ichenhausen oder Thannhausen. Teilweise wird in einzelnen Beiträgen aber auch die Bodenseeregion direkt berührt; so weist der schon erwähnte Beitrag von Pfister auf eine bisher unbekannte Quelle über Juden in Weinau (Oberallgäu) hin (S. 10), wozu nachzutragen ist, daß dazu erhebliches Material im Tiroler Landesarchiv in Innsbruck liegt; desgleichen wird auf die sorgfältig verzeichneten Quellen zur Geschichte der Juden im Stadtarchiv Lindau hingewiesen (S. 11).

Der vorliegenden Publikation kommt insofern eine grundsätzliche Bedeutung zu, als die meisten Beiträge in einem Zusammenhang mit größeren Projekten zur Erforschung der jüdischen Geschichte in Schwaben stehen. Umfangreichere Publikationen zu dieser Thematik sind im Entstehen oder sind gar bereits kurz vor der Veröffentlichung. Es ist daher zu erwarten, daß wir bereits in nächster Zeit eine wesentliche Vertiefung unseres Kenntnisstandes von Geschichte und Kultur der Juden in Schwaben erwarten dürfen: eine lange Zeit vernachlässigte Seite der Landesgeschichte erlebt gegenwärtig – trotz vielfacher Hindernisse (zu denken ist vor allem an den enormen Verlust von Quellen) – eine anhaltende Blüte. Umso mehr muß man bedauern, daß es im Hinblick auf das große Interesse, daß derzeit an dieser Thematik besteht, nicht möglich war, diesem Band einen Ortsnamen- und Personennamenregister hinzuzufügen, das gerade für den Landeshistoriker eine wesentliche Hilfestellung geben würde.

Karl Heinz Burmeister

WOLFGANG ZIMMERMANN, *Rekatholisierung, Konfessionalisierung und Ratsregiment. Der Prozeß des politischen und religiösen Wandels in der österreichischen Stadt Konstanz 1548–1637*. (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen 34). 328 Seiten. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1994. DM 78,-

Das Jahr 1548 war für Konstanz in doppelter Hinsicht ein Schicksalsjahr: Nachdem die Stadt auch die letzte Chance zu einer friedlichen Einigung mit dem im Schmalkaldischen Krieg siegreichen Kaiser Karl V. hatte verstreichen lassen, verlor sie zum einen ihren Status als freie Reichsstadt; eingegliedert in die österreichische Landesherrschaft, sollte sie zum anderen entsprechend den Wünschen ihres neuen Herrn, König Ferdinands I., zügig rekatholisiert werden. Zweifellos bedeutete der Verlust der Reichsfreiheit für Konstanz

einschneidende Veränderungen. Vor allem im Vergleich zu der lebendigen, Aktivitäten fordernden Reformationszeit geriet die vormals von Kaiser, Reich und Eidgenossen mitunter geradezu umworbene Stadt nun ins politische Abseits. Daß damit aber keineswegs der völlige Niedergang der Bischofsstadt verbunden war – wie aufgrund des Fehlens fast jeglicher Literatur über Konstanz zwischen den Kriegen zu vermuten sein könnte –, zeigt jetzt die hier zu besprechende, in Tübingen bei Hans-Christoph Rublack angefertigte Dissertation: Der Autor zeichnet das faszinierende Bild eines vielfach mit dem spannungsreichen politischen und religiösen Wandel verbundenen Aufschwungs des Handels der Stadt, mit dem eine kaum erwartete kulturelle Blüte einherging. Zimmermann ist es dabei in überzeugender Manier gelungen, den bislang ganz überwiegend auf Territorien angewandten Ansatz der Konfessionsbildung/Konfessionalisierung für die Geschichte der Rekatholisierung einer oberdeutschen (Reichs-)Stadt fruchtbar zu machen. Daß seine Ergebnisse über weite Strecken allein auf archivalischen Quellen beruhen, verleiht der Arbeit überdies einen besonderen Reiz.

Die Untersuchung ist nahezu durchgehend chronologisch aufgebaut. Das I. Kapitel (die Jahre 1548–1551 umfassend, S. 19–58) setzt ein mit der militärischen Okkupation und der Ernennung des kaiserlichen Obersten Nikolaus von Pollweil zum ersten österreichischen Hauptmann in Konstanz 1548/49. Dann wendet sich Zimmermann der frühen Politik des Konstanzer Bischofs gegenüber Stadt und neuem Landesherren zu und schließt das Kapitel ab mit der Darstellung der vielfältigen Probleme in der frühen Phase der Rekatholisierung. Deutlich zeigt schon dieses Kapitel das veränderte Spannungsfeld der Kräfte und Interessen, das dem Bischof und dem Domkapitel, dem Landesherrn und seinem Hauptmann sowie dem Rat der Stadt und ihren Bürgern keinen großen Spielraum ließ: Bereits bei der Einsetzung tauglicher Pfarrer war Österreich in spezifischer Weise auf die Kooperation mit Domkapitel und Bischof angewiesen, denn die mittelalterliche Reichsstadt hatte kein Patronatsrecht über die entscheidenden Pfründen in der Stadt erwerben können. Der Bischof wiederum, an der Ausweitung seiner Rechte in Konstanz interessiert, stand bei solchen Versuchen nun nicht mehr der Reichsstadt gegenüber, sondern dem mächtigen Österreich, das seinerseits die Rechte des Bischofs einzuschränken gedachte. Aus diesem Grunde sah dieser denn auch – trotz zahlreicher Aufforderungen Ferdinands – von der Rückkehr in das österreichische Konstanz ab, zumal die Bürger der Stadt ihn bei seinem ersten Einzug mit verschlossenen Fensterläden »begrüßt« hatten. Der Klerus indessen, auch das Domkapitel, kehrten in die Stadt zurück – und mit ihnen die alten Konflikte zwischen bürgerlichen und klerikalen Lebenswelten.

Kapitel 2 gilt der Phase der Konsolidierung – zum einen der Führungsschicht der Stadt, zum anderen der österreichischen Landesherrschaft über Konstanz (1552–1569; S. 66–101). »Außenpolitisch« befand sich Konstanz in dieser Phase zwischen Hoffen und Resignation: 1552 hatte man aufgrund des »Fürstenaufstands« noch vage Hoffnungen auf eine Schwächung der habsburgischen Position hegen können, und 1555 war sogar eine Gesandtschaft zum Reichstag abgefertigt worden, die Ferdinand wenigstens zu Teilzustandnissen einer konfessionellen Parität für Konstanz bewegen sollte; doch der König fand sich dazu natürlich nicht bereit, ja: er empfing die Gesandtschaft nicht einmal in Augsburg, sondern bestellte sie nach Innsbruck! Nach dem Tod des Herzogs Christoph von Württemberg 1568 fand schließlich auch der Einsatz des Schwäbischen Kreises für die Reichsfreiheit der Stadt am Bodensee sein Ende. Doch verschaffte diese politisch eher deprimierende Entwicklung Konstanz zugleich eine Phase der Beruhigung, die dem Handel und bald auch der Kultur zugute kam: Konstanz wurde wieder einer der bedeutendsten Handelsplätze am See. Bei der Untersuchung der politischen Elite der Stadt stellt Zimmermann zum einen deutliche Oligarchisierungstendenzen innerhalb des immer noch stark protestantisch geprägten Patriziats fest, zum anderen den wirtschaftlichen und dann auch politischen Aufstieg einiger – vielfach aus Oberitalien und Savoyen – zugewanderter, gutenteils katholischer Familien. Ihr Reichtum, auf wenige Familien beschränkt, aber dennoch von großer Wirkung auf die Finanzen und das Selbstbewußtsein der Stadt, beruhte vor allem auf dem Leinwand- und Fernhandel.

Stand also die verfassungspolitische Stellung der Stadt Konstanz seit dem Ende der sechziger Jahre fest, so zog sich der Prozeß der Rekatholisierung bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts hin. Den Endpunkt dieser Entwicklung scheint die nach langem Ringen 1604 erfolgte Gründung eines Jesuitenkollegs in Konstanz sinnfällig zu verkörpern. Den vielgestaltigen Konflikten zwischen Stadt und Kirche in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und dem Sieg der Konfessionalisierung gelten das 3. und das 4. Kapitel des Buchs (S. 103–154 und 155–208, ergänzt durch zahlreiche Übersichten zu Prosopographie und religiösem Verhalten der Konstanzer sowie durch einige Quellen). Zu Konflikten kam es wegen mangelnder sittlicher Disziplin des Klerus auch noch nach dem Trienter Konzil; wegen des nicht endenden *ussluffens zur predigt* in den Thurgau; wegen des Einzugs von Zinsen und Zehnten und was der Anlässe mehr sind. Vielfach scheinen sich die Zusammenstöße von Geistlichen und Bürgern übrigens gar nicht von entsprechenden vorreformatorischen Streitigkeiten unterschieden zu haben. Bezeichnend ist indessen, daß sowohl der Rat der Stadt – wegen der konfessionellen Vorbehalte der Mehrheit der städtischen Ratsmitglieder an der katholischen Kirche nicht sonderlich interessiert – als auch der Bischof den Mißständen über lange Jahre nicht wirklich Einhalt geboten. Erst die Nachfolger des Kardinals Mark Sittich von Hohenems, 1561–1589 Bischof von Konstanz, nahmen sich der Reform ernsthaft an, und zwar nun mit Erfolg: Bischof Jakob Fugger hörte auf eine Anfrage im Jahre 1616 vom Rat keine Klagen mehr über klerikales Fehlverhalten. Darin

ist freilich ebenso ein Indikator für den Erfolg der Gegenreformation zu sehen. Der Wegzug führender protestantischer Familien, der Rückzug der Bleibenden aus der Öffentlichkeit und personelle Verschiebungen im Rat zugunsten der Katholiken führten bald nach 1600 zur politischen Entmachtung des Protestantismus in Konstanz. Daran besaß freilich auch Innsbruck wieder einen erheblichen Anteil, das seit ca. 1600 seinen Druck auf die Stadt verstärkt hatte: Die schon seit 1548 gültige Maxime, die beste Garantie dafür, daß Konstanz österreichisch bleibe, bestehe darin, daß es vollständig katholisch werde, wurde unter Kaiser Rudolf II. als Landesherrn noch konsequenter als von seinen Vorgängern befolgt. Doch erst mit den dreißiger Jahren des 17. Jahrhunderts ist Konstanz wirklich eine katholische Stadt geworden.

Im Windschatten der Rekatholisierung blühten schon seit den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts Bautätigkeit und Stiftungswesen in Konstanz; die bei der Belagerung 1548 zerstörte Rheinbrücke wurde wiedererrichtet, und bald waren die in der Reformationszeit erlittenen Verluste im kirchlichen Bereich durch umfangreiche Stiftungen der Konstanzer mehr als ausgeglichen. Die letzten dreißig Jahre vor dem großen Krieg waren für Konstanz im Hinblick auf Kunst, Kunstgewerbe und Buchdruck eine Zeit der Blüte, nun freilich eindeutig katholisch geprägt.

Den vielen Vorzügen der Arbeit Zimmermanns, vor allem der Fülle neuer und wichtiger Befunde, stehen nur marginale Schwächen gegenüber. So hätte möglicherweise ein eher systematischer Zugriff – anstelle des chronologischen – mehr vergleichende Seitenblicke auf andere Städte mit ähnlicher oder gerade ganz anderer Ausgangssituation nach dem kaiserlichen Verfassungsoktroi von 1548 erlaubt (z. B. Augsburg); vielleicht wären dann manche Besonderheiten der Konstanzer Entwicklung schärfer in den Blick gekommen, zumal der Zusammenhang zwischen der prosopographischen Analyse der städtischen Führungsschichten und dem konfessionellen Wandel in der Stadt gerade durch die dispositionelle Trennung der Entwicklung in einzelne Phasen nicht gänzlich evident gemacht werden kann. Das ändert freilich nichts daran, daß wir die Geschichte der Stadt Konstanz zwischen den Kriegen nach dem Buch Zimmermanns in vollkommenem neuem Licht zu sehen haben.

Christine Roll

RITA HUBER-SPERL, *Memmingen zwischen Zunfthandwerk und Unternehmertum. Ein Beitrag zur reichsstädtischen Gewerbegeschichte 1648–1802* (Memminger Forschungen Bd. 5). 237 Seiten mit 20 Abb. Kommissionsverlag der Memminger Zeitung, Memmingen 1995. DM 65.–

Diese Münchner Dissertation verdient wegen ihrer auf viele andere Städte übertragbaren Fragestellungen und ihrer methodischen Vorbildlichkeit auch im Bodenseeraum Beachtung. Zwar läßt sich hier nur St. Gallen an wirtschaftlicher Bedeutung mit Memmingen vergleichen, aber die Frage liegt nahe, inwieweit es in den Städten des Bodenseeraums Parallelen zur Entwicklung von Handel und Gewerbe in Memmingen zwischen dem Dreißigjährigen Krieg und dem Ende des Alten Reichs gegeben hat. Mir ist allerdings in unserem Raum keine Stadt bekannt, für die zu diesem Thema eine ähnlich fundierte Untersuchung vorliegt.

Im Gegensatz zu vielen anderen Städten Schwabens konnte Memmingen im 17. und 18. Jahrhundert einen beachtlichen Wohlstand und einen geordneten städtischen Haushalt bewahren bzw. zurückgewinnen. Auch die Einwohnerzahl stieg nach dem Tief von 1635 (Pest) langsam wieder und übertraf am Ende des 18. Jahrhunderts mit ca. 5900 Seelen sogar die Blütezeit im 16. Jahrhundert. Die Entwicklung verlief allerdings nicht geradlinig und konfliktfrei. Am einschneidendsten war die Verlagerung der Massenproduktion vor allem im Textilgewerbe von der Stadt auf das flache Land, wo ein zunftfreies Arbeitskräftepotential sehr viel billiger produzieren konnte. Hand in Hand mit dieser Standortverschiebung ging eine Veränderung der Unternehmensformen. An die Stelle der selbständigen kleinen Handwerksbetriebe trat mehr und mehr die verlagsmäßig organisierte Warenproduktion und im Verlauf des 18. Jahrhunderts die Einrichtung von Manufakturen. Hatte es vor dem Dreißigjährigen Krieg mindestens 250 Weberwerkstätten in Memmingen gegeben, so waren es 1805 gerade noch 25! Im Mittelpunkt der Arbeit steht das Ringen zwischen dem Erhalt der althergebrachten zünftischen Wirtschafts- und Gewerbeordnung und den Innovationsbestrebungen eines kapitalkräftigen Unternehmertums, das neue Wirtschafts- und Organisationsformen und neue Produktionstechniken anwandte. Da der reichsstädtische Rat von Kaufleuten beherrscht wurde, stand das Zunfthandwerkertum auf verlorenem Posten. Es konnte nicht verhindern, daß ländliches »Bauernleinen« zur Memminger »Schau« zugelassen und in Memmingen veredelt wurde. 1699 stammten nur noch 3 % der auf der städtischen Bleiche bearbeiteten Webwaren von selbständigen Stadtwebern. Im 18. Jahrhundert entwickelten sich zwar neue exportorientierte Handwerkszweige, vornehmlich die Herstellung von Strümpfen, Borten und »Zeugen« (Wolltücher), doch blieben deren Erfolge vergleichsweise bescheiden.

Im letzten Teil der Arbeit wird eindrucksvoll das Ausmaß und der Charakter der Memminger »Protoindustrialisierung« im späten 18. Jahrhundert beschrieben, die etwa 14 »manufakturrellen« Unternehmen, von denen es dann nur noch ein kleiner Schritt zu den Fabriken des 19. Jahrhunderts war.

Der Text wird durch klug ausgewählte Abbildungen, Karten und Tabellen ergänzt. Bei der Karte der Handelswege S. 67 vermißt man allerdings die wichtige Straße von Memmingen über Leutkirch und Wangen nach Lindau.

Peter Eitel

ALEXANDER KLEIN, *Armenfürsorge und Bettelbekämpfung in Vorderösterreich 1753–1806 unter besonderer Berücksichtigung der Städte Freiburg und Konstanz*. (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 38). 329 Seiten. Verlag Karl Alber, Freiburg/München 1994. DM 86.–

Armut und Bettel sind ein zentrales Problem der Frühen Neuzeit, das endgültig erst durch die Industrialisierung gelöst wurde. Entsprechend häufig hat sich die Forschung diesem Thema zugewandt und von unterschiedlichen Ansätzen her sich an seiner Analyse versucht. In diesem Kontext steht auch diese Freiburger Dissertation, die in einer Regionalstudie, nämlich am Beispiel Vorderösterreichs und seiner beiden größten Städte Freiburg und Konstanz, die staatlich-kommunale Armenfürsorge und Bettelbekämpfung während des Zeitalters der Aufklärung untersucht. Die Arbeit gliedert sich chronologisch in drei Teile, die der Armenpolitik in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts, während der Regierungszeit Maria Theresias bis 1780 und anschließend unter Joseph II. bis zum Ende der österreichischen Herrschaft gewidmet sind.

Der Wert der Arbeit liegt darin, daß sie die z. T. neuen Regelungen von ihrer Entstehung in der Zentrale bis zum Versuch einer Verwirklichung vor Ort verfolgt und ihr Scheitern beschreibt. Angesichts der beschränkten finanziellen Ressourcen brachte auch die durchdachteste Reorganisation bestenfalls eine Verlagerung des Problems, nicht aber seine Lösung. Auch neue Institutionen wie das Zuchthaus des Schwäbischen Kreises in Buchloe (an dem bezeichnenderweise nur die österreichischen Landstände, nicht aber die Staatsverwaltung beteiligt war) oder des Breisgaus in Breisach bedeuteten angesichts ihrer begrenzten Kapazitäten nur den berühmten Tropfen auf dem heißen Stein. Da die Bettelorden erst 1781 von Joseph II. aufgehoben wurden, waren Bettel und Almosengeben als Gott wohlgefälliges Werk nicht zugunsten einer staatlich regulierten Armenpolitik zu unterdrücken. Auch die Bettelvögte bzw. Polizeidiener an den Stadttoren konnten das Eindringen der fremden Bettler in die Städte allenfalls einschränken, änderten aber – wie der Vf. sehr anschaulich darstellt – nichts an der teilweise handgreiflichen Konfrontation des Bürgers mit den Problemen der Zeit beim Sonntagsspaziergang vor dem Stadttor. In der Gegenüberstellung von Norm und Realität liegt die Stärke der Arbeit, die nur unwesentlich durch die Verwendung so schwammiger Interpretamente wie dem der Sozialdisziplinierung eingeschränkt wird. Der Verfasser möchte diesen Begriff allenfalls auf das 19. und 20. Jahrhundert angewandt sehen. Der Zeithistoriker kann ihm sagen: auch da taugt er nichts.

Bernd Wunder

ERNST FLOREY, *Ars Magnetica. Franz Anton Mesmer 1734–1819. Magier vom Bodensee*. 288 Seiten mit 19 Abb. Universitätsverlag Konstanz, Konstanz 1995. DM 29.80

Die Literatur über Franz Anton Mesmer wächst noch immer. Auch nach 200 Jahren erscheint seine facettenreichen Gedankenwelt noch immer nicht restlos ausgelotet.

Man merkt diesem neuen Buch an, daß es mit viel Herz für die Person Mesmers und für seine Heimat, den Bodenseeraum, verfaßt wurde. Es ist flüssig und anschaulich geschrieben, eine fesselnde Lektüre für einen breiten Leserkreis.

Der Autor kommt wissenschaftlich aus der Neurophysiologie, er hat aber auch die Ideengeschichte der Neurobiologie forschend bearbeitet und bereits an verschiedenen Publikationen über Mesmer mitgewirkt. Er läßt sich faszinieren von Mesmers einzigartiger Stellung im Spannungsfeld von Magie und Naturwissenschaft, zwischen Aufklärung und Romantik.

Es geht Florey nicht nur darum, Mesmers Einfluß auf Philosophie, Kunst, Religion und Politik herauszuarbeiten, wie auch seine Bedeutung für die Entwicklung moderner Psychologie und Psychotherapie, sondern um ein neues Verständnis für das Phänomen Mesmer durch Einbeziehung der Geschichte des Bodenseeraumes im Kontext der deutschen, österreichischen, französischen und schweizerischen Geschichte. So gelingt eine Einordnung von Mesmers Leben in die politische Zeitgeschichte, insbesondere zur französischen Revolution und zu den habsburgisch-französischen Beziehungen, und eine bessere wissenschaftshistorische Bewertung seiner Lehren.

Der wissenschaftliche Anspruch des Buches wird unterstrichen durch eine Fülle von Anmerkungen zu den Quellen, ein umfangreiches Literaturverzeichnis und Tabellen zu den zu Mesmers Lebzeiten regierenden Herrschern von Karl VI. bis Napoleon, sowie zu den Fürstbischöfen von Konstanz, in deren Territorien er wurzelte und zeitweise ein politisches Refugium fand. Zahlreiche Abbildungen illustrieren Mesmers Person, seine therapeutische Arbeitsweise und die Stationen seines wechselvollen Lebens.

Manfred Kretschmer

MARTIN HARRIS, *Joseph Maria Christoph Freiherr von Lassberg 1770–1855: Briefinventar und Prosopographie*. Mit einer Abhandlung zu Lassbergs Entwicklung zum Altertumsforscher. 407 Seiten. Carl Winters Universitätsverlag, Heidelberg 1991. Euphorion, Beiheft 25. DM 98,-

Joseph von Lassberg (1770–1855), am Bodensee nach »Vorspielen« in Helmsdorf und Heiligenberg zunächst (seit 1818) im thurgauischen Eppishausen ansässig, dann (seit 1838) bis zu seinem Tode auf Schloß Meersburg, gehört zu den Vätern der deutschen Germanistik — unermüdlicher Sammler und großzügiger Vermittler von Handschriften, der er zeitlebens war. Lassberg steht aber auch an den Anfängen einer Historie Alemanniens oder Schwabens, die sich als Wissenschaft konstituierte; wobei gerade er ferner die Region um den Bodensee wieder als Einheit begriff, in Augenblicken tiefster Zersplitterung und größten Umbruchs. Schließlich hatte Lassberg Sinn für bildende Kunst; seine Kollektion von Gemälden des 15. und 16. Jahrhunderts, u. a. mit etlichen Werken des »Meisters von Messkirch«, bildet heute noch nicht den schlechtesten Teil der Donaueschinger Galerie. Ohnehin besitzt Lassberg als Schwager, Gastgeber und, über mancherlei Trennendes hinweg, verständnisvoller Freund der Droste in der deutschen Literaturschichte Rang und Ruf.

Vielseitig interessiert und im alten Verstande hochgebildet, hat Lassberg selber wenig drucken lassen. Sein liebtes Medium war der Brief. Als einer der großen deutschen Briefschreiber des 19. Jahrhunderts ist Lassberg noch zu entdecken. Lange nur wegen ihres kodikologischen oder allgemein mediaevistischen Inhalts, sozusagen als Informationsträger geschätzt, als bloße Steinbrüche von Daten und Fakten aber unter Wert gehandelt, rücken Lassbergs Briefe schon jetzt mehr und mehr um ihrer selbst willen in den Blick — viele Glanzstücke der Gattung, gerade weil ohne Schielen nach der Publikation hingeworfen. Eine systematische Sichtung des Briefwerks war am Platze. Diese hat nun ein junger Schweizer Historiker vorgenommen, Martin Harris.

Der Gewinn ist groß, der gegenüber dem bisherigen Stand der Forschung erzielte Fortschritt beträchtlich, bereits rein numerisch: Hatte Karl Siegfried Baders verdienstvolle Gedenkschrift, gleichermaßen Bilanz wie Impuls der Forschung (Joseph von Lassberg — Mittler und Sammler. Aufsätze zu seinem 100. Todestag, Stuttgart 1955, 399f.), vor 40 Jahren noch lediglich 18 »Verwahrungsorte« von Lassberg-Briefen genannt, so kennt Harris volle 61, von New York über London und Kopenhagen bis zur Jagellonischen Bibliothek in Warschau, nicht zu reden von den mit Umsicht und Ausdauer »abgegrast« einschlägigen Instituten Deutschlands, Österreichs und der Schweiz. An Briefen selbst hat Harris insgesamt 3325 gezählt, 1565 von Lassberg geschriebene und 1760 von ihm empfangene Stücke. Damit sind aber wohl nur 10 bis 12 Prozent dessen ermittelt, was Lassberg aus der Hand gegeben hat; die gesamte Briefproduktion schätzt Harris auf sechzehn- bis siebzehntausend Autographen.

Die Beschäftigung mit diesen Briefen datiert freilich nicht erst von gestern. Lassberg selber hatte zeitweilig, auch aus elementarer Notwendigkeit, über seine Korrespondenz Register geführt, und erstmals ediert worden war ein Stück Lassberg-Briefwechsel 1855 durch Hoffmann von Fallersleben, 1839 auf der Meersburg Gast. Seither ist die Kette von Briefveröffentlichungen oder doch -auszügen nicht mehr abgerissen, bis hin zur opulent kommentierten Wiedergabe der Korrespondenz Lassbergs mit seinem St. Galler Freund, dem späteren Bischof und ersten Lassberg-Biographen Carl Johann Greith, durch Arthur Brunhart in dieser Zeitschrift (103, 1985, 107ff.; 104, 1986, 123ff.). Sie vergegenwärtigte Lassberg übrigens mehrfach: Schon mit dem Abdruck der Gedenkworte von August Naef, geradezu einer Inkunabel der Lassberg-Erinnerungen (SchrVGBodensee 9, 1878, 75ff.); vor allem jedoch mit Max Binders erster Geschichte der Lassberg-Forschung, bereichert um Essays über den Schwaben und den Historiker sowie um Stücke aus dessen Korrespondenz mit Gleichgesinnten in Bregenz (SchrVGBodensee 57, 1929, 83ff.).

Wie Binder zeigte, trugen vornehmlich Schweizer Gelehrte zur Rekonstruktion von Lassbergs Briefwerk bei: Franz Pfeiffer aus Solothurn sammelte die Korrespondenz mit Uhland (1870), Johannes Meyer aus Frauenfeld jene mit Johann Adam Pupikof, dem Historiker des Thurgaus (1887/88); Carl Ritter aus Trogen fügte den Briefwechsel mit Johann Caspar Zellweger hinzu (1889). Und wenige haben über Lassbergs auch in Briefen manifestes Verhältnis zur Droste so gerecht geurteilt wie der Benediktinerpater Othmar Schweiwiller aus Einsiedeln (1926). Diese Schweizer Tradition setzte Martin Harris, bei allen eigenen Investitionen augenscheinlich aufgeschlossen für die Ergebnisse fremder Bemühungen, fort, und zwar in wiederholtem Anlauf: Erst mit einer Lizentiatsarbeit, dann mit dem vorliegenden Buch, seiner Dissertation, beide in der Schule Heribert Raabs erwachsen und angenommen von der Philosophischen Fakultät der Universität Fribourg.

Die Dissertation besteht aus drei Teilen. Zur Einleitung dient eine Abhandlung über Lassberg als Erforscher des deutschen Altertums (A), biographisch wie wissenschaftsgeschichtlich konzipiert, ferner mit ideologie- und mentalitätsgeschichtlichem Zugriff, wissenssoziologisch mindestens »angehaucht«, also in Kenntnis neuer Fragestellungen und Methoden, vielleicht auch Moden. Hierauf gibt Harris ein Briefinventar (B), wenn nicht das Skelett des Ganzen, so das Rückgrat. Wie sehr gerade dieser Teil ist, was das Buch generell sein will, »Arbeitsinstrument«, »Nachschlagewerk« (8), erhellt auch aus dem Umstand, daß man darüber schon wieder hinausgelangte: Volker Schupp hat das Inventar unterdessen in seiner eingehenden

Rezension (Jahrbuch der Brüder Grimm-Gesellschaft 3, 1993, 199ff.) um eine kleine Nachlese ergänzt. Als letzter Teil folgt eine Prosopographie (C), dem Inventar auch deshalb eng benachbart, weil dort alle Empfänger und Absender von Briefen nur listenartig aufgeführt waren, hier aber in knappen Lebensbildern vor kommen.

Das Inventar der von Lassberg versandten Briefe (B) gliedert sich, soweit diese datiert sind, in sieben Spalten: Laufende Nummer bei Harris, Datum, Versandort, Empfänger, Nummer in Lassbergs eigenen Registern, Verwahrungsort, etwaiger Druck. Jeweils ein wenig schlanker fallen die Verzeichnisse der gleichfalls von Lassberg versandten, aber undatierten Briefe sowie schließlich jener Briefe aus, die Lassberg empfangen hat, seien sie nun datiert oder nicht. Man ersieht hoffentlich bereits aus solchen Aufzählungen: Harris hat größte Genauigkeit im Detail angestrebt, aber er hat sich auch viel Arbeit zugemutet. Das Briefinventar füllt rund 80 Seiten, rund 180 dichtbedruckte Seiten die Prosopographie, insgesamt circa 370 Viten aller noch fassbaren Briefpartner, von Metternich oder den badischen Großherzögen Ludwig und Leopold bis herab zum kleinen Händler.

Schlägt man unmittelbar nach dem Durchblättern des Inventars diese biographischen Artikel (C) auf, liest man sie gar, wie der Rezensent, in einem Zug, ergeht es einem fast wie dem Erzechiel in seiner berühmten Vision: Dürres Gebein umkleidet sich wieder mit Fleisch, scheinbar Tote werden höchst munter. Vorher waren bloß Namen gefallen, jetzt treten Menschen, Individualitäten, Schicksale ans Licht. Harris hat eine solche Wirkung nicht zuletzt dadurch erreicht, daß er reichlich, aber gezielt aus den Briefen zitierte; vor allem kommt Lassberg selber ausgiebig zu Wort. So wird man Zeuge von Gesprächen, hat an Erlebnissen und Erkenntnissen, Hoffnungen und Freuden, Enttäuschungen und Leiden teil, hört und goutiert auch immer wieder etwas wie eine Grundmelodie – Lassbergs Parlando.

Unversehens verwandelt sich das Nachschlagewerk in ein Lesebuch, dessen Reiz man empfindet, wie man den Wert des Arbeitsinstrumentes schätzt. Dabei laufen alle biographischen Artikel konsequent auf Lassberg zu. Nur das sollte sichtbar werden, was die Dargestellten ihm bedeuteten, gaben oder aber schuldig blieben. Mit Kennerschaft und Geschick, allemal mit Selbstdisziplin hat Harris eine Unart so mancher Kommentatoren vermieden: mitteilen zu wollen, was man anderswo auch und anderswo besser erhielte. Überhaupt wird jeweils sicher umrissen, worauf es bei einem solchen Leben, jedenfalls für unser Urteil, ankommt.

Lediglich fünf Artikel sähe man in Einzelheiten gern anders abgefasst oder doch anders pointiert. Bei August von Bayer wäre sein Anteil an der Entstehung der Denkmalfpflege in Baden zu nennen gewesen (25f.); Josua Eiseleins (258) größte Leistung bedeutet wahrscheinlich die nicht erwähnte erste Gesamtausgabe der Schriften Winckelmanns, die er in – man liest richtig! – »Donauöschingen« veranstaltet hat; August von Haxthausens Rußlandreisen und Rußlandstudien hätten ins Zentrum des Artikels statt an den Rand gehört, und vom Ökumeniker Haxthausen ist es bei Harris nur ein kleiner Schritt zum Sonderling (286). Am meisten lassen die Biographien Justinus Kerners und Heinrich Schreibers zu wünschen übrig.

Was Lassberg Kerner aus dem Nachlaß von Franz Anton Mesmer schenkte – Lassberg hatte ihn anscheinend bei einem Meersburger Trödler aufgespürt –, waren nicht bloß »Unterlagen«, die Kerner »für seine Mesmerbiographie benötigte« oder, wie es weiter heißt, einfach »wissenschaftliche Materialien« (310), vielmehr so gewichtige »Reliquien« wie Mesmers Doktordiplom, Mesmers vermutlicher Siegelring und das einzige Altersbildnis des großen Arztes, das wir besitzen. Bei Heinrich Schreiber (364) aber – der schöne Vergleich Lassbergs mit Manesse, schon 1820, stammt von ihm (128) – hätte ausgesprochen werden müssen, daß sein Weg von Mesmer über Lassberg zu Jacob Burckhardt geführt hat. Mesmer, dessen Meersburger Lebensabend Schreiber, damals Alumne im Priesterseminar, mit seiner bisher nur auszugsweise publizierten Autobiographie wie kaum ein anderer beleuchtete, taucht indessen unter dem Stichwort »Schreiber« gar nicht auf, Burckhardt nur durchs Zitat von Gustav Münzels Ausgabe des Briefwechsels mit Schreiber (1924). Und doch stand Burckhardt dem alten Schreiber so nahe wie dieser einst dem alten Mesmer.

Korrekturen und Nachträge kleineren Kalibers können noch ein paar Biographien gebrauchen. So ist über Johann Nepomuk Bodent, den Archivar der Fürsten von Waldburg-Wolfegg-Waldsee, mehr in Erfahrung zu bringen, als Harris (243) meint; gemeinsam mit Kasimir Walchner (vgl. 383) hat er etwa eine Biographie des »Bauernjörg« verfasst (1822). In einem Buch über Lassberg bleibt ein Lebensbild Melchior von Diepenbrocks (254) so lange unvollkommen, mindestens unvollständig, wie man dessen Freundschaft mit der Droste nicht notiert; die Früchte waren immerhin Gedichte wie das großartige Albumblatt vom 9. 5. 1845. Der Leser oder Benutzer wüßte wohl auch gern, was Lassbergs treuester Meersburger Freund, erst als »Ruheständler« in den Gesichtskreis des Schloßherrn getreten, Maximilian Hufschmid, »unser Schatz Hufschmid« (so die Droste brieflich am 26. 11. 1842), während seiner aktiven Zeit getan hatte: Er war nämlich der letzte Kabinettssekretär der Fürstbischöfe gewesen.

Schaut man wieder in die Ferne, wäre bei Lassbergs Münchner Geschäftspartner Raphael von Kaul(l)a (308) wohl ein Wort über dessen Herkunft aus der bekannte israelitischen Bankiers- und Kaufmannsfamilie fällig. Lassbergs Kontakt mit dem ungarischen Grafen und Altertumsforscher Mailath geht kaum in die Tage des Wiener Kongresses zurück (so 328), dürfte vielmehr durch den Bregenzer Franz Joseph Waitzenegger vermittelt oder doch bekräftigt worden sein. Der Tübinger Jurist August Ludwig Reyscher (353f.) war, für einen solchen Artikel durchaus belangvoll, Dahlmanns Schwiegersohn und ein Initiator der Gemma-

nistenversammlungen von Frankfurt (1846) und Lübeck (1847). Der Fürstenbergische Rat Joseph Wintermantel endlich weilte nicht nur 1850 als Tourist mit seiner Frau auf der Meersburg (387), sondern, wichtiger, 1853, zusammen mit dem Donaueschinger Hofintendanten Franz Simon von Pfaffenhofen, als Lassbergs Bibliothek im Verfolg des Ankaufs durchs Haus Fürstenberg revidiert werden mußte.

Harris' Abhandlung über Lassberg als Erforscher des deutschen Altertums (A) taugte wie als Introdution so als Finale. Eine Beurteilung ihres Sachgehalts erst jetzt, gegen Ende der Rezension, kommt mithin keineswegs zu spät. Der Leser dieses Teils der Arbeit, wiederum rund 100 Seiten, bleibt im Zweifel, ob Harris eine Abschlags-Zahlung auf die moderne Lassberg-Biographie, die ja immer noch aussteht, bezweckte – so viel wird einem hier geboten. Bekanntes referiert Harris wohlunterrichtet, Unbekanntes bringt er reichlich; was auszubreiten sehr verlockte. Treffend benennt er für Lassbergs gelehrten Müßiggang – Lassberg ist mindestens die drei letzten Jahrzehnte seines Lebens völlig »Privatier« gewesen! – vier Hauptmotive: Politische Resignation; Rechtfertigung des eigenen Völlig; leidenschaftlichen Sammel- und Forschertrieb; endlich das »Verdrängungsmotiv«, also Wissenschaft als Kompensation (111).

Klugerweise trennt oder gewichtet Harris zwischen den Motivationen nicht weiter; was wirkte, das wirkte alles auf einmal. Dafür verfolgte er die An- und Vorzeichen der späteren Leidenschaft in die aktive Zeit des Fürstenbergischen Forstmanns und Hofkavaliers zurück, und gerade hierzu gelingen ihm wertvolle Beobachtungen (33f. 35. 108. 125. 351). Mit Volker Schupp tauft Harris Lassbergs Liebhabereien »adelige Wissenschaft« (105 ff.), wohl in freier Anlehnung an Otto Brunner (Adeliges Landleben und europäischer Geist. Leben und Werk Wolf Helmhards von Hohberg 1612–1688. Salzburg 1949), was aber nirgendwo vermerkt wird.

Vom Rittertum überlebte allerdings die Ritterlichkeit, auch Lassberg hat Herkunft in Haltung überführt und so »gerettet«, gleich weit entfernt von Dünkel wie von einem Defizit an Selbstbewußtsein. Dazu stimmt gut, daß gerade unter Lassbergs Dach – ganz wörtlich, denn sein Haus war ungemein gastfrei! – Adel und Bürgertum zusammenfanden, nicht untypisch für die ganze Epoche (vgl. Elisabeth Fehrenbach [Hrsg. unter Mitarbeit von Elisabeth Müller-Luckner], Adel und Bürgertum in Deutschland 1770–1848. München 1994 [Schriften des Historischen Kollegs, Colloquien, XXXI]).

Nach allem zögert man mit abermaliger Kritik. Zugegeben, Harris' Sprache bewegt sich nicht immer auf der Höhe seiner Forschungen und Funde, doch hierüber hat Volker Schupp bereits das Nötige gesagt (a. a. O. 121f.). An dieser Stelle nur noch ein paar Kleinigkeiten, unumgängliche Marginalien zum ersten und dritten Teil der Arbeit! Lassberg hatte es im Juni 1811 in Karlsruhe wahrscheinlich mit einem Herrn von Edelsheim, nicht Edelsheim (so 73f.) zu tun. Das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg ist nicht allein »Kunstmuseum« (230). Eine »Ernennung« zum Großherzog fand schwerlich statt (232). Die Droste brauchte 1848 beim 78. Geburtstag Lassbergs nicht aus dem Meersburger »Fürstenhäusle« herunterzusteigen (so 255f.), weil sie dort garnicht gewohnt hatte; auch Harris ist hier einer Legendenbildung aufgesessen.

Etlliche verunstaltete Namen sind folgendermaßen zu berichtigen: Veit Valentin (86); Wentzcke (263); Hefner von Alteneck (314); (Bürgermeister) Honstetter (332); (Fürstbischof) von Rodt (387). Überhaupt aber hätte man der Arbeit ein noch besseres typographisches Gewand gewünscht: Klammern innerhalb von runden Klammern sollten nicht gleichfalls rund, sondern eckig und ein Gedankenstrich jeweils unschwer als solcher zu erkennen sein. Schade; denn seit der Gedenkschrift Karl Siegfried Baders von 1955 ist über Lassberg, Schupps Artikel in der »Neuen Deutschen Biographie« (XIII, 1982, 670 ff.) ausgenommen, nichts erschienen, was gewichtiger wäre als Harris' Buch.

Guntram Brummer

Ignaz Heinrich Reichsfreiherr von Wessenberg. Briefwechsel mit dem Luzerner Stadtpfarrer und Bischöflichen Kommissar Thaddäus Müller in den Jahren 1801 bis 1821. 2 Teile. Bearbeitet von MANFRED WEITLAUFF in Zusammenarbeit mit MARKUS RIES (= Quellen zur Schweizer Geschichte. Neue Folge. III. Abteilung: Briefe und Denkwürdigkeiten 11). 944 Seiten. Kommissionsverlag G. Krebs, Basel 1994. sfr 260.–

Ignaz Heinrich von Wessenberg (1774–1860) hat in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts auf den deutschen und schweizerischen Katholizismus in hohem Maße prägend gewirkt. Ein Vierteljahrhundert hindurch hat er als Generalvikar (1802–1815) und als Verweser (1817–1827) das Bistum Konstanz geleitet, bis die Diözese im Zuge der Neuordnung der katholischen Kirche Deutschlands 1821/27 supprimiert wurde – entgegen alter Gepflogenheit unter förmlichem Verzicht auf die Übertragung des Konstanzer Titels nach Freiburg. In dieser Zeit hat Wessenberg insbesondere auf pastoralem und liturgischem Gebiet sowie im Bereich der Priesterbildung eine vom Geiste der Katholischen Aufklärung geprägte, lange nachwirkende reformerische Wirksamkeit entfaltet.

Bei der Durchführung seines Reformwerkes konnte Wessenberg auf die tatkräftige Mithilfe einer Reihe tüchtiger und ihm treu ergebener Mitarbeiter zählen. Im Bereich der sogenannten konstanzer Schweizer Quart, zu der seit alters her fast die gesamte deutschsprachige Schweiz gehörte, war einer dieser Mitarbeiter der Luzerner Stadtpfarrer und Bischöfliche Kommissar Thaddäus Müller (1763–1826). Als Sohn

eines Schiffszimmermanns in Luzern geboren, erfolgte 1796 Müllers Wahl zum Luzerner Stadtpfarrer (ein Amt, das in der Regel Patriziersöhnen der Stadt vorbehalten war), 1798 auch die Ernennung zum Bischöflichen Kommissar. Damit oblag ihm die stellvertretende kirchliche Oberaufsicht über alle Dekanate und Pfarreien des Kommissariats Luzern. In diesem Amt bestätigte ihn der letzte Konstanzer Fürstbischof Karl Theodor von Dalberg (1800–1817), der 1801 auch Wessenberg auf Thaddäus Müller aufmerksam machte. Wessenberg fand in Müller seinen wohl loyalsten Mitarbeiter in der Schweiz, der sich voll und ganz mit den Reformanliegen und pastoralen Zielsetzungen des Konstanzer Generalvikars identifizierte.

Im Anschluß an das erste Zusammentreffen im Jahre 1801 begann der Briefwechsel zwischen Wessenberg und Müller, der nunmehr in einer mustergültigen Edition in zwei Teilbänden vorliegt. Diese umfaßt insgesamt 582 Briefe aus den Jahren 1801 bis 1821 – davon 347 Briefe Wessenbergs (307 eigenhändig) und 235 Briefe Müllers (alle eigenhändig) –, die sich im Staatsarchiv Luzern, im Stadtarchiv Konstanz (Teilnachlaß Wessenberg), im Bischöflichen Archiv Basel und in der Handschriftenabteilung der Universität Heidelberg (Teilnachlaß Wessenberg) befinden. Die Korrespondenz vermittelt mannigfachen Einblick in Wessenbergs Wirksamkeit als Generalvikar und eigentlicher Leiter des Bistums Konstanz (Dalberg war in seiner Eigenschaft als Erzbischof von Mainz und Kurerzkanzler, sodann als Fürstprimas meist ortsabwesend). In ihr tritt das geistliche Profil Wessenbergs und Müllers deutlich hervor und sie dokumentiert eindrucksvoll deren gegenseitige Hochschätzung und deren Einsatz für eine qualitative Hebung der Seelsorge und eine zeitgemäße Priesterbildung – übrigens nachweislich in Anlehnung an Johann Michael Sailer (1751–1832), mit dem beide freundschaftliche Verbindung pflegten. Dabei zeigt sich, was sich auch anderswo belegen läßt, daß Wessenberg in seiner reformerischen Arbeit sein Ziel mit Umsicht und unter Berücksichtigung örtlicher Gegebenheiten verfolgte, er den Klerus vor Ort – hier speziell die Vertrauensperson Müller – in den Entscheidungsfindungsprozess miteinbezog. Der Regelung der kirchlichen Verhältnisse diente die *Übereinkunft in geistlichen Dingen* vom 19. Februar 1806 (Abdruck des Originaltextes im Anhang S. 911–927), einer – wie die Briefe zeigen – zu einem guten Teil dank der Initiative und Vermitteltätigkeit Müllers zustande gekommenen konkordatären Vereinbarung zwischen dem Bischof von Konstanz und dem Staat Luzern. Dieses Vertragswerk, in welchem Wessenberg »einen Eckstein« (S. 881) seiner Verwaltung erblickte, sah nicht zuletzt die Errichtung eines mit staatlichen Mitteln finanzierten Priesterseminars vor, das nach Überwindung großer Schwierigkeiten 1807 eröffnet werden konnte. Des weiteren gibt der Briefwechsel wichtigen Aufschluß über eine Reihe anderer interessanter Fragekreise, unter anderem über die Rolle der Luzerner Nuntiatur, die während der Amtszeit des Nuntius Fabrizio Scceberras Testaferata (1758–1843) zum Mittelpunkt des Widerstands gegen sämtliche Reformmaßnahmen Wessenbergs wurde, über die Auseinandersetzung zwischen Müller und dem Luzerner Theologieprofessor Alois Gügler (1782–1827), über den Fall des von Wessenberg nach Luzern vermittelten (Brief 466, S. 721) Seminarregens und Professors Johann Anton Dereser (1757–1827), »mit dem das Ende des Luzerner Priesterseminars wessenbergischer Prägung eingeläutet wurde« (S. 14*), sowie über die seitens der Innerschweizer Kantone und der Nuntiatur unternommenen Anstrengungen zur Abtrennung der Schweizer Quart vom Bistum Konstanz, die dann am 1. Januar 1815 vom Nuntius vollzogen wurde, noch ehe er die päpstliche Bevollmächtigung dazu in Händen hatte und die Basis für eine kirchliche Neuordnung in der Schweizer Quart gelegt war. Gleichzeitig verlor Müller wegen seiner kirchenreformerischen Tätigkeit und seiner Verbindung zu Wessenberg seine Ämter als Bischöflicher Kommissar und Stadtpfarrer, wurde 1820 als Luzerner Stadtpfarrer jedoch wieder eingesetzt.

Die Edition ist beispielhaft kommentiert und durch ein Personen- und Ortsregister erschlossen. Im Vorwort führt Manfred Weitlauff in prägnanter Form in die Korrespondenz ein und informiert über die fast fünfzigjährige Entstehungsgeschichte dieses Werkes, das der Wessenbergforschung zahlreiche neue Impulse vermittelt – vor allem im Hinblick auf das seelsorgerische Wirken Wessenbergs – und eine wichtige Quelle bildet für die Klerus- und Seelsorgegeschichte des Bistums Konstanz, für die Neubeurteilung Wessenbergs und Müllers, sowie für die Kirchengeschichte der Innerschweiz, besonders des Kantons Luzern. *Franz Xaver Bischof*

ALBERT SCHOOP u. a., *Geschichte des Kantons Thurgau*. Band 3 Sachgebiete II. 696 Seiten mit 156 Abb. Verlag Huber, Frauenfeld 1994. sfr 68.–

Der hier zu besprechende Schlußband der von Schoop hervorragend betreuten Geschichte des Kantons Thurgau ist (ebenso wie schon Band 2) der Erörterung von Sachgebieten gewidmet. Die in Band 3 behandelten Themenkreise fallen sämtlich unter die Rubriken »öffentliches Leben« und »Kultur«. Albert Schoop hat den Band nicht nur herausgegeben, sondern auch den weitaus größten Teil der Texte verfaßt und ist insbesondere immer dann eingetreten, wenn sich kein anderer geeigneter Autor finden ließ. So ist der Band einerseits ein Gemeinschaftswerk geworden, doch ist er andererseits auch Albert Schoops ganz persönliche Leistung. Schoop eröffnet den Band mit einem Überblick über die Entwicklung der Staatsaufgaben und der ihnen zugrundeliegenden Leitvorstellungen. Anschließend skizziert er die Entwicklung der thurgauischen Gemeinden von den weitgehend autonomen Selbstverwaltungskörperschaften des späten 18. Jh. hin zur

Kantonsverfassung von 1869 und den aus ihr abgeleiteten Veränderungen in Status und Aufgabenkreis der Gemeinden. Es folgt ein kurzes Kapitel über die Kirchen, ein längeres (von René Schwarz verfaßtes) über die schulische Entwicklung bis zur Gegenwart. Vom Gesamtherausgeber stammen die Beiträge über die kantonale Miliz und über das Turn- und Sportwesen. Konrad Wohnlich, langjähriger Sekretär des Sanitäts- und Erziehungsdepartements, berichtet über das Gesundheitswesen, Schoop über Fürsorge und Sozialpolitik. Mehrere Autoren teilen sich die Kapitel über die Parteien und die Medien, während Georg Wyler, dem wir das interessante Industriekapitel in Band 2 verdanken, in einem kenntnisreichen Beitrag die Entwicklung der Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände darstellt.

Im zweiten Teil des Bandes ragen Schwoeps Beiträge über Literatur und bildende Kunst hervor. Sie zeichnen ein Bild des Thurgaus, das den weitverbreiteten Stereotypen so gar nicht entspricht und desto überzeugender wirkt. Rudolf Schlaginhauen liefert einen lesenswerten Beitrag über die thurgauische Technikgeschichte. Mehrere Autoren teilen sich kleine Kapitel über Volksbräuche, Museen, Naturforschung und Medizin. Verschiedene Anhänge erweitern den Band. Allerdings hätte in dieser Hinsicht vielleicht mehr geschehen können: Bereiche wie das Schulwesen, die Fürsorge, die Parteien (um nur einige zu nennen) lassen sich besser verstehen, wenn sie durch Datenanhänge gestützt werden. Auch fällt es dann dem Leser leichter, Langzeitentwicklungen zu erkennen und strukturelle von punktuell wirksamen Einflüssen zu unterscheiden.

Insgesamt ist ein ebenso erfreuliches wie informatives Buch entstanden, das die bereits vorliegenden beiden Bände vielfach ergänzt und abrundet. Es gibt auf manchen Gebieten erschöpfende Auskunft und liefert auf zahlreichen anderen eine solide Erstorientierung. Die allen Beiträgen beigefügten Anmerkungen und Bibliographien ermöglichen es außerdem, über solche Erstinformation hinaus zu Detail- und Spezialuntersuchungen vorzudringen. Zwischen den einzelnen Beiträgen bestehen gewisse Unterschiede im methodischen Ansatz wie in der wissenschaftlichen Qualität, wie das bei einem Sammelband dieses Umfangs kaum ausbleiben kann. Der Qualität tun diese Diskrepanzen keinen Abbruch. Im übrigen hätte diese Qualität noch gesteigert werden können, wenn man sich zu einer etwas reichhaltigeren und phantasievolleren Bebilderung entschlossen hätte.

Lothar Burchardt

LOUIS SPECKER, *Die große Heimsuchung. Das Hungerjahr 1816/17 in der Ostschweiz*. Zweiter Teil. 135. Neujahrsblatt. Hrsg. vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen. St. Gallen 1995, S. 5–56.

Während der Autor im ersten Teil seiner Untersuchung die Ursachen der Krise von 1816/17 und den Verlauf der Hungerkatastrophe, das »Panorama des Elends«, dargestellt hat (vgl. die Besprechung in Band 113, 1995, S. 217 dieser Zeitschrift), wendet er sich im zweiten, nicht weniger interessanten und ebenfalls reich illustrierten Teil der Reaktion der Menschen auf dieses Ereignis zu. Zu den »individuellen Überlebensstrategien« der mit dem Hungertod konfrontierten Armen gehörten Bettelei, Diebstahl und Prostitution zwecks Beschaffung von Geld, um die überteuerten Lebensmittel kaufen zu können, aber auch die Suche nach Ersatznahrung sowie Auswanderung. Die besser gestellten Kreise organisierten »Hilfsgesellschaften«, um die größte Not zu lindern: Suppen- und Arbeitsanstalten standen dabei im Vordergrund. Geldspenden erreichten die betroffenen Kantone der Ostschweiz vor allem aus Rußland (Zar Alexander I.) und Norddeutschland. Die obrigkeitlichen Maßnahmen zur Eindämmung der Hungersnot konzentrierten sich auf den Einkauf von Getreide im Ausland und die Verhinderung einer mißbräuchlichen Ausnutzung der Situation durch Wucher und Betrug seitens der Kornhändler, der Müller und Bäcker. Daneben stand das allerdings erst langfristig wirksame Bemühen um eine Vergrößerung der Anbauflächen für Kartoffeln und Getreide. Der Autor macht deutlich, daß es zu diesem Zeitpunkt noch keine gemeinsame eidgenössische Notstands-politik gab, sondern daß der kommunale und kantonale Egoismus vorherrschte. Das Kapitel über die »geistige Bewältigung der Krise« beschäftigt sich vor allem mit der theologischen Ausdeutung der Hungersnot als Strafe Gottes für Müßiggang und Laster, woran sich die Mahnung zur Umkehr, zu mehr Gehorsam und Fleiß knüpfte. Bemerkenswert bleibt, daß die religiöse Einstellung der Bevölkerung, man könnte auch sagen, ihre kirchliche Disziplinierung, Hungerrevolten verhinderte. Mit den beiden Kapiteln über volkstümliche Andenken an das Hungerjahr und über die politischen Spätfolgen der Krise, besonders auf den Gebieten der Landwirtschaft, des Verkehrswesens und der Reform des Armenwesens, die allerdings nur angedeutet werden, endet die lesenswerte Abhandlung, von der man wünschen möchte, daß sie in einer Zweitaufgabe als selbständige Publikation erscheint.

Peter Eitel

GERT ZANG, *Konstanz in der Großherzoglichen Zeit. Restauration – Revolution – Liberale Ära*. (Geschichte der Stadt Konstanz, Bd. 4.1), 331 S., 51 farb. + 111 sw. Abb. Stadler, Konstanz 1994. DM 96.–

Am Anfang seines Buches berichtet uns der Geschichte-Erzähler von einer Kleinstadt mit gerade 4419 Einwohnern, in der scheinbar völlig statische Verhältnisse herrschten. Die Behörden bestimmten das Leben der Bürger dieser Stadt, die zünftisch geregeltem Gewerbe nachgingen und mit nur recht geringen sozialen Un-

terschieden in der von Mauern umgebenen Stadt lebten, deren Tore nachts ordentlich verschlossen wurden. Doch nicht nur die Tore vermitteln den Eindruck einer geschlossenen Gesellschaft, sondern auch die Art, wie sich diese Gesellschaft über sich selbst verständigte, sich obrigkeitlich gängeln ließ und sich – etwa durch stark restriktive Zuzugsbedingungen – von der Umwelt abgrenzte. Dynamik kam höchstensfalls von außen, etwa durch die napoleonischen Kriege und einen damit verbundenen Überfall der Österreicher auf Konstanz. Auch die Hungerkrisen von 1816/17 und später dann von 1847 brachten Bewegung in die Stadt.

Eine andere Form von Dynamik erreichte in den 30er Jahren nach dem Beitritt Badens zum Zollverein in Ausläufern Konstanz. Und wenn 1831 Baden politisch in Bewegung kam, tat sich auch hier etwas. Pressefreiheit und demokratische Gemeindeverwaltung waren in dieser Phase des Konstitutionalismus zwei wichtige Elemente liberalen Reformwillens. Während sich die ökonomische Entwicklung noch Zeit ließ, kam die Stadt auf ihrem Weg in die freie bürgerliche Gesellschaft einen tüchtigen Schritt weiter: Sie modernisierte sich zunehmend. Die obrigkeitliche Gängelung wurde immer öfter hinterfragt, in den Vereinen begann sich eine politische Kultur zu entwickeln. Die Bürger und – seltener – Bürgerinnen begannen den demokratischen Streit zu entdecken und eine Streitkultur zu erlernen. Wenn hier von bürgerlicher Gesellschaft die Rede ist, meint das vor allem die Gesellschaft der Citoyens, wengleich hierin die städtische Bourgeoisie das wohl jeweils entscheidende Wörtchen zu sagen hatte. Der aus der aktuellen amerikanischen Debatte stammende Begriff der Zivilen Gesellschaft vermag gut auszudrücken, was damit gemeint ist: die Gesellschaft jenseits der staatlichen bzw. obrigkeitlichen Strukturen, welche die Bürger sich aufbauen und selbst gestalten.

In diesem Prozeß kam und kommt den Vereinen eine besondere Rolle zu, etwa dem »Gesangsverein am Bodensee«. In diesen Vereinen fanden teilweise auch Ansätze zur Emanzipation der Frauen eine Heimstatt, wie auch soziales Gedankengut, wenn es etwa galt, die Kleinkinderbetreuung für berufstätige Mütter flächendeckend zu organisieren. In dieser Formierungsphase unserer Moderne entstand auch ein Verein samt Vereinsmeiertum, welche über Deutschland und die Welt noch viel Unglück bringen sollten: Militär und Militarismus.

Innerhalb der Konstanzer Bürgerschaft bildeten sich mit dem liberalen und dem ultramontanen (= papst-treu-katholischen) zwei Lager heraus, die geradezu zu einer Polarisierung innerhalb der Stadt führten. Wichtige Themen im politischen Streit waren etwa die Religionsfreiheit oder der so lange fehlende Anschluß von Konstanz ans Eisenbahnnetz.

Auf kritische Distanz geht Gert Zang zu den Konstanzer 48er Revolutionären, welche zu zaghaft, zu spät und zu wenig zahlreich die bürgerliche Revolution mittrugen. Und doch marschierten etwa 300 Konstanzer aus, um den Revolutionär Hecker bei seinem dann mißglückten Zug auf Karlsruhe zu unterstützen. Unter ihnen waren viele Handwerker, Meister und Gesellen, die selbstbewußt und wortmächtig auftraten – dieses Potential kam dann auch in den Arbeiterbildungsvereinen zum Tragen, wo Handwerker zur führenden Gruppe der Arbeiterbewegung wurden. In den Wirren der 48er Revolution meldeten sich Frauen lautstark zu Wort, kam es zu erregten Konfrontationen zwischen Revolutionären und gemäßigten Liberalen. Auch waren Elemente eines Stadt-Land-Konfliktes bemerkbar, und es kam auch zu deutlicher Manifestation des Militarismus, ja geradezu zu einem militärischen Taumel, dem die Stadt noch öfter erliegen sollte.

In den nächsten Jahren erfaßte dann die Politisierung nach den Honoratioren, also den Ärzten, Kaufleuten, Gastwirten, Advokaten, Großgewerbetreibenden, nachhaltig die Schicht der kleineren Handwerker, später dann der Arbeiter und Besitzlosen. Die Gründung von Arbeiterverein, Arbeiterbildungsverein (1860) und das Auftreten von ersten Sozialdemokraten 1869 sind dafür Hinweise. Doch zunächst mußten die 48er Revolutionäre ins Ausland, das ja in Konstanz nie weit weg war, und Bundestruppen besetzten die Stadt. Die 50er Jahre standen im Zeichen der politischen und ökonomischen Stagnation. Die beiden großen Projekte der ökonomischen Modernisierung und der gesellschaftlichen Modernisierung kamen bis Ende der 50er Jahre nicht mehr voran. Dann jedoch setzt eine neue Phase gesellschaftlicher und ökonomischer Dynamik ein, welche immer mehr von der städtischen Bürgerschaft selbst getragen wurde. Wichtige Eckmarken auf diesem Weg waren die Gewährung von Gewerbefreiheit (1862) und der Niederlassungsfreiheit. Gleichfalls 1862 kam endlich die Eisenbahn, damit verbunden erlebten Tourismus, Handel und Gewerbe sowie auch die Industrie einen deutlichen Aufschwung – Vorboten des großen Booms der siebziger Jahre. 1871 schließlich hatte die Stadt mit 10061 Einwohnern um 6000 mehr als sechzig Jahr zuvor.

Nationale Begeisterung erfaßte die Stadt; Sänger, Schützen, Turner, die Mitglieder des Nationalvereins, auch sie Vorboten. Diese Modernisierung verursachte auch Kosten, so wurde der liberale Bürgermeister Stromeyer im Zusammenhang mit der Abschaffung der Konfessionsschulen und dem Übergang des Spitals in die städtische Hand vom politischen Gegner mit der Exkommunizierung bestraft. Das mag zwar schmerzhaft gewesen sein, anders schmerzte die neue soziale Frage viele unbemittelte Konstanzer Familien, welche gleichfalls die Kosten der Modernisierung zu tragen hatten.

An dieser Stelle müssen einige Worte zur Kritik der Struktur dieses Buchs verwendet werden. Gert Zang ist ein Geschichte-Erzähler, der in chronologischer Folge diesen Abschnitt der Geschichte der Stadt Konstanz erzählt. Dabei kommt es immer wieder zu einer Art Rückstau des Erzählflusses, wenn sich der Erzähler ausführlicher einzelnen Aspekten widmet, etwa kulturellen Belangen, oder der differenzierten

Entwicklung des Gewerbes, oder – und das ist eine eindeutige Stärke dieses Bandes – immer wieder den Nöten und auch Freuden der einfachen Bevölkerung. Das Buch kommt ohne Zwischentitel aus, einzig Marginalien gliedern die Erzählung. Es ist so ein formal sehr altmodisches Buch geworden, und Stadtgeschichtsschreibung ließe sich sehr wohl auch anders betreiben; thematisch gegliedert, von mehreren Autoren aufbereitet etc. Dieses Buch aber ist ein Beispiel gelungener narrativer Geschichtsschreibung – und darauf vor allem kommt es an.

Dieser Band der Geschichte der Stadt Konstanz ist vom Stadler Verlag aufwendig mit zahlreichen qualitativ hochwertigen Farb- und SW-Abbildungen gestaltet worden. Der Anhang enthält einen wissenschaftlichen Apparat, das Personenregister ist leider nicht vollständig, so fehlen etliche Seiteneinträge zur Textilfirma Herosé. Auch wäre ein Literaturverzeichnis wünschenswert gewesen. *Werner Dreier*

HERBERT BERNER und REINHARD BROSIG (Hrsg.), *Singen – Junge Stadt*. (Singener Stadtgeschichte Band 3). 639 Seiten mit 263 Abb. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1994. DM 62.–

Die Singener Stadtgeschichte ist komplett. Das vom verstorbenen Nestor der Geschichtsschreibung im Hegau, Herbert Berner, initiierte und herausgegebene Werk stellt in seiner Gesamtheit ein umfassendes Kompendium zur Geschichte der Stadt dar, die sich gerne als »Ziehmutter des Hegaus« (vergleiche auch Band 1 der Singener Stadtgeschichte) bezeichnen läßt. Berner hat das Gesamtwerk über die Geschichte dieser »jungen Stadt« breit angelegt: drei Bände – auch wenn es nur halb soviel sind wie die Konstanzer Stadtgeschichte aufzuweisen hat. Was mit dem dritten Band den Singenern auf den Tisch gelegt wurde, ist in mehrfacher Hinsicht ein gewichtiges Werk: 1847 Gramm, 639 Seiten und von nicht weniger als 47 Autoren verfaßt. Der Band 3 der Singener Stadtgeschichte ist wie seine beiden Vorgänger nicht von einer Hand geschrieben – hier unterscheidet sich die Singener ganz entschieden von der Konstanzer, wo sich ein oder höchstens zwei Autoren einen Band erschrieben haben. Man kann Reinhard Brosig, der für den verstorbenen Herbert Berner den letzten Band zu Ende brachte, wohl gut nachfühlen, was die große Zahl von Autoren allein für einen organisatorischen Aufwand verursachte. Berner hat den dritten Band »thematisch und konzeptionell entscheidend« geprägt (Klappentext) und das spürt man. Der Stolz des Wahlsingeners, der das kulturelle Leben Singens und des Hegaus zur vielgerühmten Blüte gebracht hat, schimmert durch. Singen, die Industriemetropole am Hohentwiel, ist sehr facettenreich und ebenso facettenreich ist die Fülle der Beiträge, die die 47 lieferten. Natürlich tritt Herbert Berner, der zahlreiche Beiträge über die Singener Geschichte verfaßt hat, unter den Autoren ebenfalls auf: mit Aufsätzen über die Hohentwiel-Festspiele, die Zwanziger-Jahre und das »Tausendjährige Reich«, letzterer zusammen mit Brosig. Da spürt man den Fundus, den ein Archivar sich im Laufe seines Lebens schafft und aus dem er schöpfen kann.

Der thematische Bogen über diesen dritten Band der Stadtgeschichte ist weit gespannt. Berner und Brosig haben das voluminöse Werk in sieben Themenkomplexe zu gliedern versucht. Sie reichen von den »Aspekten der geschichtlichen Entwicklung«, wo renommierte Regionalhistoriker als Autoren ebenso zu finden sind wie die alten Heroen der Kommunalpolitik der Twielstadt, bis zum Bereich »Menschen gestalten, helfen und wirken mit: Vereine und Organisationen«. Das Werk versucht das quirlige Leben der Industriestadt umfassend darzustellen. Dazwischen gibt es die unterschiedlichsten Beiträge. Neben mehr statistisch angelegten Artikeln wie der allererste von Franz Kubala über die Bevölkerungsentwicklung oder der Artikel »Die Singener Schulen im Zahlenspiegel« von Reinhard Brosig und Petra Junker, reicht die Palette vom »Grün in Singen«, wo unter den Grünflächen auch Friedhöfe zu finden sind, bis zum »Bankenwesen«, von der Geschichte des Hauptzollamtes, über die des Finanzamtes, des Postamtes und der Polizei bis zu der des Amtsgerichts und der Vollzugsanstalt. Volkshochschule, Kunst in Singen, Hohentwielfest und der Fremdenverkehr finden neben vielen anderen Themen ihren Platz in diesem Band. Manche Artikel beschreiben eher die Gegenwart und vernachlässigen die Historie, wie etwa jener über den städtischen Schlachthof. Bei der großen Zahl von Autoren und Themen mußten sich zwangsläufig Unterschiede bei den einzelnen Aufsätzen einstellen. Doch es finden sich darin so hochinteressante, tiefeschürfende Abhandlungen zur (Stadt-) Geschichte Singens, auf die man/frau schon lange gewartet hat wie der 50seitige von Thomas Wittenmeier über die »Stadtplanung in Singen 1860–1980«.

So vielfältig wie die Themen sind die Autoren. Das Autorenverzeichnis liest sich über lange Strecken wie ein »Who is who« in der Welt der Beamten und Beamtinnen in Singen. Es galt die junge Stadt darzustellen und da griffen die beiden Herausgeber dort zu, wo sie der Fachfrauen und -männer am ehesten habhaft werden konnten: in den Beamtenstuben des Rathauses und anderer Ämter. Daß manchmal etwas zu »emotionslos« und für den Rezensenten zu wenig kritisch geschrieben wird, kann da schon passieren, wie beispielsweise beim Artikel über die »Neubauleitung Singen« des Landesamtes für Straßenwesen Baden-Württemberg, früher besser bekannt unter dem treffenden Namen Autobahnamt. Im Schwelgen in gebauten Autobahnkilometern und ausgegebenen Millionen findet sich mit keinem Buchstabe auch nur andeutungsweise der Aspekt Umweltschutz oder ein Hinweis auf den immensen Landschaftsverbrauch, den die Straßenbauten verursachten und den im nachhinein selbst energische Vertreter des Straßenbaus im Hegau einräumen.

Band 3 der Stadtgeschichte Singen ist kein Buch für eine entspannende Bettlektüre vor dem Einschlafen, dafür ist es schon zu schwer. Es ist ein Nachschlagewerk über das Singen der letzten fünf Jahrzehnte und als solches ergänzt es die beiden vorausgegangenen Bände, die »historischer« ausgerichtet sind, in sinnvoller Weise. Dieses Buch wird weniger den anschöneistiger Literatur Interessierten ansprechen, eher den, der sich mit Singen ernsthaft beschäftigen will, sei es beruflich oder in der Freizeit. Die fast lexikalische Fülle von Informationen wird es für alle unentbehrlich machen, die sich mit der Stadt unter dem Hohentwiel auseinandersetzen wollen.

Wolfgang Kramer

WERNER DOBRAS und ANDREAS KURZ (Hg.): *Daheim im Landkreis Lindau*. 380 S., zahlreiche Abb. Stadler Verlagsgesellschaft, Konstanz 1994. DM 58.–

Nach mehrjähriger Vorbereitungszeit erschien vor kurzem diese Darstellung des 1972 in heutiger Ausdehnung entstandenen Landkreises in Vergangenheit und Gegenwart. Gerade letztere hat für Landrat Henninger, wie er in seinem Grußwort ausführt, einen nicht zu vernachlässigenden Stellenwert.

Die Dokumentation beginnt mit der Vorstellung des Wappens des Landkreises und einem poetischen Rundgang durch die zwei durch mancherlei Verschiedenheiten geprägten Teile des Landkreises, das Westallgäu und die Bodenseeeorte, verfaßt von Kornelia Pfeiffer.

Mit wunderbaren Landschaftsbildern in leuchtenden Farben ist der Artikel des Biologen Udo Herkommer über Geologie, Biologie, Ökologie versehen. Drei weitere Beiträge zu Wald und Waldwirtschaft, zu den Aufgaben des fachlichen Naturschutzes, zu den gefährdeten Tierarten von professionell mit diesen Themenbereichen befaßten Autoren vervollständigen den naturwissenschaftlichen Abschnitt des Buches.

Den historischen Teil eröffnet er aus Weiler im Allgäu gebürtige Historiker Wolfgang Hartung, jetzt Universitätsprofessor in Duisburg, mit einem ausgezeichneten, auch für Laien verständlich geschriebenen, umfangreichen Überblick zur Geschichte des Landkreises von der Römer- bis in die Nachkriegszeit, der mit historischen Ortsansichten und Karten gut illustriert ist. Sein ebenfalls ausführlicher Artikel zur Geschichte der Gemeinden bringt neue Erkenntnisse für manche von diesen und ist für die örtlichen Heimatpfleger und sonstigen ortsgeschichtlich Interessierten sicher von großem Interesse.

Nicht Hartung, sondern der wohl Berufene, der langjährige Lindauer Stadtarchivar Werner Dobras, widmet sich der Geschichte seiner Wirkungsstätte, der Stadt Lindau, und fügt seinen Ausführungen sehenswerte historische Bilder bei. Dobras behandelt in einem weiteren Artikel auch die Nachkriegszeit, speziell die verfassungsmäßigen Veränderungen dieser Zeit in Lindau. Karl Schweizer, der sich seit längerem mit der Geschichte Lindaus im 19. und 20. Jh. befaßt, widmet sich dem Nationalsozialismus in Stadt und Landkreis Lindau und ergänzt seine Ausführungen mit zahlreichen Original-Textstellen aus Zeitungen dieser Jahre.

Nach diesem chronologischen Überblick folgt die Darstellung von Einzelthemen, wobei die Bodenseeschifffahrt, der Mailänder oder Lindauer Bote, der Lindenberger Pferdehandel und die Westallgäuer Hutindustrie wichtige und zugleich interessante Kapitel dieses Buches bilden.

Das Kulturleben wird in mehreren Artikeln abgehandelt: Zunächst die bildende Kunst und die Architektur, dann Literatur und Theater, Musik und Brauchtum sowie das kirchliche Leben. Dobras widmet sich der Kunstgeschichte des Landkreises mit Schwerpunkt in Mittelalter und Barock, Annette Pfaff-Stöhr und Carl Alfred Rohrer der Kunst der Moderne am bayerischen Bodensee sowie im oberen Landkreis. Weitere Themen sind Schriftsteller und Dichter der Region, wobei auch Verfasser heimatkundlicher Texte ihren Platz finden, die Literatur der Gegenwart, die Mundart, das Brauchtum, die Volkssagen sowie die Geschichte des Theaters.

Dem Musikleben allgemein, bzw. der Blasmusik widmen sich Herbert Gehring und Werner Burmeister. So engagiert wie letzterer beschreibt Dieter Wurm das Sportleben des Landkreises. Das evangelische und das katholische Kirchenleben sind Themen weiterer Beiträge; der Geschichte der Juden im Landkreis widmet sich ein so ausgezeichnete Kenner der Materie wie Universitätsprofessor Karl Heinz Burmeister.

Der folgende Abschnitt des Landkreisbuches behandelt Verwaltung und Recht, Bevölkerungsgeschichte und Wirtschaftsleben. Hier erscheint zunächst ein Überblick zur Wirtschaft des Wirtschaftsjournalisten Hans-Rainer Strobl, gefolgt von Firmenportraits. Wiederum Werner Dobras stellt in einzelnen Artikeln die Wirtschaftsbereiche Landwirtschaft, Handwerk, Fremdenverkehr vor.

Soziale und Bildungs- bzw. Heimatpflegeeinrichtungen bilden den Abschluß der umfassenden Dokumentation. Tilman M. Fischbach vom Staatlichen Gesundheitsamt in Lindau liefert einen Überblick über die medizinische Versorgung des Landkreises im 19. und 20. Jahrhundert, Dobras beschreibt Ärzte und Apotheker in früherer Zeit, Andreas Kurz soziale Einrichtungen, und noch einmal Werner Dobras Schulen und Schüler allgemein. Einzelne Artikel von Autoren, die mit diesen Institutionen befaßt sind bzw. waren, behandeln im speziellen die beruflichen Schulen, die Volkshochschulen und die Fachschule für Datenverarbeitung in Lindenberg. In diesem Sinne kann wohl wiederum nur Werner Dobras die Heimatmuseen sowie Archive und Bibliotheken des Landkreises in abschließenden Textbeiträgen vorstellen.

Wenn auch nur wenige Artikel mit Fußnoten versehen sind, so geben doch die Quellen- und Literaturangaben in Auswahl darüber hinausgehende Informationshinweise. Die Register erleichtern den Zugriff auf spezifische Informationen. Insgesamt stellt das Buch »Daheim im Landkreis Lindau« eine beachtenswerte Dokumentation der Region mit reichhaltigen, farbenprächtigen Illustrationen dar und wird sicher immer wieder gerne zur Hand genommen.

Gerda Leopold-Schneider

Langenargener Geschichte(n), Bd. 1–8. Langenargen: Gemeinde, 1986–1995. Zus. 1162 Seiten, mit zahlr. Ill., Dok., Tab., Diagr. – Bezug beim Kultur- und Verkehrsamt der Gemeinde Langenargen, z. H. Frau Sanktjohanser, Obere Seestr. 2/2, D–88085 Langenargen. Bd. 2 vergriffen. Preise: DM 19.– (Bd. 1, 4–7), 17.– (Bd. 3), 20.– (Bd. 8).

Von einer rührigen Langenargener Projektgruppe »Erzählte Geschichte« umgesetzt und von der Gemeindeverwaltung finanziell getragen, ist vor zehn Jahren eine Publikationsreihe »Langenargener Geschichte(n)« ins Leben getreten, die am Jahreswechsel 1995/96 mit dem achten Band ihren vorläufigen Abschluß gefunden hat. Das 120 Seiten starke erste Heft wollte einen Querschnitt durch die örtliche Zeitgeschichte bieten; die Hefte 2 bis 8 waren jeweils unter ein Rahmenthema gestellt:

Bd. 2 (1987): Oberdorf stellt sich vor. 196 S.

Bd. 3 (1988): Gemeinde am See. 123 S.

Bd. 4 (1989): Langenargen in alter Zeit. 156 S.

Bd. 5 (1990): Langenargen im Königreich Württemberg. 139 S.

Bd. 6 (1991): 500 Jahre Stiftung Spital zum Heiligen Geist. 88 S.

Bd. 7 (1993): Das Schloß Montfort. 160 S.

Bd. 8 (1995): Langenargen im 20. Jahrhundert. 180 S.

Ein im Winter 1984/85 in Langenargen durchgeführtes Seminar der Volkshochschule Bodenseekreis bildete die Initialzündung für das örtliche Projekt »Erzählte Geschichte«. Als wesentlicher Faktor für das Gelingen erwies sich auch die 1985 vorgenommene Ordnung und Verzeichnung des Gemeindearchivs. Im November 1985 trat die aus dem Volkshochschulkurs hervorgegangene Bürgerinitiative zum erstenmal an die Öffentlichkeit; schon ein Jahr später konnte sie den ersten Band ihrer Arbeitsergebnisse vorlegen.

Für die Redaktion zeichneten, jeweils von einem Redaktionsbeirat in wechselnder Besetzung unterstützt, verantwortlich: der ehemalige ZF-Pressereferent Prof. Dr. Wolfgang Fix (Bd. 1, 3–8), die örtliche Leiterin der Volkshochschule Gisela Rodinger (1, 3–6), Konrektor Karl Weber (1, 3–6) und Oberlehrer a. D. Josef Rinderer (2, 4–6); für Einzelbände wirkten Dieter Haase (2), Petra Sachs (2) und Bettina Lampart-Heinemann (7) als Redaktoren mit.

Die Konzeption der Reihe hat sich als sehr erfolgreich erwiesen. Ungewöhnlich viele Personen, die bisher nicht schreibend tätig waren, haben sich dazu bewegen lassen, persönliche Erinnerungen schriftlich niederzulegen oder sich in bisher kaum bekannte Themen einzuarbeiten und die Ergebnisse ihrer Recherchen zu veröffentlichen. Die meisten Beiträge sind für die Reihe neu geschrieben worden. Der Schlüssel zu diesem Erfolg lag offenbar im überschaubaren Rahmen der Mitarbeit: Niemand mußte sich an die aufwendige und zeitraubende Gesamtdarstellung eines Themenkomplexes wagen; zur Bearbeitung von Teilaspekten ließen sich dagegen viele Autoren gewinnen. Je nach Themenstellung waren neben schreibenden »Laien« auch Fachleute gefragt, so daß sich die Schwerpunkte stets in einem facettenreichen Bild präsentieren ließen.

Beschränkten sich die Bände 1–3 im wesentlichen auf Fragen der Zeitgeschichte, so deckten die späteren Bände neben Aspekten der »mündlichen Geschichte« auch Zeiträume ab, die nur durch Archivalien oder Sachquellen erhellt werden können. Das Themenspektrum kann hier nicht im einzelnen besprochen werden; es reicht von der Vor- und Frühgeschichte über die politische Entwicklung, die Sozial- und Wirtschafts-, Kirchen- und Schulgeschichte zur Volkskunde, Dialektentwicklung und Naturkunde. Aus den letzten 150 Jahren werden in Einzelporträts auch Firmen, örtliche Einrichtungen, Vereine und herausragende Persönlichkeiten vorgestellt.

Die Schwerpunktthemen führten teils auf einen chronologischen Gang durch die Ortsgeschichte (4, 5, 8), teils nahmen sie auf Jubiläen Bezug (Bd. 2: 50 Jahre Eingemeindung von Oberdorf, Bd. 6: 500 Jahre Spitalstiftung) oder sie griffen wichtige Sachgebiete auf (Bd. 3: Ortsprägung durch die Uferrandlage, Bd. 7: Schloß Montfort). Neben den Schwerpunktthemen kamen meist auch andere Epochen und Sachgebiete zur Sprache, so daß jeder Leser in allen Heften Beiträge finden wird, die seinen Interessen nahekommen.

Hervorzuheben sind ferner die reiche und informative Illustration der Bände mit Fotos und Reproduktionen zahlreicher Dokumente; viele Beiträge enthalten auch Schaubilder und Tabellen. Die Darstellung nimmt auf breite Leserschichten Rücksicht, bietet aber auch den Fachhistorikern ausreichende und durch

Quellenauszüge, Tabellen, Statistiken, teilweise auch durch Quellennachweise gut dokumentierte Informationen.

Man darf sicher sein, daß die meisten Aufsätze, die in den »Langenargener Geschichte(n)« von 1986 bis 1995 veröffentlicht wurden, ohne diese Reihe nicht geschrieben worden wären; gerade zur jüngeren Geschichte sind so wertvolle Zeugnisse gesichert worden. Die Gemeinde Langenargen ist damit um ein immenses, auf insgesamt 1162 Seiten niedergelegtes Wissen bereichert worden; ihre Bürger dürfen sich glücklich schätzen, ein derart vielseitiges Kaleidoskop der vergangenen und gegenwärtigen Ortsentwicklung erhalten zu haben. Mit ihren vielen Einzelbeiträgen sind die Hefte kurzweilig zu lesen und doch ist es – dank der Schwerpunktthemen – nicht schwierig, in den übersichtlich gegliederten Heften rasch Beiträge zu einer einzelnen Epoche oder zu einem wichtigen Sektor der Gemeindegeschichte zu finden. Historisches Wissen und Bewußtsein ist mit einer bisher verkauften Auflage von insgesamt über 10000 Heften in der Langenargener Bevölkerung zweifellos bedeutend vermehrt worden.

Im Januar 1990 ist das Projekt »Langenargener Geschichte(n)« vom Land Baden-Württemberg als »vorbildliche kommunale Bürgeraktion« ausgezeichnet worden. Im Januar 1996 wurde Professor Dr. Wolfgang Fix beim Neujahrsempfang der Gemeinde Langenargen als Initiator, Koordinator und ständiger Betreuer der Schriftenreihe, als erfolgreicher Werber von Autoren und Motor des Projekts mit der Ehrenmedaille in Gold der Gemeinde geehrt. Diese Auszeichnung für ein »großartiges Beispiel kulturgeschichtlicher Arbeit« war in hohem Maße verdient; sie ehrt zugleich die vielen bisherigen Mitwirkenden.

Was die von historischen »Laien« ins Leben gerufene und getragene Schriftenreihe auch weit über den Raum Langenargen hinaus empfiehlt, ist, um es noch einmal zu betonen, ihre erfolgreiche Konzeption: das Stecken kleiner, bald erreichbarer Ziele, das dann Mut gemacht hat zur Fortsetzung über Jahre hinweg. So darf man die Langenargener Geschichte(n) anderen und jüngeren Geschichtsiniciativen als ein praktikables Beispiel zur Sicherung, Verbreitung und Forcierung der orts- und regionalgeschichtlichen Arbeit empfehlen.

Georg Wieland

Immenstaad. Geschichte einer Seegemeinde. Hrsg. v. EVELINE SCHULZ, ELMAR L. KUHN und WOLFGANG TROGUS. 488 Seiten. Stadler Verlagsgesellschaft, Konstanz 1995. DM 59.–

Zur 900. Wiederkehr der ersten Erwähnung des Ortes »Imminstade« haben Eveline Schulz, Elmar L. Kuhn und Wolfgang Trogus im Auftrag der Gemeinde eine fast 500 Seiten starke, reich bebilderte Geschichte dieser Seegemeinde herausgegeben. Dreierlei beeindruckt den Rezensenten von der Schweizer Seite des Bodensees. Das Erste: der Tatbestand an sich. Es gibt bei uns auch solche Jubiläen, aber nur Romanshorn hat etwas Vergleichbares zur Erhellung seiner Geschichte zustandegebracht. Das Zweite: Ein in Immenstaad lebender Mundartdichter und Schriftsteller ist eingeladen worden, den ersten Beitrag (»Annäherungen an eine Seeheimat«) zu verfassen! Das Dritte: die stolze Liste der Autorinnen und Autoren der Sachbeiträge; viele von ihnen sind dem Verfasser dieser Besprechung von größeren Publikationen oder auch von Beiträgen in den schönen und reichhaltigen Jahrbüchern des Bodenseekreises bekannt.

Die gut dreißig Beiträge umfassen Natur und Kultur von der Steinzeit bis zur Gegenwart. Und es hat keinen darunter, der sich mit allgemeinen oder oberflächlichen Informationen behilft, sondern alle beruhen auf eingehender Erforschung des Quellenmaterials und Auswertung der Literatur. Eine Auswahl der letzteren hat Wolfgang Trogus für diese Ortsgeschichte zusammengestellt. Er war es auch, der vor zwanzig Jahren das Hofgut »ad Imminstade« im Traditionencodex des Klosters Weingarten entdeckt hat.

Wer sucht, der findet in diesem Werk viel Interessantes, auch Ungewöhnliches und Amüsantes, sei es über das Bodenseewetter (und natürlich auch über das legendäre »Immenstaader Wetter«: Nicht Sonne, nicht Regen ...!), über Leben und Arbeiten (... das Immenstaader Trio »Kurgäsch, Epfel und Dornier«!), über den Schutz des Uferbereichs und die Schiffsanierung, die Auswanderungen, und selbstverständlich sind die »klassischen« orts- und regionalgeschichtlichen Themen abgehandelt, von der Geologie und der Archäologie über die Dorfverfassung der frühen Neuzeit und die Herren von Helmsdorf (dies zwei besonders gewichtige Aufsätze) bis zur Zeit des Nationalsozialismus und danach.

Das Kapitel über die Jahre 1933 bis 1948 ist von bemerkenswerter Offenheit und steckt voll interessanter Details. Dasselbe gilt von der Darstellung der Entwicklung des Technologiekonzerns Dornier. Und selbst die Theaterforschung kommt zu ihrem Recht, gab es doch über etwa 130 Jahre hinweg eine Theatergesellschaft in Immenstaad!

Eine Kurzbeschreibung der noch bestehenden Vereine und Verbände sowie Listen der wichtigsten Amtspersonen seit dem Spätmittelalter, Bild- und Autorennachweise und ein ausführliches Register der Orts- und Personennamen beschließen den stattlichen Band, zu dem man Gemeinde, Region und auch das federführende Kreisarchiv nur beglückwünschen kann.

Hans-Ulrich Wepfer

Zwischen Wallfahrt, Armut und Liberalismus. Die Ortsgeschichte von Engelswies in dörflichen Selbstzeugnissen. Bearb. von EDWIN ERNST WEBER, hrsg. vom Landkreis Sigmaringen in Verbindung mit der Gemeinde Inzigkofen (Heimatkundliche Schriftenreihe des Landkreises Sigmaringen Bd. 3) 174 Seiten. Selbstverlag des Landkreises Sigmaringen 1994. DM 20.–

Engelswies, ein Dorf auf der Schwäbischen Alb, feierte 1993 sein 1200jähriges Jubiläum. Aus solchen und ähnlichen Anlässen sind in den letzten Jahren heimatkundliche Ortsgeschichten nur so aus dem Boden geschossen, so daß es manchemal schwerfällt, herausragende Besonderheiten zu entdecken. Anders ist es mit diesem sorgfältig gestalteten Buch aus der heimatkundlichen Schriftenreihe des Landkreises Sigmaringen. Hier berichten Chronisten und Zeitzeugen aus dem 18. bis 20. Jahrhundert von historischen Gegebenheiten aus dem bis in die 60er Jahre unseres Jahrhunderts landwirtschaftlich geprägten Dorf. Ihre persönlichen Schilderungen, verbunden mit Privatfotos und Bildpostkarten aus einer reichen Fotosammlung erzählen anschaulich von bäuerlicher Armut und Wohlstand, von Wirtschaftsweise und Feierstunden und von den tiefgreifenden Umbrüchen, die das Dorf im Nationalsozialismus und in der Industrialisierungsphase nach dem Zweiten Weltkrieg grundlegend veränderten.

Den Anfang der zeitgenössischen Werke macht der Pfarrvikar J. G. Brendle. Er schilderte 1717 unter Zuhilfenahme älterer Quellen die legendenhafte Entstehung der Engelswieser Doppelwallfahrt zur Schmerzhafte Muttergottes und zur hl. Jungfrau Verena sowie die seit Beginn des 16. Jahrhunderts am Gnadenort registrierten Wunderheilungen aller möglichen körperlichen Gebrechen. Seine ganz in barocker Frömmigkeit verhaftete Schilderung kann über die lokalen Erkenntnisse zur Engelswieser Wallfahrt hinaus wertvolle Hinweise zur Frömmigkeits- und auch Medizin- und Körpergeschichte der Frühen Neuzeit geben.

Danach folgen einige kurze Beiträge zur Ortschronik aus den Jahren 1865/66, die vom damaligen Bürgermeister des Ortes, E. Bücheler verfaßt wurden. Neben einzelnen Ereignissen aus der Dorfgeschichte zur Zeit der Koalitionskriege bietet dieser Text Einblick in die Haltung der Bevölkerung zum Wechsel der Landesherrschaft. Die vormals österreichische Gemeinde kam 1805 zuerst an Württemberg, fünf Jahre später wurde sie an Baden abgetreten. Dem Vater des Chronisten Bücheler zufolge war die *Losreißung vom Kaiser und Reich ein Donnerschlag, und an Württemberg wollten sie gar nicht kommen. Lieber noch wurden sie badisch.*

Den dritten und sehr persönlich gehaltenen Bericht liefert der 1897 im Ort geborene Landmaschinenhändler und Kleinbauer A. Gitschier. Dieses seltene Selbstzeugnis aus dem kleinbürgerlichen bzw. kleinbäuerlichen Milieu erzählt anschaulich von Alltag, Arbeit und Leben zu Beginn unseres Jahrhunderts. So erfahren wir über die Arbeitsteilung von Frauen und Männern auf dem Dorf zum Beispiel, daß Großmutter, Mutter und der damals vierjährige Chronist mit einem hölzernen Kuhflug den Acker bestellten, während der Vater zuhause als Wagner arbeitete. Hader und Groll zwischen verschiedenen, alteingesessenen Familien thematisierte der Autor ebenso wie Formen dörflicher politischer Mitbestimmung, Gesindelöhne und Ernteerträge vor der Einführung des Kunstdüngers.

Die letzten im Band aufgenommenen *Erinnerungen* schrieb der Lehrer und Heimatforscher A. Teufel. Die 1990 bis 1993 verfaßte Schilderung seiner Kindheit ist in räumlich und zeitlich größerer Entfernung als die anderen Texte geschrieben, da Teufel als Student Engelswies verließ. Besonders eindringlich ist hier der Abschnitt über Armut im Dorf, in dem Teufel u. a. von einer *Böiin nach Tuttingen* erzählt, die wöchentlich mit einem Hundekarren zum Bahnhof lief und mit dem Zug nach Tuttingen fuhr, um dort von der Dorfbewohner bestellt Waren einzukaufen.

Die recht kurzen zeitgenössischen Berichte – keiner ist länger als 20 Seiten – werden durch zwei Aufsätze über die Engelswieser Geschichte eingeleitet. Sie beleuchten die *Geschichte unseres Dorfes Engelswies von den Anfängen bis zum 16. Jahrhundert* (Wolf Gerhard Frenkel) und die *Veränderungen des Dorfes vom Wallfahrtsdorf zum Industriestandort* (Edwin Ernst Weber) vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Dem Anspruch des Bearbeiters E. E. Weber folgend, daß die *schriftlichen und bildlichen Selbstzeugnisse eine über Engelswies hinausreichende Relevanz und Aussagekraft beanspruchen dürfen*, wurden die Quellentexte sorgfältig ediert und mit einführenden Erläuterungen über Autor und Werk versehen. Weber versucht so bewußt, die von ihm mehrfach betonte und auch beklagte Subjektivität der edierten Quellen zu korrigieren und zu relativieren. Ich fand es ein wenig schade, daß E. E. Weber als Bearbeiter in seinen Erläuterungen so sehr relativierend eingriff und in wiederholten Hinweisen die Einseitigkeit und Parteilichkeit gerade des so farbigen Berichts A. Gitschiers meinte glätten zu müssen. Hätte das Buch *Ortsgeschichten* versammelt, anstatt die *Ortsgeschichte* zu repräsentieren, wäre die subjektive Färbung der Texte vielleicht mehr als Gewinn denn als Mangel wahrgenommen worden. Weist doch gerade die Edition solcher zeitgenössischen Chroniken über die »bloße« Dorfgeschichte hinaus und präsentiert allen lokal- und heimatgeschichtlich Interessierten eine reiche Quellensammlung.

Gesa Ingendahl

CAROLA BUCHWALD, SONJA KLUG, CHRISTIANE RUDOLF, SABINE RÜCKERT, MARIA GAETANA TARALLO, ANJA WURZ und ARNULF MOSER, *Die Reichenau im Sommer 1945. Erholung für KZ-Häftlinge aus Dachau. Evakuierung der Einwohner* (Herausgeber: Förderkreis Heimatmuseum Reichenau e. V.). 109 Seiten. Hartung-Gorre Verlag, Konstanz 1994. DM 14.80

ARNULF MOSER, *Die andere Mainau 1945. Paradies für befreite KZ-Häftlinge*. 136 Seiten. Universitätsverlag Konstanz, Konstanz 1995. DM 22.80

Die Bodenseeeinseln Mainau und Reichenau stehen schon lange im Blickfeld des Konstanzer Historikers und Geschichtslehrers Dr. Arnulf Moser. Dabei arbeitete er vor allem die Episoden in der Geschichte der Inseln auf, die bei ihrer Selbstdarstellung oder Vermarktung bisher verschwiegen worden waren. Schon 1980 stellte er »Das französische Befreiungskomitee auf der Insel Mainau und das Ende der deutsch-französischen Collaboration 1944/45« dar (Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1980 – Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen Band XXV). Über die Rolle beider Inseln in den ersten Nachkriegsmonaten veröffentlichte Moser zuerst einen Aufsatz in der Zeitschrift ALLMENDE (»Inseln der Glückseligkeit. Die Reichenau und die Mainau als Erholungsorte für französische KZ-Häftlinge 1945« in ALLMENDE Nr. 38/39, 13. Jahrgang 1993 S. 203–215). Und schließlich liegen jetzt zwei separate Monographien unterschiedlichen Charakters vor.

Die Evakuierung der Reichenau und ihre Verwendung für die Erholung befreiter französischer KZ-Häftlinge erforschte Moser mit einer Gruppe von sechs Schülerinnen. Er vermochte diese jungen Menschen, darunter drei Reichenauerinnen, in einem Leistungskurs des Faches Französisch für die Geschichte der Besetzung Frankreichs im Zweiten Weltkrieg, für die Kollaboration, Résistance und die französische Besatzungszeit von 1945 an zu begeistern. Dargestellt werden in der daraus resultierenden Veröffentlichung der Kriegsverlauf in Südwestdeutschland, die letzten Tage und Wochen auf der Reichenau vor der Besetzung, die Besetzung selbst, die Evakuierung der Grenzgebiete am Hochrhein und die Evakuierung der Insel selbst, die Ankunft der befreiten französischen Deportierten aus dem KZ Dachau auf der Reichenau, ihr Leben auf der Insel und die Einstellungen der beiden Menschengruppen zueinander, der Reichenauer und der Franzosen.

Die Darstellung ist plastisch und mit vielen konkreten Details angereichert, im Anhang werden wichtige Quellen abgedruckt sowie die benutzten Quellen und die Literatur genannt; außer auf veröffentlichtes Material stützen sich die Autorinnen vor allem auf Akten aus dem Gemeindearchiv Reichenau, dem Katholischen Pfarramt Reichenau, dem Stadtarchiv Konstanz, verschiedenen Archiven in Paris sowie auf Befragungen von Zeitzeugen. Das kleine Buch ist ein schönes Beispiel dafür, wie ein professioneller Historiker und junge Menschen mit Neugier und Unbefangenheit zusammen bei einem klar umrissenen und begrenzten Thema ein Standardwerk schaffen können.

Mit der Insel Mainau befaßte sich Arnulf Moser noch einmal separat und verfaßte ein handliches Buch über die Funktion der Mainau als »Paradies für befreite KZ-Häftlinge« (so der Untertitel). In der langen Geschichte der Mainau als Parklandschaft sind die Jahre zwischen 1943 und 1946 eine ungewöhnliche Unterbrechung. Im Sommer 1943 wurde die Mainau an die OT (die »Organisation Todt«, die bautechnische Organisation des Rüstungsministeriums) verpachtet, um auf ihr Erholungseinrichtungen zu schaffen. Im Oktober 1944 wurde sie vom Auswärtigen Amt den französischen Kollaborateuren um den Parteiführer Jaques Doriot als Aufenthaltsort zugewiesen. Nach dem Tod Doriots und der Flucht der übrigen französischen Kollaborateure von der Mainau im April 1945 wurde auf der Insel ein Reservelazarett eingerichtet. Am 17. Mai 1945 schließlich requirierte die französische Armee die Mainau und die Reichenau für die Unterbringung von KZ-Häftlingen aus Dachau, die vor allem wegen der dort grassierenden Typhus-Epidemie nicht direkt nach Frankreich zurückkehren konnten oder durften. Moser schildert im einzelnen die Transporte von Dachau zur Mainau, die Pflege und Betreuung der kranken und schwachen Männer und die Besuche französischer und schweizer Offiziere. Das Krankenhaus auf der Reichenau wurde am 15. 9. 1945 aufgelöst. Die Verwendung der Insel für unterschiedliche Zwecke zwischen 1943 und 1945 hatte ein Nachspiel: der Besitzer der Mainau, damals noch Prinz Wilhelm, der Vater von Lennart Bernadotte, und schließlich Lennart Bernadotte selbst kämpften um eine Entschädigung für die Diebstähle und Zerstörungen ihres Eigentums – und erhielten im November 1948, nach der Währungsreform, von den Franzosen den hohen Entschädigungsbetrag von über 300000 DM.

Heute erinnert fast nichts mehr an die turbulenten Jahre von 1943 bis 1946 auf der Mainau, außer dem verdienstvollen Buch Arnulf Mosers, das in seinen Urteilen bemüht ist, die Verantwortlichkeiten gerecht abzuwägen. Die Geschichte wird anschaulich erzählt, ist reich illustriert und wird ausführlich belegt, hauptsächlich durch Quellen aus französischen Archiven und Berichte ehemaliger Häftlinge.

PS: Die Baracken von der Mainau erfüllen übrigens bis heute ihren Dienst, wie Arnulf Moser erst jetzt eruieren konnte. Die Holzhäuser waren von der OT aus Belgien auf die Insel gebracht worden, nahmen zunächst Russen und Ukrainer auf, dann die französischen Kollaborateure, im Sommer 1945 die ehemaligen Dachauer KZler, von 1946 an nahmen sie Teilnehmer von Tagungen des CVJM/YMCA auf der Insel auf, und wurden 1951 von der Stadt Stockach gekauft. In Stockach dienten sie zur Aufnahme von Flüchtlin-

gen, als Behelfswohnungen und in jüngster Zeit als Asylbewerberheime. Erst Ende 1995 sollten sie endgültig abgerissen werden, wie Arnulf Moser im SÜDKURIER mitteilte (SÜDKURIER vom 21. 11. 1995).

Oswald Burger

Die archivalischen Quellen. Eine Einführung in ihre Benutzung. Hrsg. von FRIEDRICH BECK und ECKART HENNING. (Veröffentlichungen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs Bd. 29). 298 Seiten. Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar 2. Aufl. 1994. DM 38.–

Die von Friedrich Beck, dem langjährigen Leiter des Brandenburgischen Landeshauptarchivs in Potsdam, und Eckhart Henning, dem Direktor des Archivs der Max-Planck-Gesellschaft in Berlin, herausgegebene Einführung in die archivalischen Quellen und ihre Benutzung erinnert von der Konzeption her an Ahasver von Brandts »Werkzeug des Historikers«. Verglichen mit diesem bis heute unübertroffenen Vademecum jedes Geschichtsstudenten bietet der vorliegende Band den hilfswissenschaftlichen Stoff detaillierter und systematischer und weist zudem eine reiche Illustrierung auf, wenngleich man sich bei den Photos – etwa von Urkunden – hin und wieder eine ausführlichere Kommentierung gewünscht hätte. Der Autorenkreis entstammt im wesentlichen der Potsdamer Archivlandschaft, so daß das Buch auch als eine Bilanz der hilfswissenschaftlichen Forschung in der ehemaligen DDR zu verstehen ist, wie Friedrich Beck selbst im Vorwort programmatisch erklärt (S. 11). Dies hat nebenbei bemerkt auch zur Folge, daß die angeführten Quellenbeispiele überwiegend ostdeutschen Archiven entnommen sind. In insgesamt 14 Beiträgen werden Diplomatik (Josef Hartmann), Aktenkunde (Gerhard Schmid, Josef Hartmann, Irmtraut Schmid, Eckart Henning), Karten und Pläne (Herbert Ewe), audiovisuelle und elektronische Datenträger (Botho Brachmann) sowie Paläographie (Ilka Hebig, Friedrich Beck), Sphragistik (Dieter Hebig), Heraldik (Waldemar Schupp), Chronologie (Josef Hartmann) und Namenforschung (Hans Walther) behandelt. Lediglich der Beitrag über Münzen, Maße und Gewichte von Fritz Bönisch und Reinhold Zilch ist zu knapp ausgefallen. Eine nützliche, von Regina Rousavy besorgte Zusammenstellung der wichtigsten Literatur zu den historischen Hilfswissenschaften, zur Quellenkunde und zum Archivwesen beschließt den Band, der in keiner Archivbibliothek fehlen sollte.

Wolfgang Dobras

Quellen zur südwestdeutschen Geschichte in Archiven der Tschechischen Republik. Kolloquium am 18. u. 19. März 1993 in Ochsenhausen. Hrsg. von VOLKER RÖDEL. (Werkhefte der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg: Serie A; Heft 5). 164 Seiten. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1995. DM 20.–

Der epochale Umbruch des Jahres 1989 bedeutete für die Historiker nicht zuletzt die Öffnung wichtiger, vorher meist gar nicht oder nur schwer zugänglicher, osteuropäischer Archive. Um diese für die Geschichtsforschung neuen Perspektiven zu nutzen, ist es seitdem zu vielfachen Kontakten zwischen osteuropäischen Historikern und Archivaren und ihren deutschen Kollegen gekommen. Eine erfreuliche Frucht dieser Zusammenarbeit stellt der vorliegende, von Volker Rödel herausgegebene Band dar. Er enthält die Beiträge von acht tschechischen Archivarinnen und Archivaren, die anlässlich eines 1993 von der baden-württembergischen Archivverwaltung in Ochsenhausen veranstalteten Kolloquiums über Quellen zur südwestdeutschen Geschichte in Archiven ihres Landes referierten. Bei diesen Quellen handelt es sich meist um Bestände von ursprünglich in Süddeutschland ansässigen Adelsfamilien, die im 18. und 19. Jahrhundert mit der Verlagerung ihres Besitz- oder Interessenschwerpunkts nach Böhmen oder Mähren auch ihre Archive dorthin brachten bzw. im Gefolge der französischen Revolution flüchteten.

Von den in dem Band genannten Quellen zur Geschichte des Bodenseeraumes seien im folgenden nur einige wenige und – voraussichtlich – ergiebige Provenienzen herausgegriffen. So macht Jiří Ulovec auf das Archiv der Grafen Sternberg-Manderscheid im Archiv des Nationalmuseums Prag aufmerksam (S. 60f.): Es enthält Archivalien über die ehemaligen Reichsabteien Weißenau und Schussenried, mit denen die Grafen 1802 entschädigt worden waren. In dem Beitrag von Vladimír Bystrický über die Zweigstelle Klattau des Staatlichen Gebietsarchivs Pilsen findet man den Hinweis auf ein Urkundenkopier der Grafschaft Eglofs vom Jahre 1474 (S. 79), welches unter den Archivalien der Fürsten von Windischgrätz eingeordnet ist, die Eglofs 1804 erworben und zusammen mit der Herrschaft Siggen zum »Reichsfürstentum Windischgrätz« erhoben hatten. Umfangreiche Archivalien zur Geschichte der nach dem Reichsdeputationshauptschluß an die Fürsten von Dietrichstein gekommenen Reichsherrschaft Neuravensburg führt Anna Čoupková auf (S. 115–117): sie lagern heute im Mährischen Landesarchiv Brünn. Die von Jitka Balatková und Antonín Roubic in ihrem Bericht über die Zweigstelle Janowitz des Landesarchivs Troppau genannten 16 Urkunden im Familienarchiv Montfort sind der Forschung dank der verdienstvollen Arbeit von Ivan Hlaváček und Zdeňka Hledíková, »Nichtbohemikale mittelalterliche Originalurkunden in den böhmischen Ländern«, Köln / Wien 1977 bereits weitgehend bekannt. Insgesamt gesehen kann der Band gleichsam als Führer zur Nutzung der – dem Forscher sicherlich noch die eine oder andere Entdeckung bietenden – tschechischen Archive dienen.

Wolfgang Dobras

AGATHE KAISER, ERICH DIETER LINDER, *Familiengeschichte und Wappenkunde. Ein Wegweiser zur Genealogie und Heraldik*. 151 S., 16 Farbtlfn., 112 Abb. Battenberg Verlag, Augsburg 1994. DM 38.–

Familienforschung scheint auch in unserer schnelllebigen, eher auf den Tag fixierten Zeit nichts von ihrer Faszination verloren zu haben. Diejenigen Mitglieder unseres Vereins, die sich mit der interessanten, aber in der Praxis oft mühsamen Erforschung der Geschichte ihrer eigenen Familie befassen wollen, seien auf diese vielseitige und gründliche Publikation aufmerksam gemacht. Agathe Kaisers und Erich Linders Gemeinschaftsarbeit wird dem im Vorwort erhobenen Anspruch, *Wegweiser für die genealogische Spurensuche* zu sein, in jeder Beziehung gerecht.

Die Grundidee des Buches ist überzeugend: Genealogie und Wappenkunde, zwei an sich verschiedene Themenbereiche, werden verständlich und lesbar präsentiert und es werden ihre gegenseitigen Berührungspunkte dargestellt. Besonders verdienstvoll ist, daß hier erstmals *Der Einsatz von Computern in der Genealogie* in Wort und Bild behandelt wird. Aber nicht allein darin liegt der Wert dieses Werks; jedem der drei Kapitel ist ein umfangreiches gut gegliedertes Verzeichnis einschlägiger Literatur angeschlossen: Standardwerke, Veröffentlichungen zu den einzelnen Sachgebieten und Themen, Zeitschriften, ferner die Anschriften von Institutionen, Archiven und Vereinen. Die Ausstattung mit Bild- und anderem Anschauungsmaterial ist vorzüglich. Das ausführliche Inhaltsverzeichnis erlaubt es, rasch ein bestimmtes Sachgebiet oder Einzelthema aufzufinden.

Das Kapitel Genealogie enthält eine gute *Einführung in das genealogische Arbeiten*: Beginnend mit der genealogischen Methodik und dem Erfassen und Sammeln von Personendaten wird der Leser zu deren graphischer und schriftlicher Darstellung geführt. Die Zweckmäßigkeit der Publikation der Forschungsergebnisse wird begründet. Kirchenbücher, Leichenpredigten, Personenstands- und Einwohnermelderegister u. a. mehr werden als *Quellen der Genealogie* aufgezählt und beschrieben. Sehr deutlich verlangt wird die unbedingte Kenntnis bzw. das Erlernen der deutschen Schrift. Auch der gefürchtete »Tote Punkt« bei Forschungsarbeiten ist erwähnt. Ratschläge zu seiner Überwindung werden gegeben. In Details, etwa in praktischen Hinweisen für die Arbeit in Archiven, zeigt sich die große Erfahrung der beiden Autoren.

Mit den neuartigen Möglichkeiten, die ein PC, ein »persönlicher Computer«, bei der Familienforschung eröffnet, beschäftigt sich ein eigenes Kapitel. Aus der Vielzahl der auf dem Markt angebotenen Programme werden acht ausführlich vorgestellt, eingehend untersucht und sehr kritisch bewertet. Reichliches Abbildungsmaterial unterstützt die Beschreibungen. Auch das Thema Mailboxen wird angesprochen. Die Vorteile gegenüber der herkömmlichen, am Papier orientierten Aufzeichnungsmethode sind offenkundig: Ergänzungen und Korrekturen sind jederzeit und ohne großen Aufwand möglich, eine Auswertung der Daten läßt sich rascher und nach mehr Fragestellungen durchführen. Einige der vorgestellten Programme sind außerdem in der Lage, graphisch ansprechende Ahnentafeln zu Papier zu bringen.

Daß bei familienkundlichen Arbeiten Kenntnisse in Wappenkunde sehr nützlich sein können, merkt man beim Studium von Urkunden und Dokumenten, vor allem von alter Korrespondenz. Auch in bürgerlichen Familien verschloß oder untersiegelte man schon vor einigen hundert Jahren Schriftstücke durch Lack-siegel, die ein Wappen zeigten. Zurecht stellt deshalb der Verfasser des Kapitels Wappenkunde fest: »Die Wappenkunde vermag Vermutungen und Forschungsergebnisse zu bestätigen oder zu verwerfen.« Zum näheren Verständnis dieser Art von Persönlichkeitszeichen wird eine umfassende und gründliche Einführung in das Wappenwesen geboten, mittels derer sich der Leser über diese historische Hilfswissenschaft genau zu informieren vermag. Auch das Thema *Hausmarken* ist in Wort und Bild behandelt – eine heraldische Ausdrucksform, der man bei Forschungsarbeiten immer wieder begegnet.

Ausführlich werden dann die Schwierigkeiten geschildert, die auftreten, wenn man ein unbekanntes Wappen identifizieren will: »Von den Abermillionen Wappen ist nur ein Bruchteil in Büchern veröffentlicht oder in Wappenrollen registriert, meist handelt es sich dabei um die Wappen adeliger Geschlechter.« Es folgen Hinweise, wo sich das Wappen einer bestimmten Familie finden läßt – sofern es ein solches gibt: Gegenständige Quellen, z. B. Familienschmuck, Siegelringe, in seltenen Fällen noch erhaltene Grabsteine; schriftliche Quellen, z. B. Familiendokumente mit Siegelabdrücken, alte Familienchroniken; heraldische Sekundärliteratur, z. B. der »Neue Siebmacher«, regionale Wappenbücher. Schließlich wird ein Thema, das immer wieder interessiert, eingehend beschrieben: Die Schaffung eines eigenen Familienwappens – Beweggründe, Ratschläge und Verfahren.

Mit diesem Werk haben die beiden Autoren ein sehr brauchbares Handbuch zur Einführung in die beiden Titelthemen geschaffen. In allen drei Kapiteln findet der Leser wertvolle Hilfen nicht nur durch den Text, sondern auch in den Bildern und graphischen Darstellungen, dazu in den reichhaltigen Literaturangaben. Das Kapitel Genealogie sollte der Anfänger nicht nur vor Beginn, sondern ebenso mit dem Fortschreiten seiner Forschungsarbeit gründlich konsultieren. Aber auch der schon erfahrenere Familienkundler wird mancherlei Anregung erfahren. Das sehr sorgfältig bearbeitete Register über Sachbegriffe, geographische Begriffe und Personen macht das Buch zudem zu einem nützlichen Nachschlagewerk. Alles in allem verdient der Kaiser-Linder'sche Wegweiser das Prädikat »sehr empfehlenswert«.

Walther P. Liesching

Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung

Ehrenmitglieder

Hofrat Dr. Arnulf Benzer, Bregenz
Msgr. Prof. Dr. Dr. h. c. Dr. h. c. Johannes Duft, St. Gallen

Vorstand

- Präsident: Markus Huber, Dipl. nat., Konservator der naturkundl. Abteilung des Museums zu Allerheiligen, CH-8200 Schaffhausen
- Vizepräsidentin: Reinhild Kappes, Stadtarchivarin, August-Ruf-Straße 7, D-78224 Singen
- Schriftführer: Lic. phil. Arthur Brunhart, Chefredakteur des Hist. Lexikons für das Fürstentum Liechtenstein, Messinastr. 5, FL-9495 Triesen
- Schatzmeister: Eduard Hindelang, Museumsleiter, Lindauer Straße 28, D-88085 Langenargen
- Schriftleiter
des Jahresheftes: Dr. Peter Eitel, Stadtarchivdirektor, Stadtarchiv, Kuppelnaustraße 7, D-88212 Ravensburg
Ursula Reck, Studiendirektorin a. D., Allgäuer Straße 14, D-88045 Friedrichshafen
- Beisitzer: Lic. Guntram Brummer, Kulturreferent, Kulturamt, D-88662 Überlingen
Jens Krose, Geschäftsführer der Johannes Kaufmann GmbH, Malerecke 14, D-88085 Langenargen
Prof. Dr. Helmut Maurer, Stadtarchivdirektor, Stadtarchiv, Benediktinerplatz 5, D-78467 Konstanz
Univ.-Doz. Dr. Alois Niederstätter, Vorarlberger Landesarchiv, Kirchstraße 28, A-6900 Bregenz
Mag. Dr. Wolfgang Scheffknecht, AHS-Lehrer, Jahnstraße 3, A-6890 Lustenau
Dr. August Schläfli, Leiter des Naturmuseums des Kantons Thurgau, Luzerner Haus, Freiestraße 24, CH-8500 Frauenfeld
Dr. Stefan Sonderegger, Bearbeiter des St. Galler Urkundenbuchs, Stadthaus, Gallusstraße 14, CH-9000 St. Gallen
Dr. Hans-Ulrich Wepfer, Seminarlehrer, Seeweg 3, CH-8280 Kreuzlingen
Dr. Ernst Ziegler, Stadtarchivar, Stadtarchiv (Vadiana), Notkerstraße 22, CH-9000 St. Gallen

Redaktionsausschuß

Lic. Guntram Brummer, Überlingen
Dr. Alois Niederstätter, Bregenz
Dr. Ernst Ziegler, St. Gallen

Geschäftsstellen des Vereins und Mitgliedsbeitrag

Für Deutschland: Stadtarchiv, Benediktinerplatz 5, D-78467 Konstanz
Postscheckkonto Stuttgart Nr. 10766-709 (BLZ 600 100 70) und
Kreissparkasse Friedrichshafen, Konto Nr. 112 943 (BLZ 651 500 40)
Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: DM 30.–
für Kollektivmitglieder: DM 35.–
für Schüler und Studenten: DM 15.–

Für die Schweiz
und das Fürstentum Liechtenstein: Verein für Geschichte des Bodensees, Stiftung Seemuseum, Seeweg 3,
Postfach 111, CH-8280 Kreuzlingen 2
Schweizerische Kreditanstalt, Kreuzlingen
Konto Nr. 130 050-60
Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: SFr. 30.–
für Kollektivmitglieder: SFr. 35.–
für Schüler und Studenten: SFr. 15.–

Für Österreich: Vorarlberger Landesarchiv, Kirchstraße 28, A-6900 Bregenz
Hypothenbank Bregenz, Konto Nr. 11 887 112 (BLZ 580 00)
Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: öS 210.–
für Kollektivmitglieder: öS 225.–
für Schüler und Studenten: öS 90.–

Manuskripte

deren Veröffentlichung gewünscht wird, sind zu richten an einen der beiden Schriftleiter. Die Einreichung muß in sauberer Maschinenschrift (wenn möglich mit Diskette) erfolgen. Die Richtlinien für die Textgestaltung können bei einem der beiden Schriftleiter angefordert werden. Wird der Beitrag angenommen und im Jahreshaft publiziert, hat der Autor Anspruch auf 30 Sonderdrucke. Durch den Autor verursachte Druckkorrekturen gehen zu dessen Lasten. Für den Inhalt seines Beitrags ist der Verfasser verantwortlich.

Frühere Jahrgänge

der Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung (früher als Heft 69/1950 und die Hefte 66/1939, 94/1976; 95/1977, 99/100/1981/82) werden dringend für öffentliche Bibliotheken benötigt. Der Verein bittet darum, ihm solche zu überlassen. Die Anschrift des Schriftenlagers (betreut von Frau Ursula Reck) lautet: Verein für Geschichte des Bodensees u. s. U. – Schriftenlager – Katharinenstraße 55, D-88045 Friedrichshafen

Sendungen

an die Vereinsbibliothek sind ausschließlich zu richten an die Bibliothek des Bodenseege-
schichtsvereins (Bodensee-Bibliothek), Katharinenstraße 55, D-88045 Friedrichshafen. Dieje-
nigen unserer Mitglieder, die Arbeiten über das Bodenseegebiet in anderen Zeitschriften veröf-
fentlichen, bitten wir, der Vereinsbibliothek jeweils einen Sonderdruck zur Verfügung zu stel-
len.

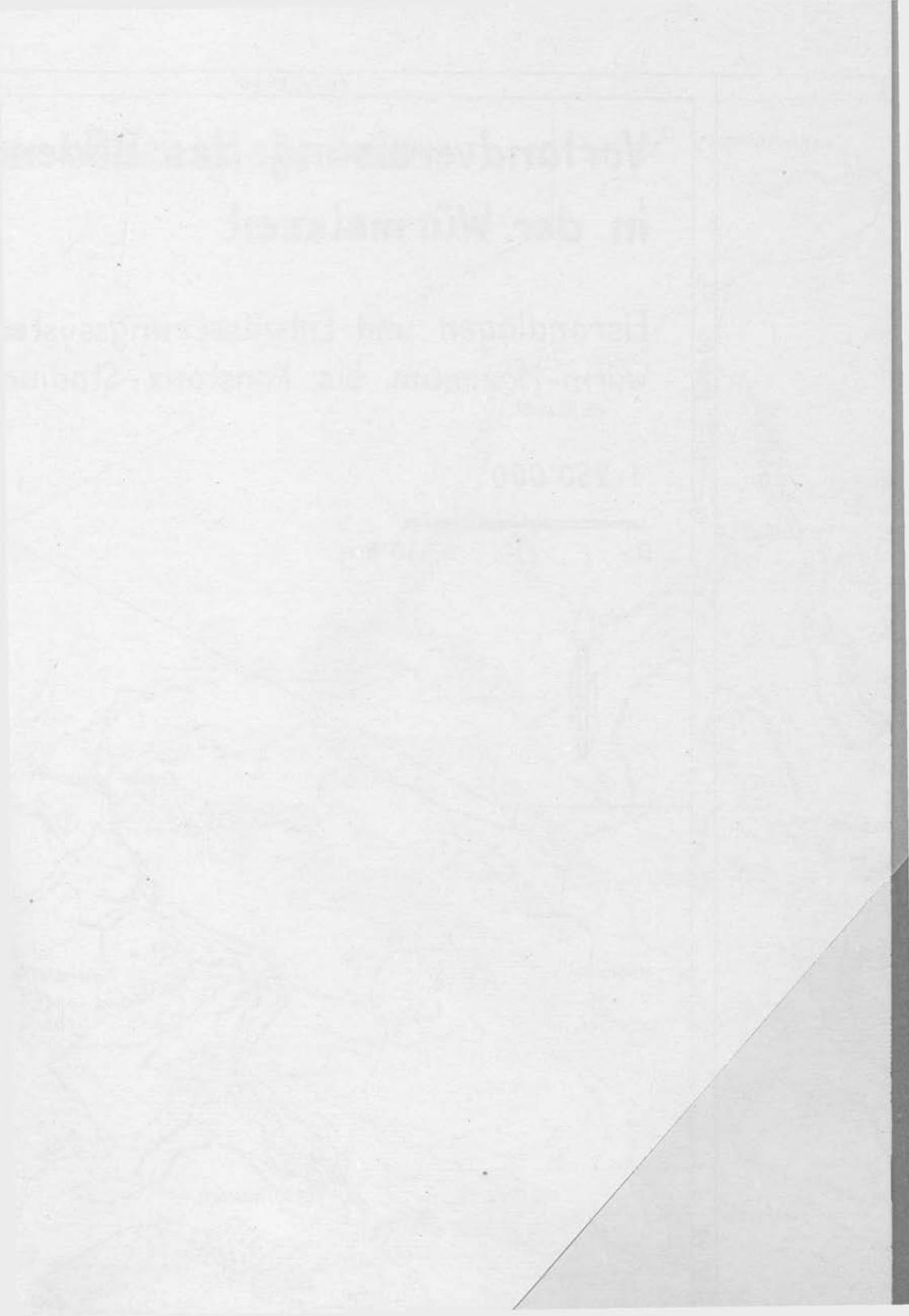
Bodensee-Bibliothek

Katharinenstraße 55, D-88045 Friedrichshafen, Tel. 07541/31408

Die Bodenseebibliothek der Stadt Friedrichshafen führt mit dem Grundbestand der Bibliothek des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung deren ursprüngliche Bestimmung fort. Sie sammelt und ergänzt alle historisch bedeutsam erscheinenden Quellen und Veröffentlichungen zur Geschichte und Naturkunde des Bodenseeraumes. Hierzu gehören die in den Jahresschriften des Vereins besprochenen Bücher, sowie generell die jährlich in der Bodensee-Bibliographie verzeichneten Neuerscheinungen, Aufsätze und Beiträge. – Für die Mitglieder des Vereins ist mit Ausnahme weniger, sekretierter Bücher die Entleihung auf dem Postwege möglich. Erforderlich ist mit der genauen Titelangabe die einmalige Ablichtung des Mitgliedsausweises und die schonende Behandlung und Rücksendung nach vier-, maximal achtwöchiger Leihdauer. Persönlich verantwortlich für das Leihgut bleibt das genannte Vereinsmitglied. Die Bibliotheksverwaltung erwartet die Einhaltung der jeweils mitübersandten Leihordnung.

Die »Bodensee-Bibliothek« in Friedrichshafen will mit diesem Angebot den Auftrag des Bodenseege-
schichtsvereins unterstreichen: Landesgeschichtliche Studien zu fördern und die Ver-
einsmitglieder über die Lektüre an den Ergebnissen teilhaben zu lassen.

Die Betreuung und Ergänzung der Bodensee-Bibliothek erfolgt durch das Stadtarchiv Fried-
richshafen.



Vorlandvereisung des Bodensee-Rheingletschers in der Würmeiszeit

Eisrandlagen und Entwässerungssysteme
Würm-Maximum bis Konstanz-Stadium

1:250'000

0 10 km

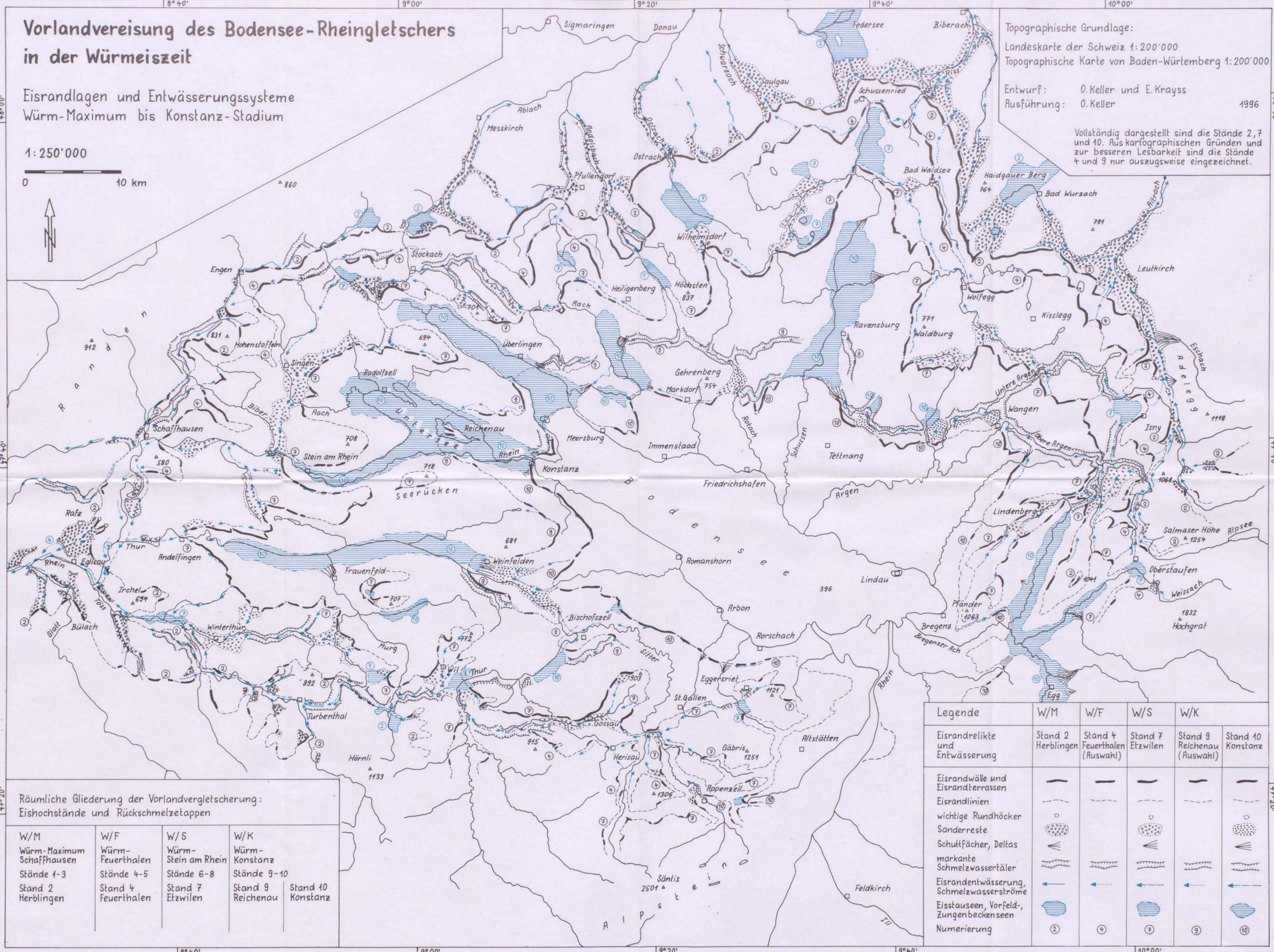


Topographische Grundlage:
Landeskarte der Schweiz 1:200'000
Topographische Karte von Baden-Württemberg 1:200'000

Entwurf: O. Keller und E. Krays
Ausführung: O. Keller

1996

Vollständig dargestellt sind die Stände 2, 7
und 10. Aus kartographischen Gründen
und zur besseren Lesbarkeit sind die Stände
4 und 9 nur auszugsweise eingezeichnet.



Räumliche Gliederung der Vorlandvergletscherung:
Eishochstände und Rückschmelzetappen

W/M	W/F	W/S	W/K
Würm-Maximum Schaffhausen	Würm- Feuerthalen	Würm- Stein am Rhein	Würm- Konstanz
Stände 1-3	Stände 4-5	Stände 6-8	Stände 9-10
Stand 2 Herblingen	Stand 4 Feuerthalen	Stand 7 Etzwillen	Stand 9 Reichenau Stand 10 Konstanz

Legende	W/M	W/F	W/S	W/K
Eisrandrelikte und Entwässerung	Stand 2 Herblingen	Stand 4 Feuerthalen (Auswahl)	Stand 7 Etzwillen	Stand 9 Reichenau (Auswahl) Stand 10 Konstanz
Eisrandwälle und Eisrandterrassen				
Eisrandlinien				
wichtige Rundhöcker				
Sanderreste				
Schutfächer, Deltas				
markante Schmelzwassertäler				
Eisrandentwässerung, Schmelzwasserströme				
Eisstaueisen, Vorfeld-, Zungenbeckenseen				
Numerierung	②	④	⑦	⑨ ⑩

